

1937 PASTORIUS AUSZEICHNUNG 1937

ALBERGMAUS
DEM
HISTORIKER
SCHRIFSTELLER
PÄDAGOGEN



EIN
DANKBARES
AMERIKA
DEUTSCHUM
3. OKTOBER
1937

„DAS HÖCHSTE GUT DES MANNES IST SEIN VOLK“

EX LIBRIS *Alber Faust*

CORNELL UNIVERSITY
LIBRARY

Cornell University Library

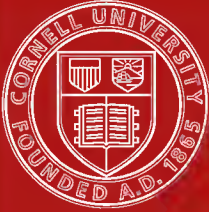
F 865 L71

Californien unmittelbar vor und nach der



3 1924 028 921 570

olin



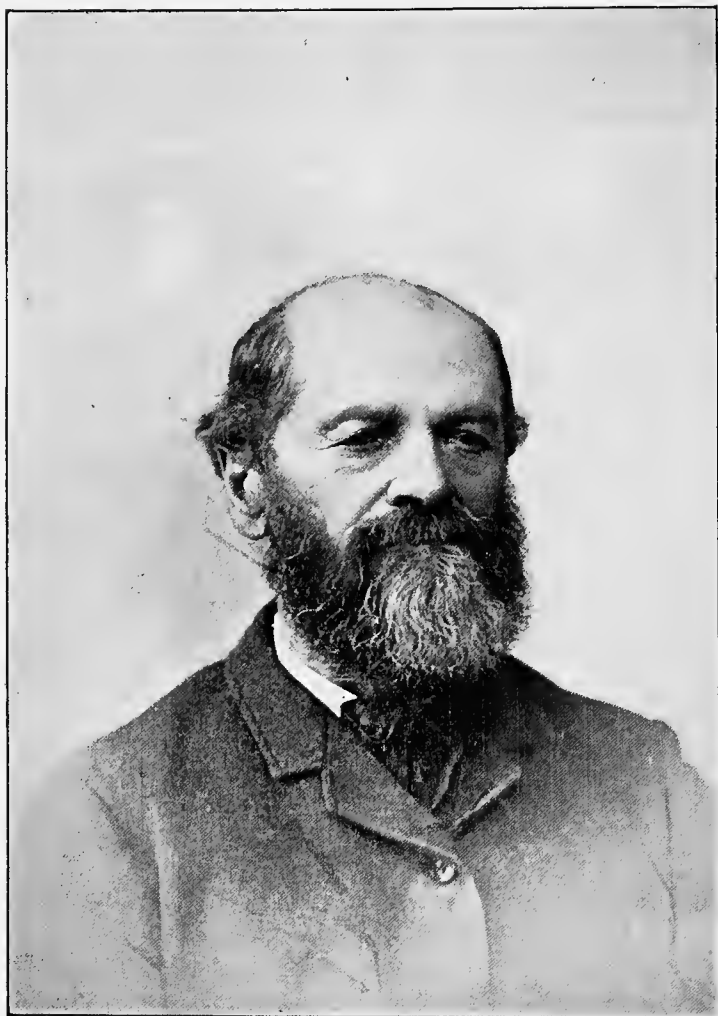
Cornell University Library

The original of this book is in
the Cornell University Library.

There are no known copyright restrictions in
the United States on the use of the text.



F
865
L71



alifornien

unmittelbar vor und nach der Entdeckung des Goldes.

Bilder aus dem Leben des Heinrich Lienhard.

von Biltzen, Kanton Glarus

in

Plawoo, Nordamerika.

Ein Beitrag zur Jubiläumsfeier der Goldentdeckung und zur
Kulturgeschichte Californiens.

→ Nachdruck verboten. ←

1898

fäsi & Beer, Zürich.

ww

F
865
271

+ 276346
~~~~~

Druck von C. Wschmann, Zürich

~~~~~


Inhaltsverzeichnis.

- I. Entschluß und Ausrüstung zu der sechsmonatlichen Reise mit Ochsen-
gespann von St. Louis durch Wildnisse, Urwald, gefährliche Indianer-
gebiete über das Felsengebirge nach Californien.
- II. Beginn der Reise, Hauptsammlung der Emigranten am Indian
Creef.
- III. Aufbruch des gesamten Emigrantenzuges mit 26 Wagen. Reise
bis zum Fort Karamie.
- IV. Vom fort Karamie bis zum fort Britscher.
- V. Vom fort Britscher bis zur letzten Süßwasserquelle.
- VI. Von der letzten Süßwasserquelle bis zur ersten nach der Salz- und
Sandwüste. Die drei schwierigsten Tage der ganzen Reise.
- VII. Munteres Lager an der ersten Süßwasserquelle nach der Salzwüste
und Weiterreise bis zu den heißen Quellen. Gefährliche Partie
wegen Indianerangriffen. Diese stehlen uns fünf Ochsen.
- VIII. Von den heißen Quellen bis zum Uebergang über die Sierra Nevada.
Schicksal früherer Emigranten.
- IX. Uebergang über den Summit und Reise bis zu den Ansiedelungen.
- X. Sutters-fort oder Neu Helvetia. Bekanntwerden mit Sutter.
Sein früheres Leben. Ich werde freiwilliger im Dienste Mexikos.
- XI. Erlebnisse als freiwilliger. Drei Tage an Bord des Kriegsschiffes.
Reise nach St. Jose.
- XII. Reise der freiwilligen bis Montary, wo ich im Spital krank zurück-
bleiben muß. Die zwölfschwänzige Katze.
- XIII. Abdankung der freiwilligen. Rückreise nach Sutters-fort.
- XIV. Anstellung in Sutters geplautem Kunstgarten Minal. Verkehr mit
Indianern und ihre Lebensweise. Ein von mir veranlaßter Prairie-
brand.
- XV. Die Indianer bestehlen mich. Ich verwunde einen derselben. Kriegs-
zug der Indianer behufs Erbeutung von Frauen.
- XVI. Ansichten, Sitten und Gebräuche der ersten Ansiedler. Erlebnisse
in Minal. Kartenorakel zweier Verliebten.
- XVII. Mein Aufenthalt in Sutters-fort. Lerne als Aufseher und Thür-
schließer Sutters Charakter kennen.
- XVIII. Ursachen von Sutters ökonomischer Bedrängnis. Die Entdeckung des
Goldes.

- XIX. Ich werde Goldwäscher. Meine Erlebnisse in den Minen. Corruption in jeder Richtung.
- XX. Bekomme von Sutter anstatt Geld seine Schafheerde. Unglück und Geduldproben. Handel mit den Indianern. Diebereien und Mord. Rachezug der Weißen gegen die Indianer. Beerdigung (Verbrennung) des Häuptlings Könnöck. Nüchtlige Todtenklage.
- XXI. Capitaine Sutters Sohn macht mir das Anerbieten, seine Mutter und Geschwister aus der Schweiz zu holen. Meine Abreise nach der Schweiz.
- XXII. Fahrt von Acupolca nach Panama. Reise durch den Urwald. Fahrt per Canoes auf dem Chagresfluß. Prellerei durch den Schiffskassier. Gefährliche, zweideutige Kutscher.
- XXIII. Ankunft mit der Familie Sutter in San Francisco. Fahrt nach Sacramento. Veränderte Verhältnisse seit acht Monaten. Sutter kann mich nicht bezahlen.
- XXIV. fideles Leben in Eliza City. Entführung eines Mädchens.
- XXV. Bekomme endlich mein Geld. Teure Advokatenrechnung. Ich verlasse Californien für immer.
-

Vorwort.

Der Verfasser des Original-Manuscriptes, dem diese Auszüge inhaltlich, und wo es anging auch wörtlich ganz gleichlautend entnommen sind, war vor 50 Jahren in Californien Angestellter des gegenwärtig als Entdecker des dortigen Goldes bei Anlaß der Jubiläumsfeier vielgenannten Capitain Sutter. Von diesem wurde er sogar mit dem Auftrag betraut, dessen Frau und Kinder aus der Schweiz nach Californien zu holen. Schon diese beiden Umstände allein würden wohl Gewähr dafür bieten, daß man es hier nicht mit einem Roman zu thun hat, aber als abschließender absoluter Beweis kommt dann noch hinzu, daß unser Gewährsmann seine Selbstbiographie ursprünglich nur für seine eigenen Kinder geschrieben hat. Er ging nämlich im Jahre 1844, also vier Jahre vor der Goldentdeckung als strebsamer energischer Mann nach Amerika, um da sein Glück zu machen. Da man schon damals Californien als ein fruchtbares Land kannte und Sutter als Besitzer eines großen, von der mexikanischen Regierung geschenkt bekommenen Landkomplexes in den Zeitungen zur Einwanderung möglichst animirte, so entschloß sich Eienhard, als den wir den Autor schon aus dem Titel des Buches kennen, mit andern Emigranten, die beschwerliche und gefahrvolle Reise dorthin mit Ochsendspann, wie damals noch üblich, zu unternehmen. In Californien nicht nur ohne Geld, sondern noch mit Schulden angekommen, mußte er seinen Lebensunterhalt als freiwilliger in der mexikanischen Armee suchen und nachher wurde er bei Sutter Aufseher über dessen Arbeiter und sein Thürschließer. Als dann im Januar 1848 das Gold entdeckt wurde, so war er es, der die erste Ächtheitsprobe über gefundene Goldkörner in Sutters Schmiede veranstaltete, also bei dieser Epoche machenden Entdeckung tätig war.

Nachdem er später seine obenerwähnte ehrenvolle Mission nicht bloß zur größten Zufriedenheit der ganzen Familie Sutter erfüllt, sondern sich auch in weniger als einem Jahr ein ansehn-

liches Vermögen erworben hatte, verließ er das ihm durch die in Folge der Goldentdeckung rasch entstandene Corruption verhaft gewordene Land und kehrte in die Schweiz zurück, wo er sich verheiratete und in Kilchberg das Gut kaufte, das jetzt der Dichter Conrad Ferdinand Meier besitzt. Hier, wo wir uns kennen lernten und Freunde wurden, wollte er in häuslicher Zufriedenheit die Früchte seiner kurzen, aber denkbar schwierigsten und mühevollen Tätigkeit genießen; aber die relative Untätigkeit und kleinliche Gebundenheit gegenüber seiner abenteuerlichen, abwechslungsreichen Vergangenheit und Freiheit wurde ihm bald so unerträglich, daß er sein schönes Gut verkaufte und wieder nach Amerika zog, wo er gegenwärtig noch als 76jähriger Greis in Nauvoo, der ehemaligen Mormonenstadt, wohnt.

Seine Erlebnisse erzählt er an der Hand eines schon bei der Abreise vom Vaterhause aus geführten Tagebuchs in seiner anno 1870 niedergeschriebenen ca. 1000 Folioseiten haltenden Biographie mit fast peinlicher Genauigkeit und diesem Original-Manuskript entnahm ich das, was allgemeines und besonders kulturelles Interesse hat. Eine authentischere Quelle zur richtigen Illustration und Beurteilung der damaligen Verhältnisse und Zustände in Californien kann es gar nicht geben, weshalb mich die gegenwärtig veranstaltete Jubiläumsfeier zur Veröffentlichung eines Dokumentes ermutigte, das ich vorher bloß als Siegelbrief fünfzigjähriger Freundschaft schätzte. Der Wert desselben wird für Jung und Alt, Arme und Reiche, Ungebildete und Gebildete immer bleiben und stets als ebenso belehrender als interessanter Lesestoff geschätzt werden, denn im ganzen Manuskript befindet sich nicht ein unwahres, bloß zur Ausschmückung gebrauchtes Wort.

Wer schon im Falle war, Original-Manuskripte bedeutend zu kürzen, der weiß, wie schwierig dies ist, wenn nicht Wesentliches weggelassen werden darf und der Faden des Zusammenhanges, sowie die individuelle Schreibweise des Verfassers nicht beeinträchtigt werden soll. Es bittet daher um freundliche Nachsicht

Der Herausgeber.

Zürich, am 50. Verjährungstag der Goldentdeckung in Californien.

I.

**Entschluß und Ausrüstung zu der sechsmonatlichen
Reise mit Ochsendgespann von St. Louis durch Wild-
nisse, Urwald, gefährliche Indianergebiete über das
Felsengebirge nach Californien.**

Als ich mich endlich durch die in Greenville und Highland genossenen Unterrichtsstunden in der englischen Sprache so mächtig fühlte, daß ich eine Stelle als Ladendiener übernehmen zu dürfen glaubte, so trat ich an letzterem Orte in das Geschäft von Böschenstein ein, denn den Gedanken, in diesem Sommer (1846) nach Californien zu kommen, hatte ich bereits als unausführbar aufgegeben, so sehr mich auch die in den Zeitungen von Capitain Sutter erschienenen Schilderungen dahin lockten, denn von meinen Reisegefährten aus der Schweiz, Thomann und Rippstein, hatte ich lange nichts mehr vernommen.

Ich war etwa drei Wochen in meiner neuen Stellung, als ich eines Morgens wie gewöhnlich nach Straßens-Switzerland Boardinghouse kam, um mein Frühstück einzunehmen.

Da man noch nicht zu Tische geläutet hatte, setzte ich mich ein wenig ins Vorzimmer, als plötzlich auch ein Mann erschien, in welchem ich sofort einen Bekannten von Galena erkannte. Es war einer meiner früheren Kameraden, nämlich Thomann, der mich ebenfalls gleich erkannte und mir sagte, daß auch Freund Rippstein da sei und sie sich jetzt für die Reise nach Californien per Ochsendgespann über das Felsengebirge bereit zu machen im Begriffe seien.

Man kann sich vorstellen, welche Gefühle durch diese Mitteilung mit einem Male wieder in mir wachgerufen wurden, nachdem ich nun erst vor ein Paar Wochen bei Herrn Böschenstein eingetreten und auch meine Kasse bedenklich zusammengeschmolzen war, so daß ich besorgen mußte, schon deshalb nicht mitreisen zu können, weil ich schwerlich meinen Anteil an die Kosten für den Ankauf von Ochsen und Wagen jetzt würde

bezahlen können. Gegen meine geäußerten Bedenken, namentlich auch betreffend Beleidigung meines Prinzipals, wußten sie allerlei einzuwenden, indem sie sich bereit erklärten, mir mit dem Nötigen auszuhelfen. Ich hatte also blos auf Mittel und Wege zu denken, wie ich von Böschenstein loskommen könne, ohne ihn zu beleidigen. Ich glaubte bald den Schlüssel hiezu gefunden zu haben, indem mein Plan auf der Tatsache fußte, daß für eine sechs Monate lange Reise durch eine Wildnis ziemlich bedeutende Einkäufe an Lebensmitteln, besonders Kaffee, Zucker, Thee, trockenes Rindfleisch, Schweinefett, Schießpulver, Blei, Schrot, Zündhütchen, Zündhölzer zc. nötig seien, was Alles bei meinem Prinzipal zu haben war, und daß ich ihn damit am günstigsten für meinen Plan stimmen könnte, daß wir alles Nötige bei ihm einkaufen würden. Diese Berechnung gefiel meinen Freunden; ich hatte Herrn Böschenstein schon am ersten Morgen gesagt, daß Bekannte angekommen seien, mit denen ich im vorigen Sommer die provisorische Verabredung getroffen hätte, zusammen die Reise nach Californien zu machen. Gesagt, getan! Als Thomann und Rippstein behufs der Einkäufe ins Geschäft kamen, sagte der Erstere: Eienhard, du tust, wie wenn du bei unserer Equipierung gar nicht beteiligt wärest und du weißt doch, daß du uns vorigen Sommer versprochen hast, die Reise mitzumachen. Ich geberdete mich bei diesen Worten etwas überrascht und erwiderte: Nun, wenn es dem Herrn Böschenstein nichts macht, so verspreche ich Euch aufs Neue, daß ich mitkomme und ich werde mich die nächsten Tage reisefertig machen.

Mein Prinzipal schien eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber das Zusammenbeißen seines Mundes war mir wie immer ein sicheres Zeichen seines Mißfallens. Unter uns Zweien wurde weiter nichts mehr über die Sache gesprochen, bis ich ihm am folgendem Morgen sagte, daß ich mich auf seine gestrige Zusage hin nun ebenfalls zur Abreise vorbereiten müsse. Er wollte anfänglich Schwierigkeiten machen, die indessen damit endeten, daß er mir für die drei Wochen, die ich bei ihm war, keinen Lohn gab.

Wir machten ab, uns mit anderen Emigranten in St. Louis zu treffen, wohin wir mit der Post gelangen konnten. Hier mußten wir vor Allen aus einen starken Wagen und wenigstens zwei Ochsen kaufen. Ersterer kostete 50 Dollars, mußte aber noch mit Bogen und Blache versehen werden; für zwei Gespann Ochsen bezahlten wir je 25 Dollars, also auch 50 Dollars, hatten aber das Mißgeschick, daß das eine Gespann zu schwer war und deshalb gegen ein leichteres, aber auch billigeres ausgetauscht werden mußte. Die Deichsel verstärkten wir mit Eisenbeschlägen der Länge nach, was sich nachher als sehr vorteilhaft erwies. Wir waren zusammen für unsern Wagen fünf Männer, die ich etwas näher bezeichnen muß, damit man ungefähr weiß, aus was für Elementen unsere engere Reisegesellschaft bestand. Thomann und Rippstein waren Reisekameraden aus der Schweiz. Mit diesen kam ein Deutsch=Lothringer, Namens Jins, welcher bis dahin ein Junggesellenleben geführt hatte und daher mit verschiedenem Kochgeschirr versehen war. Er offerirte uns daselbe zum Gebrauch auf der Reise, wenn es ihm dann in Californien wieder als sein Eigentum abgegeben werde.

Selbstverständlich erklärten wir uns einverstanden, da wir sonst eigenes Geschirr hätten anschaffen müssen. Jins war klein aber corpulent. Sein erstes Erscheinen machte auf mich nicht den besten Eindruck. Obwohl selbst Spaßmacher, war er doch sehr empfindlich und sogar jähzornig; doch bereute er es, wenn er zu weit gegangen war.

Der fünfte von unserer Genossenschaft hieß Valentin Diel, ein Darmstädter, der sich schon mehrere Jahre in Amerika aufgehalten und in der letzten Zeit in St. Louis ein Cigarren=geschäft inne gehabt hatte, ohne damit zu reüssiren. Er war nur wenige Jahre älter als ich und körperlich stark, aber litt an einem Übel, das ihn zu körperlicher Anstrengung unfähig machte. Leider war er nicht ganz ehrlich und gerade.

Daß man sich gegenseitig ein Bischen mustert, wenn man eine solche Reise mit einander vorhat, ist wohl selbstverständlich.

Wir hatten nun den größten Teil unserer Reisebedürfnisse

im Reinen und das noch fehlende konnten wir uns in Independence beschaffen. Letzterer Ort und St. Joseph in Missouri waren die zwei eigentlichen Plätze, wo die Emigranten sich noch vollständig für die Wildnisse ausrüsteten. Hier schrieben wir noch unsere letzten Briefe im Bewußtsein, daß von einem Umkehren keine Rede mehr sein könne, wenn der ganze Zug von Wagen den ersten Lagerplatz hinter sich haben werde. Und was kann ein Zeitabschnitt von sechs Monaten an Erlebnissen in sich schließen, wenn man an all' die Schwierigkeiten denkt, welche eine solche Reise unter den günstigsten Verhältnissen darbietet.

Das kleine Dampfboot John Gollang hatte endlich uns mit samt dem Ochsendespänn und unseren Siebensachen an Bord. Es war am 21. April 1846 Abends, als wir St. Louis verließen. Außer Jeffersohn City zwischen dem Landungsplatz von St. Louis und dem von Independence war damals noch nicht viel zu sehen, obwohl es nicht an Städtenamen fehlte. Ein oder zwei Gebäude repräsentirten die betreffenden Städte.

Am fünften Tage spät Nachmittags kamen wir beim Landungsplatz für Independence an. Es war eine öde Gegend am Fuße eines steilen hohen Uferabhanges. Ich hatte zum mindesten einige Häuser erwartet, fand aber, so viel ich mich noch erinnere, nicht einmal dies. Unsere ganze Habseligkeit wurde gelandet, und nachdem wir sie auf unseren Wagen geladen hatten, spannten wir zum ersten Mal unsere zwei Paar Ochsen vor denselben. Der Weg führte einer langen und steilen Anhöhe entlang aufwärts, so daß wir anfangs fürchteten, es möchte zu schwer für die vier Ochsen sein, weshalb wir uns neben die Räder postirten um nöthigenfalls nachzuhelfen. Zu unserer Genugthuung sahen wir aber bald, daß unsere Befürchtungen umsonst waren, denn es war eine Freude zu sehen, wie leicht die arbeitslustigen Tiere den Wagen den steilen Weg hinaufzogen. Auf der Anhöhe angelangt, traversirten wir einen hügeligen Eichenwald, ohne von Independence selbst etwas zu sehen und als es zu dämmern anfieng, entschlossen wir uns, an einer geeigneten Stelle neben der Straße zu kampiren. Der Himmel war etwas

bewölkt, aber es gab keinen Regen. Ganz früh am Morgen brachen wir auf und fanden zu unserer Überraschung, daß wir ganz nahe beim Städtchen gelagert hatten. Seitwärts von demselben war ein schöner bequemer Lagerplatz, wo die Ochsen grasen und wir uns mit den noch nötigen Reisesachen versehen konnten. Unsere alten, schweren, kurzbeinigen Tiere vertauschten wir hier gegen ein Gespann viel leichterer, jüngerer, welche zu unserm jüngeren Paar paßten und kauften dann noch ein weiteres Gespann nebst zwei jungen hochträchtigen Kühen, welche wir ebenfalls unter das Joch zu spannen gedachten. Wir versehen uns noch mit dem nötigen Mehl und schafften uns auch ein zehn Gallonen haltendes Fäßchen an, worin wir unser Trinkwasser mitschleppten. Am hintern Ende des Wagens befestigten wir eine mit beweglichem Deckel versehene Kiste, worin wir unsere Gabeln, Messer und anderes zum Essen benötigte Geschirr aufbewahrten. Es hatten sich allmählig immer mehr Leute eingefunden, welche die gleiche Reise machen wollten und zu diesem Zwecke sich hier vollends ausrüsteten. Darunter befand sich auch ein Schweizer mit Namens Kiburz mit seiner amerikanischen Frau und zwei Kindern. Er hatte zwei Wagen, wovon der eine von seinem alten, aber noch rüstigen und lebensfrohen Schwiegervater Barben gelenkt wurde. Zwei ledige Söhne des alten Mannes, John und Samuel Barben, hatten noch ein Fuhrwerk für sich. Nachdem wir uns das vermeintlich Nötige angeschafft hatten und uns also fertig ausgerüstet wußten, war mein letztes Silbergeld oder Pisteon fort und ich hatte noch drei Kupfercents (15 Centimes). war aber auch bereits schon Schuldner von Thomann, Rippstein und Diel. Zins, welcher anfänglich getan hatte, als ob er Alles bezahlen könne, hatte das gleiche Loos wie ich. Es war bereits der dritte Tag unseres Aufenthaltes hier Nachmittags, als wir endlich unsere Ochsen vorspannten und uns auf der Reise nach Californien begriffen betrachten konnten.

II.

**Beginn der Reise. Hauptsammlung der Emigranten
am Indian Creek.**

Der Tag war recht angenehm, warm, die Prairien grüntem, die Vögel sangen auf allen Seiten ihre Frühlingslieder, die ganze Natur schien den ersten Tag unserer gewagten Wanderung oder besser gesagt, Wüsten- und Gebirgsfahrt nitzufeiern und Alles war voll frohen Lebens. Zins knallte endlich mit der langen Peitsche, was er aus dem Fundament verstand. Er war also der Erste, der unsere Heimat von Ost nach West per Ochsengespann zu schieben begann, wenn wir nicht den Ochsen unseres Vordergespanns diese Ehre zuerkennen wollen. Bald führte unsere Straße, wenn eine von den ärgsten Hindernissen befreite Passage so benannt werden darf, durch ein kleines Stück Wald, wo ein stagnirtes und ein etwas fließendes Wässerchen uns ahnen ließen, daß wir manche Geduldprobe abzulegen haben würden, ehe wir ins gelobte Land kämen. Auf der sich uns aber bald wieder öffnenden Aussicht auf die Prairie sahen wir den Weg, weithin scheinbar gut.

Wir näherten uns langsam einer Baumgruppe, die uns etwa sieben englische Meilen entfernt schien und fanden dann nach leichter froher Zurücklegung dieser Strecke zwei verlassene Blockhäuser, in deren Nähe zwei Quellen uns veranlaßten, hier das Nachtlager aufzuschlagen, weil die Sonne bald unterging. Hier hatte das Zugvieh gute Weide und zum Kochen fand sich auch dürres Holz vor. Was wollten wir mehr? Wer mag wohl hier gewohnt haben und warum hatte man diesen Platz wieder verlassen? fragten wir uns Alle. Erst draußen an dem allgemeinen Sammelplatz der Californienreisenden an dem Indian Creek erfuhren wir, daß dieser unser erster Lagerplatz einst von den

„Heiligen des jüngsten Tages“ als Versammlungsort für ihren Gottesdienst benutzt wurde, wo die Mormonen, Propheten, Priester und Ältesten ihren Andächtigen die Orakelsprüche verkündeten, bis sie von den angrenzenden Heiden und Ungläubigen von Missouri gezwungen wurden, diese Gegend zu verlassen, und dann nach Nauvoo in Illinois, meiner jehigen Heimat, zogen, aber auch von dort im Jahr 1846 vom Volke der Comestip Counties wieder vertrieben wurden.

Nachdem wir am folgenden Morgen nach Beendigung unsers Frühstückes mit dem Aufjochen unsers Reisewagens fertig waren, einer Beschäftigung, die täglich wiederkehrte, brachen wir auf und kamen durch einsame Gegenden, wo nebst den Paar Häusern an der Passage nur hie und da in der ferne eine Farm sichtbar war. Wir hatten bald die Grenzen von Missouri hinter uns und befanden uns in dem damaligen Indianergebiet der Shawnees, eines halb zivilisirten Indianerstammes, der sich mit Landbau und Viehzucht abgab und in festen Wohnhäusern lebte. Ein Streifen Landes in der ferne ließ uns unser erstes Reiseziel erkennen, den Indian Creek, wo sich die Auswanderer zur gemeinsamen Weiterreise sammelten, bis man sich zahlreich und stark genug glaubte, um allfälligen Indianerangriffen erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Schon stand die Sonne tief im Westen, als wir von der Hochprairie hinunter gegen das Thal des Indian-Creek stiegen. Unten am Waldsaume desselben fanden wir die ersten Stellen, die wir etwas schwer passirbar glaubten, waren aber nachher mit noch weit schwierigeren ganz zufrieden.

Mitten im Walde an den Ufern des Indian-Creek trafen wir bereits eine Anzahl Emigranten lagernd, welche uns freundlich aufnahmen. Für das Vieh fand man auf den Prairien die herrlichsten Weiden, dennoch war es geneigt, sich weit vom Lager zu entfernen. Eines Abends fanden wir sogar einen unserer Ochsen nicht mehr, so daß wir den Shawnees einen halben Dollar fürs Suchen bezahlen mußten. Wir vermuteten zwar, sie hätten uns denselben vorerst weggetrieben, um ein Stück Geld zu kriegen.

Da ich eine Scheere, Fingerhut und Nadel, Knöpfe und Faden

immer in einer Schachtel mit mir führte, so benutzte ich diese Mußestunden, um meine Kleider, namentlich den Sommerrock regelmäßig zu flicken und zu ändern und wurde dafür als Germans' Tailor bekannt, was mich indessen durchaus nicht abhielt, auch in der Zukunft meine Kleider zu repariren, wenn ich es für nötig fand. Öfters machten wir kleine Jagdausflüge, meistens den Creef entlang, auf und abwärts. Ich weiß mich aber nicht zu erinnern, daß wir je etwas besseres als Eichhörnchen geschossen hätten. Einmal hieß es, man hätte einen Bienenbaum entdeckt. Einige von uns begaben sich an die bezeichnete Stelle, wo man aus einer Eiche Bienen herausfliegen gesehen haben wollte. Obschon ich damals noch sehr gute Augen hatte, war ich doch nicht im Stande, Bienen zu entdecken. Ich empfand daher wenig Lust, mich an dem Umhauen der dicken Eiche zu betätigen. Da indessen die Andern darauf bestanden, Bienen heraus und hineinfliegen gesehen zu haben, und einander ablösend kräftig drauflos hatten, nahm ich auch daran Theil, wenn schon ich fest behauptete, daß diese in Folge unserer Beunruhigung schon längst ausgeflogen wären. Endlich erlag die kräftige Eiche unsern Streichen und fiel krachend zur Erde, ohne daß Bienen aus dem Loche kamen. Als man aber mit dem Öhre des Beiles stark auf die hohle Stelle schlug, kamen anstatt des gehofften Honigs langsam und vorsichtig zwei ziemlich große, schwarze Schlangen heraus. Wir hatten also diese harmlosen Tiere ungerufen ihrer sicheren Behausung beraubt.

Eines Abends hatte ich bei einem Blockhause, das einer Indianerfamilie gehörte, vorgesprochen und fand das Innere so gut, als ich's bei einer ärmeren amerikanischen Familie nicht erwartet hätte. Alles schien reinlich, auch waren zwei ordentliche Betten da und die Familie bestand aus zwei Frauen in Caliko gekleidet und aus mehreren Kindern, Knaben und Mädchen, welche alle einfach aber reinlich angezogen waren. Ein kleiner Knabe übte sich im Bogenschießen und die Frauen beschäftigten sich mit einer Hausarbeit. Ein Stück Land von 15 bis 20 Ackers ganz in der Nähe des Hauses war mit Mais bestellt. Ähnliche Blockhäuser und kleine Felder konnte man in der Nachbarschaft

noch mehrere sehen. Es beweist dies, daß die Indianer ebenso wohl wie die Weißen hätten aus der Landwirtschaft leben können, wenn man sie nicht bloß verfolgt und vertrieben, sondern kulturell mit ihnen verfahren wäre.

Als ich ein ander Mal am Saume des Waldes dem Flüßchen entlang hinaufgegangen war und dem Lagerplatz zuschritt, kam ich zu einem einzelnen Emigrantenwagen, bei welchem eine schöne junge Frau nebst drei Kindern und einer Dienstmagd stand. Letztere war ein hellhaariges Mädchen von etlichen zwanzig Jahren. Auf die Frage, wohin sie zu reisen beabsichtigten, erhielt ich zur Antwort: „Nach Californien!“ Auf die nächste Frage, warum sie sich denn nicht den Übrigen, wo wir seien, angeschlossen hätten, erhielt ich nur ausweichenden Bescheid und daß ihr Mann, Mr. Hapy, nun gerade abwesend sei, aber bald zurückkehren werde. Man fragte mich, ob ich auch eine Familie bei mir habe, was ich verneinte und bemerkte, wir seien unser fünf unverheiratete Männer, von welchen ich der Jüngste sei. Nun fragte mich das Mädchen, wer uns dann wasche, was ich wahrheitsgetreu dahin beantwortete, daß dies von uns selber besorgt werde. Das robuste Mädchen hatte kaum die Antwort abgewartet, als es erwiederte, es werde schon für mich waschen, wenn ich die Seife liefere. Die Frau machte dieser Bereitwilligkeit damit ein rasches Ende, daß sie, sich zum Mädchen wendend, erklärte: „Lucinda, laß du das nur sein, du sollst genug Arbeit bekommen, ohne daß du auch für andere Leute außer uns, noch waschest.“ Mich hatte Lucindas Bereitwilligkeit ein wenig überrascht und deshalb fühlte ich mich von der Bemerkung der Frau gar nicht verletzt, da sie ja nur das Mädchen an seine Pflicht erinnerte. Von der Lucinda wird man später noch mehr erfahren. Warum sich der Familienvater Hapy nicht zu den andern Auswanderern gesellte, soll daher gekommen sein, daß er in Missouri einen Negerklaven getödtet, und sich deshalb schnell über die Grenzen des Landes geflüchtet habe. Unter den mitreisenden Amerikanern bildeten ein gewisser Mr. Harlon nebst Frau und Kindern und noch sonstigem Anhang den Hauptteil der Gesellschaft, dann kam noch ein Peter

Weimer nebst Frau und mehreren Kindern. Endlich waren noch eine Anzahl Wagen von den 24 Meilen entfernten Independence angelangt, so daß wir im Ganzen 26 Wagen zählten, wenn ich nicht sehr irre. Die Hauptperson von den zuletzt Angekommenen war ein großer Mann von 55 bis 60 Jahren, Jadgomore mit Familie und mehreren Angestellten und noch andern Familien. Den alten Jadgomore machte man zum Capitain der Gesellschaft, dessen Pflicht es sein sollte, am Abend den Lagerplatz zu bestimmen und sobald es nötig würde, die Wachen zu ernennen und zu ordnen, und man vereinbarte hier ein Tagesprogramm für die Reise, nach welchem gleich von Anfang an jedem Wagen sein Platz angewiesen wurde, nämlich dasjenige Fuhrwerk, welches an dem betreffenden Tag das erste im Zug war, mußte am nächsten Tag das letzte sein, so daß von 26 Wagen in 26 Tagen der gleiche Wagen nur einmal ganz vorn oder ganz hinten zu stehen kam. Abends, nachdem der Lagerplatz ausgewählt war, wurden die vordern 15 Wagen auf der einen, gewöhnlich rechten Seite im Halbkreis aufgefahren und die hinteren bildeten dann den anderen Halbkreis links und vorn wie hinten blieb der Kreis etwa 10 bis 15 Fuß breit offen. Auf diese Weise bekam man einen ziemlich großen Platz in der Mitte zwischen den Wagen, in welchen alle Morgen das Vieh zum Aufschirren getrieben wurde. Sollte man mit den Indianern in Unannehmlichkeiten kommen, so war dieser Platz als Sammlungs- und Verteidigungs-ort bestimmt.

Da man der Ansicht war, daß man nun stark genug sei, um sich gegen allfällige Indianerangriffe mit Erfolg zu verteidigen, so ging am 12. Mai der Ruf zum Aufbruch durch das Lager.

III.

Aufbruch des gesamten Emigrantenzuges mit 26 Wagen. Reise bis zum Fort Laramie.

Man hatte nicht im Sinne eine große Station zu machen, weil es noch ziemlich viel Arbeit gab, alles in den kleinen Raum eines Wagens zu verpacken und so kam es erst nach Mittag zum wirklichen Aufbruch. Hurrah, wie knallten da plötzlich die Peitschen ringsum und die Rufe get up! chee! oh! haw! zc. bildeten eine eigentümliche Melodie.

Aber, o weh, ein kurzer dicker Fuhrmann, Namens Hermann, gelangte schon in eine weiche Stelle, wo seine Wagenräder so tief einschnitten, daß seine vier Ochsen diese nicht mehr herausbrachten. Wir mußten also zu Hülfe, ehe wir den Lagerplatz recht hinter uns hatten. Unser Gespann wurde vorausgenommen und nachdem unser Hermann seinen Tabakknäuel blitzschnell von einem Mundwinkel zum andern geschoben hatte, waren wir bald auf soliderem Boden und Hermann wieder guten Mutes.

Mit dem ersten Tag hatte ich angefangen eine Art Journal zu führen, von welchem mir leider ein Teil, worin die ersten Aufzeichnungen waren, verloren ging. Ich kann somit unmöglich die Daten genau angeben, wo wir im Anfang jedesmal gelagert hatten, was indessen nebensächlich ist. Sobald sich diese Beschreibung wieder auf spätere Erlebnisse bezieht, kam ich wieder genauer sein.

Da wir fünf Männer für unser Fuhrwerk waren, so hatte Jeder nur je am fünften Tag die Peitsche zu führen. So war's auch mit dem Kochen. Thomann war kein Fuhrmann, deshalb verständigte er sich mit Jins dahin, daß letzterer für ihn fahren und Jener für ihn kochen solle. Rippstein, Diel und ich wechselten pflichtgemäß ab. Den größten Teil durch Kansas, damals

Indianer-Territorium genannt, hatten wir die drei Joch Ochsen an dem Wagen gespannt, während wir die trächtigen Kühe, mit anderm Vieh neben oder hinter den Wagen her trieben.

Da wir weder Pferde noch Maultiere zu eigen hatten, waren wir genötigt, das Treiben selbst zu verrichten, was bei trockenem, warmem Wetter nicht gerade anstrengend war. Wenn aber ein starker Tau fiel, was eine Zeit lang beinahe jede Nacht geschah, oder wenn es regnete, so war das etwas Anderes. Von dem hohen Prairiegras wurden die Kleider bis zum Oberkörper ganz durchnäßt. In diesen mußte man sich zum schlafen niederlegen und es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß sie am Morgen noch sehr feucht waren. Thomann, Rippstein und Diel suchten zu Anfang der Reise des Nachts innerhalb des Wagens ein Unterkommen, also über unsern Lebensmitteln und dem Gepäck, somit konnte von Bequemlichkeit oder gar Comfort keine Rede sein. Zins und ich machten unsere Betten resp. Lagerstellen oder Schlafstellen unter dem Wagen. Ersterer hatte sich von seinem Junggesellenleben her eine kleine Matratze, eine kleine Wattendecke und eine Wolldecke nebst einem Federkissen mitgenommen und war somit am bequemsten gebettet. Was mich anbelangt, hatte ich als Bettzeug nur einen guten, großen und warmen Büffelpelz, in welchen ich mich des Nachts vollständig einrollte; bei feuchter Witterung mit den Haaren nach außen. Um mein Bett zum Schlafen fertig zu haben, erforderte es ungemein wenig Arbeit, auch fand ich dieses recht warm und angenehm, so daß ich nicht mit Zins hätte tauschen mögen.

Schon am zweiten Tag nach unserer Abfahrt schlossen sich auch die Wagen an, worin sich Mr. Hapy mit der schönen Frau und Kinder, sowie die famose Lucinda befanden, auch kam noch ein großer, starker, junger Mann, Mikka oder Mikke, mit einem zweiten Wagen dazu. Wir machten etwa 10 Meilen und lagerten dann in dem flachen Uferland eines kleinen Flügchens. Die Reservation der Shawnee Indianer war bald durchschritten und dafür diejenige der ebenfalls halb zivilisirten Delaware-Indianer betreten. Die Gegenden blieben sich für beträchtliche

Distanzen ähnlich. Über Mangel an Gras, Wasser, Holz zum Feuern konnten wir uns nicht beklagen.

Nach einigen Tagen schon hatte auch Alles eine gewisse Regelmäßigkeit angenommen. Das Vieh ließ sich besser handhaben, jedes Stück fing an, die ihm beigelegten Namen, sowie die Kommandorufe zu verstehen. Auch war mit jedem Tag die Gefahr, daß sich das eine oder andere von der Hauptheerde entfernte, geringer. Die erste Beschäftigung, nachdem der Wagenkreis am Abend gebildet war, bestand darin, das Zugvieh abzujochen. Dann beeilte sich Jedermann das nötige Brennmaterial herbeizuschaffen. Diejenigen, welche Zelte mit sich führten, schlugen diese auf. Rings um den Wagenkreis wurde Feuer angefacht und bald hörte man das Knattern bratenden Speckes und roch das Aroma des Kaffees. Da und dort sah man verschiedene Reisegenossen an irgend einer Mehlspeise arbeiten. War Jemand so glücklich ein Wild zu erlegen, was übrigens selten war, so gab's Braten oder Gedämpftes.

Sobald das Abendessen vorüber und das Geschirre beseitigt war, unterhielt man sich in verschiedenen Gruppen über allerlei Dinge, oder es wurde gesungen. Die zunehmende Dunkelheit mahnte zur Ruhe. So lange man sich im Lande der Shawnee-Indianer wußte, hielt man das Aufstellen für Wachen unnötig, man überließ das Wachthalten den einzelnen Hunden. Kiburz hatte einen kurzbeinigen starken Bulldoggen bei sich, ein sehr wachsameres Tier, das aber nicht schnell laufen konnte; zu letzterem Zweck benutzte man die vorhandenen Windhunde.

Obwohl die Fahrten schon im Anfang nicht immer am besten waren, da es mitunter kleine Wasserrinnen gab und die Wagen dann in den weichen Boden tief einschnitten, so daß wir mit Vorspann helfen mußten, so hätten wir später doch gerne mit solchen Wegen vorlieb genommen. Dann galt es allgemein mitzuhelfen und Hand anzulegen, denn Jedermann fühlte sich berechtigt, im Notfalle die Hülfe der Andern anzusprechen. Wir waren endlich im Lande der Kansas- oder Koh-Indianer angelangt, ohne in der Beschaffenheit des Bodens viel Veränderungen

getroffen zu haben. Wie früher fanden wir Wald nur an Bächen und Flüssen und gewöhnlich gar nicht breit von den Ufern weg. Alles war Laubholz aus Eichen, Elmen, Hackberry, Birken zc. bestehend. Die Bäume waren meistens schlank, ohne großen Umfang. Eines Tages durchfuhren wir eine sehr schöne Landschaft mit freundlichem Hügelland und rieselnden Bächen und gelangten dann zu einem einzelnen Blockhaus. Mehrere unserer Mitreisenden blieben neugierig stehen, um in's Innere hineinzuschauen. Ich that dies ebenfalls und sah eine Halbindianerin von etwa dreißig Jahren nebst einer weißen Frau und neben dieser saß ein schlankes, weißes Mädchen in einem schönen Calikokleid. Wir Alle waren von der großen Schönheit dieses Mädchens überrascht, denn auch unsere Frauen schienen so viel Schönheit und komfortable Hauseinrichtung hier in der Wildniß nicht erwartet zu haben. Obschon die jüngere Frau das Englische vollkommen zu sprechen schien, so war sie absolut nicht mittheilsam, so daß wir mit raten verlieh nehmen mußten. Es stellte sich nachher heraus, daß dies die Familie eines Indianerhändlers war, also eines Weißen, der mit den Indianern Handel trieb. Da die Sonne sich dem westlichen Horizont genähert hatte, wollten wir die Durchfahrt durch das Flüsschen und den niedrigen Uferwald nicht mehr wagen. Wir trieben unsere Fuhrwerke etwa eine halbe Stunde aufwärts am Uferstrand, um da zu lagern.

Nach dem Nachtessen, als es schon dämmerte, gingen Einige von uns nach dem Vieh zu schauen, als auf einmal von einem ziemlich hohen Hügel herab auf der anderen Seite des Flüsschens ein Geschrei zu hören war, welches sehr dem Lärmen der Schulkjugend glich, wenn diese aus der Schule entlassen wird. Alle Tonarten schienen darin vertreten von jüngern und ältern Knaben und Mädchen. Für uns war dieser jubelnde Lärm etwas Neues, es bildete indessen nur den überraschenden Anfang einer Musik, die wir noch oft zu hören Gelegenheit hatten, denn es war das Geheul eines Rudels Prairiewölfe. Wir hatten keine Lust mehr in der Nähe dieser Bestien zu lustwandeln und zogen uns ins Lager zurück.

Am nächsten Tag machten wir uns zeitig auf den Weg. Wir mußten wieder das Blockhaus mit der schönen Bewohnerin passiren und fuhren dann zum Flußbett hinunter, in welchem ein kleines, schönes Wässerchen dahineilte. Die Überfahrt ging ohne Schwierigkeit von statten. Als eine große Schar grüne Vögel unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, entdeckten wir, daß es lauter Papageien waren und zwar die ersten und letzten, die ich in den Vereinigten Staaten gesehen habe.

Wir begegneten dann zum ersten Mal einer Anzahl Roh-Indianer, welche sich am frühen Morgen in unsere Lagnernähe wagten, ohne uns jedoch im Geringsten zu belästigen. Es waren große, junge, halbnackte, schmutzig aussehende Burschen, die noch wenig von ihrem ursprünglichen Wesen verloren zu haben schienen. Je weiter wir vorwärts gegen Westen kamen, desto mehr faselte man von Indianergefahren und doch hatte man es bis jetzt unterlassen, des Nachts Wachen auszustellen. Unsere Gesellschaft war durch den Anschluß einiger weiteren Wagen zu mehr als dreißig angewachsen und es schien uns, daß durch diesen Zuwachs unsere Verhältnisse sich nicht besser stellten. Einzelne Familien wollten sich über die andern erheben, was Unzufriedenheit hervorrief. An den Abenden, die meistens schön und warm waren, wollten die jüngeren Genossen sich amüsiren. Einen der ersten Anlässe dieser Art vernahmen wir fünf Kameraden — doch nein, nur viere von uns, denn der fünfte war der Beteiligte an der Sache selbst — gleich nach dem Nachtessen. Es sammelten sich nämlich bei unserem Wagen nach und nach eine große Anzahl Mitreisende, ohne daß wir den Grund dieser Ansammlung kannten. Schließlich erfuhren wir, daß man gekommen sei, um einer Hochzeit beizuwohnen, da einer von uns sich ja verheiraten wolle. Wir hielten die Sache anfangs für einen schlechten Witz, bis wir uns überzeugen mußten, daß etwas an der Sache sei, indem man den Zins mit der zuvorkommenden Waschjungfrau Lucinda am Arm spazieren gesehen hatte. Zins leugnete dies aber beharrlich, bis ein junger Mann, Namens Benjamin Gordon, kam und erklärte, er sei da, um das Amt eines Justice of the peace zu übernehmen, auch

erschien Fräulein Lucinda in einem etwas bessern Anzug als gewöhnlich. Schließlich gestand Zins, daß er den Mr. Gordon wirklich berufen habe, aber bloß einen Spaß machen wollen, da er zum Heiraten zu arm sei. Unter allgemeinem Lachen mußte die vermeintliche Braut wieder in ihre alte vierrädrige Behausung zurückkehren, wo sich ihre armseligen Kleidungsstücke befanden. Lucinda hat später Mr. Hapy verlassen und bei der Familie Harlan Aufnahme gefunden. Bei dieser war auch ein armer, aber schön gebauter, gutmütiger Junge von 18 Jahren zum Treiben des Ochsengespanns angestellt. Er hieß Alfred und entschloß sich dann, die Lucinda zur Frau zu nehmen. Jemand ein Mann unserer Gesellschaft gab sie nach Squire-Manier zusammen, aber ohne Lizenz (Erlaubnischein), wonach sich Beide als regelrecht verheiratet betrachten durften, aber sich schon des folgenden Tages wieder trennten. Den Grund hievon vernahm man nie. Wenn ich solche Detailerlebnisse mit dem Ganzen verbinde, so tue ich das nicht etwa in der Meinung, daß solche Einschaltungen mit besonderem Interesse gelesen werden sollten, aber ich betrachte diese als notwendig, um dem freundlichen Leser ein genaues Bild über Alles zu ermöglichen, was auf einer solchen Emigrantenreise vorkommen konnte. Ich habe diese Erlebnisse an der Hand des damals geführten Journals erst in meinen alten Tagen niedergeschrieben und zwar bloß für meine eigene Familie bestimmt, was ich zu berücksichtigen bitte, wenn das Manuscript etwa der Entdeckung des Goldes wegen zur Veröffentlichung benützt werden sollte.

Mit unseren Kühen hatten wir in der Folge viel Mühe und Arbeit, denn beide hatten gefalbert. Die Kälber wurden schon am zweiten Tag geschlachtet und das Fleisch theils frisch, theils gefalzen mitgenommen. Als wir den Lagerplatz verließen, wo die Kuh ihr Junges noch gesehen hatte, hatten wir große Mühe, sie mit dem übrigen Vieh voranzutreiben, indem sie jede Gelegenheit benutzen wollte, um wieder umzukehren. Wir waren wohl zwei Meilen vom Lagerplatz entfernt, wohin wir die Kühe mit großer Mühe gebracht hatten, als eine derselben

wirklich die erste Gelegenheit zur Umkehr benützte. Ich erbat mir von einem Knaben, der auf einer Stute in einem Damensattel saß, sein Pferd, um die Kuh einzuholen. Es gelang mir dies erst, als wir ganz nahe am frühern Lagerplatz waren und das mütter-sorgliche Tier sich überzeugt hatte, daß ihr Junges nicht mehr da sei. Von da an hatten wir auch wegen dem Melken ziemlich Mehrarbeit. Später spannten wir die Kühe ebenfalls unter's Joch, so daß sie uns auch als Zugtiere nützlich wurden.

Eines Tages rief mich ein junger, lustiger Mann, Namens Sherman zu sich in seinen Wagen. „Wir müssen auf den Abend einen Spaß machen,“ meinte er, „es ist dazu schon Alles verabredet und Sie können es Ihren Kameraden auch mittheilen, nur müssen Sie bei der Sache stille sein, damit der Spaß nicht verdorben wird.“

Er erzählte mir nun, daß in unserer Gesellschaft ein Mann, Namens Inmann sei, der gar so gern Capitän unsers Zuges werden möchte. Man habe nun beschlossen, Mr. Inmann zum Capitän zu machen, ohne den wirklichen, also den Mr. Moore abzusetzen, nur der große Halb-Indianer in Richter Moore's Begleitung werde scheinbar opponiren, um dann am nächsten Tage wieder Alles rückgängig machen zu können. Inmann war seiner Vorwitzigkeit, Naseweisheit und Eitelkeit wegen nicht beliebt und deshalb wollte man ihm einen „Schabernak“ spielen.

Am Abend nach dem Nachtessen wurde die Versammlung durch Harlens großes Mittagshorn zusammengerufen und der kleine witzige Sherman machte die Anwesenden, die alle eingeweiht waren, mit dem Zweck der Zusammenkunft bekannt. Gegen den bisherigen Capitain brachte er keine Klagen vor, als daß er zu diesem Amt zu alt und zu wenig energisch sei. Dem neu zu wählenden Capitain stellte er in Aussicht, daß man sich in Californien dankbar erweisen und ihm zu einer einträglichen Stelle verhelfen werde, wenn er dieses Ehrenamt zum Wohle der Gesellschaft verwalte u. s. w. Ähnlich sprachen noch mehrere Mit-verschworenen und man rief stürmisch nach Mr. Inmann, damit er offen erkläre, ob er glaube, er könne dieses Amt zur allge-

meinen Zufriedenheit übernehmen und verwalten. Nun trat Mr. Inmann in den für ihn offen gelassenen Kreis und gab mit den eigenartig halb geschlossenen Augen die Versicherung, daß er sich fähig fühle, dieses Ehrenamt zu übernehmen und verspreche für das Wohl der Gesammtheit Alles zu tun, was in seinen Kräften liege.

Schon war man im Begriff, ihn als Capitain auszurufen, weil Alles einverstanden schien, als eine Bassstimme aus dem hintern Kreis der Männer ums Wort bat. Es war der große Halbblut-Indianer. Derselbe hatte gar viel gegen Inmann vorzubringen, z. B. er sei ja ein halber Narr, ein überspannter Kerl, der nur gerne andere Leute kjoniren möchte, so eine Art Negertreiber, was man schon nach einem Tage einsehen werde. Da die Wahl eine abgemachte Sache war, um nachher den armen Inmann recht zu demütigen, so half keine Gegenrede und Inmann wurde gewählt, worüber er wohl selber am meisten entzückt war, denn er war zu dumm, um einzusehen, daß man ihn nur zum Besten haben wollte. Einige Männer trugen ihn in tumultuarischem Jubel auf den Schultern, andere warfen die Hüte vor Freude in die Luft.

Der Tumult legte sich allmählig und man suchte die Schlafstellen auf. Der neue Capitain Inmann mag wohl der Letzte, gewesen sein, der einschlieff, denn Freude wie Besorgnisse über seine Aufgabe hatten wohl seine ruhige Überlegung in Beschlag genommen.

Am Morgen, lange vor Sonnenaufgang ertönte abermals Harlons Belchhorn und zwischen den einzelnen „tuth“ „tuth“, vernahm man Capitain Inmanns Stimme. Der einfältige Mensch glaubte in seinem Eifer, nicht genug tun zu können und trieb überall zur Eile an, während es noch alle Zeit zum Aufbrechen war. Auch während des Marsches glaubte er überall anspornen zu müssen, so daß man zu brummen und schimpfen anfing.

Am Abend erreichte man den Big blue River, dessen Uferbänke sehr hoch und steil waren. Da auch das Wasser tief war wollte unser Capitain nicht, daß die Wagen zu rasch hinabfuhrten,

deshalb beorderte er die Fuhrleute, zu halten und mit Bickel und Schanfel eine bessere Zufahrtstraße zu machen, was wieder Unzufriedenheit hervorrief, obwohl seine Anordnungen keineswegs ungeschickt waren. Die vordersten Fuhrwerke wurden jetzt in den Fluß hineingetrieben, aber es stellte sich heraus, daß das Wasser tiefer war als man meinte und einige Wagenbetten durchnäßt wurden. Überhaupt suchte man eine Scheinursache, um Inmann schon am Abend wieder abzusetzen und da und dort hörte man Schimpfworte wie „Thor“, „Tyrann“, „Narr“.

Als das Nachtesfen vorüber war, ließ sich plötzlich Harlons Blechhorn hören, als Aufruf zu einer neuen Versammlung. Selbstverständlich war Inmann der erste auf dem Platz, um zu sehen, wer in sein Amt eingreife und um dagegen zu protestiren, doch umsonst! Das Blasen und Rufen nahm kein Ende bis sämtliche Männer zur Stelle waren. Die Versammlung wurde zur Ordnung gerufen und es regnete förmlich Anklagen gegen den eintägigen Capitain, so daß dieser anfangs ganz verblüfft dastand, denn nach seiner Ansicht hatte er ja sein Möglichstes zum Wohle des Ganzen getan.

Obgleich ich auch Anteil an dieser Comödie genommen hatte, so empfand ich doch Mitleid mit dem armen Peter.

Unter den Anklägern war der Halb-Indianer der Hervorragendste; er wußte eine ganze Reihe von Beschuldigungen vorzubringen und wurde von Mehreren unterstützt, welche namentlich hervorhoben, daß Capitain Moore ja nicht abgesetzt worden und somit der einzige legale Capitain sei. Inmann suchte vergeblich, sich zu verteidigen und die ungestümen Forderungen zur Abstimmung veranlaßten endlich den Anstifter des rohen Scherzes, Mr. Shermann, diese vorzunehmen. Er erklärte, daß diejenigen, welche Mr. Inmann auch noch fernerhin als Capitain behalten wollten, auf seine Seite hinüberkommen und sich da aufstellen sollten, wer aber wünsche, daß Richter Moore Capitain sein solle, der möge auf der entgegengesetzten Seite bleiben. Scheinbare Freunde von Mr. Inmann verlangten Zählung der Stimmen und letzterer hoffte noch auf einen schließlichen Sieg, weil so viele Stimmende

auf der Seite von Shermann standen. Seine Freude war sichtlich und er maß selbstbewußt seine Gegner. Erst als die Zählung begann, traten fast Alle auf die Seite der Gegner. Der arme Teufel dauerte mich gar zu sehr und ich veranlaßte Thomann, Rippstein und Diel zu bleiben. Auch Shermann, der Anstifter der Verschwörung blieb auf unserer Seite, damit Innmann nicht zur Kenntnis komme, daß er keine Freunde mehr habe. Wie ich mich überzeugen konnte, hatte der arme, eintägige Hauptmann schließlich noch Vorwürfe von seiner Frau einzustecken, da sie wahrscheinlich den Plan früher durchschaut hatte als er. Ich erzähle diese unehrenhafte Handlungsweise von Männern, die ernstest Gefahren entgegengehen mußten und die Pflicht hatten, sich gegenseitig zu unterstützen, nur, um zu zeigen, was für Elemente hier zusammengewirkt haben. Ich selber schäme mich, an dieser rohen That Anteil genommen zu haben, wenn ich auch nicht im Entferntesten daran gedacht hatte, daß man den Scherz so weit treiben würde.

Ich bin vielleicht in Folge des Abhandenkommens einiger Journalnotizen nicht ganz in der richtigen chronologischen Reihenfolge geblieben, was ich zu entschuldigen bitte, sofern dadurch das Verständnis erschwert werden sollte.

Wir waren schon vor dem vorhin Erzählten öfters mit Kansas-Indianern zusammengetroffen, welche meistens von uns kleine Gaben forderten, weil man uns erlaubte, durch ihr Land zu ziehen, wo unsere Jungtiere ihr Gras fraßen und wir von ihrem Holz unser Feuer unterhielten. Eines Abends kamen nach dem Aufschlagen unsers Lagers auf offener Prairie mehrere dieser Kerls zu uns. Einige hatten auf ihren borstigen geschorenen Schädeln Hörner von sechs bis acht Zoll Länge, an welchen Bändchen, Federn und Geflütter hingen. Vielleicht waren es Krieger oder Häuptlinge. Einer von ihnen hatte eine Narbe auf dem Kopf. Als ich ihn mit Zeichen fragte, ob er einen Hieb mit einem Tomahawf erhalten habe, zeigte er wenig Freude an dieser Frage zu haben. Als es zu dunkeln anfang, machten wir ihnen begreiflich, daß sie nun unser Lager verlassen möchten, was sie

sofort thaten. Ein andermal führte uns der Weg durch einen Wald, in welchem wir einige tiefe morastige Senkungen passieren sollten. Da man allgemein befürchtete, wir würden hier zu tief einsinken, hatte Zins sich schnell mit einer Art auf eine nahe-
stehende Eiche begeben, um von derselben einige Aeste herunter-
zuhacken, welche man in den Graben legen wollte, damit die
Räder weniger tief einsinken würden. Die Indianer, deren mehrere
da waren, hatten kaum die Absicht erkannt, als sie ganz ent-
schieden dagegen protestirten, man müsse zuerst den Häuptling
darüber befragen. Sofort lief einer von ihnen hinweg, um den
Häuptling darüber zu beraten oder diesen mitzubringen, was
nach einer kurzen Weile geschah. Die Anwesenden zeigten ihm
die Aeste, welche Zins herunterhacken wollte und der Häuptling
gab sofort seine Erlaubnis dazu. Nachdem man die zudringlich
bettelhaften Indianer mit allerlei Kleinigkeiten als eine Art Tribut
los geworden war und die offene, schöne Prärie wieder erreicht
hatte, fuhren wir noch einige Meilen weiter und lagerten uns
dann, ob schon es noch nicht Nacht war, in der Nähe guten Wassers.
Am diesem Abend kam ein junger Indianer in unser Lager, dessen
Gesicht und kurzgeschorener Schädel mit allerlei Farbstrichen be-
malt waren, auf dem Scheitel hatte er einen Haarbüschel von
mehr als vier Zoll Länge. Der Kerl war ziemlich gut gekleidet,
sprach ein wenig englisch und schien viel von sich zu halten. Er
glich, auf deutsch gesagt, einem Windbeutel und sang viel in
unerquicklichen tiefen Tönen, deren Melodie aus drei oder vier
verschiedenen Lauten bestand. Sein Zweck schien kein anderer zu
sein, als etwas zu betteln und dabei war er nicht besonders
pretenziös, sondern nahm, was man ihm gab. Am nächsten Morgen
früh war er wieder da, sang wieder einige Töne und lobte sich
wieder sehr. Er suchte uns begreiflich zu machen, daß wir good
poor Inshurn zu großem Dank verpflichtet seien, weil man uns
durch ihr Land passieren lasse. Einige von unsern Eßwaren wies
er nicht ab und als wir endlich von der Stelle hinwegtrieben,
ging er in entgegengesetzter Richtung, wahrscheinlich in sein Lager.

Am einem schönen Nachmittage hatten wir die Ueberfahrtstelle

des Kansasflusses erreicht. Das Wasser war trüb, aber glücklicherweise nicht hochgehend. Ein Indianer, den wir hier trafen, wollte uns einen alten verbogenen Dragonersattel verkaufen, weil dies ja eines Weißmanns Kriegswaffe sei. Als wir auf den Handel nicht eingehen wollten, war er sehr unzufrieden. Den Fluß überschritten wir am Abend nicht mehr, weil wir uns bei allfälligen Hindernissen sonst getrennt hätten. Hier befand sich eine kleine Fähre aus einem Flachboot und dieses benutzten wir zum Uebersetzen der Wagen, denn es besaß gerade die Tragkraft für einen solchen. Das Boot wurde, sobald der Wagen eingeladen war, an einem auf die andere Seite reichenden Seil hinübergezogen, was bis am Mittag bewerkstelligt war. Das Vieh trieb man hinüber und zwang dasselbe an den tiefsten Stellen zum Schwimmen, was der dümmste Ochse besser versteht, als mancher Professor. Alles ging vortrefflich von statten. Bei hohem Wasserstand wäre dieser Uebergang nicht leicht ausführbar gewesen.

Weil das Wasser angenehm warm war, so kam ich auf den dummen Einfall, mich in den Kleidern ein wenig im Schwimmen zu üben und einfach dann die Kleider am Leibe trocknen zu lassen. Zum Glück machte mir dieses thörichte Bad nichts.

Auf der Weiterreise hofften wir immer vergeblich auf Erlegung eines Wildes. Ich hatte einmal gehört, wie man es anstellen müsse, um eine Antilope auf Schußnähe heranzulocken und gedachte bei der ersten Gelegenheit das Probestück zu machen. Um Kugeln verwenden zu können, hatte ich meine Kentucky-Büchse für einen sogenannten Floridayager (Regierungs-Karabiner) vertauscht, welcher eine halbunzige Kugel schoß. Dieser Karabiner war eine sichere Jagdbüchse auch für größeres Wild, aber besaß den Fehler, daß sich das sogenannte Kanin zu leicht verstopfte, weil es etwas zu eng war und die Büchse dann im gegebenen Moment nicht losging. Ich war eines Tages unserem Wagenzug wohl eine Meile voraus und trug diese Büchse bei mir, als ich zu meiner Rechten nicht weit vom Weg einen Antilopenbock ruhig weiden sah. Mich der Jagdlist erinnernd, von der ich einmal gelesen hatte und oft erzählen hörte, machte ich augenblicklich davon

Gebrauch. Ich legte mich auf den Boden ins Gras, zog den Ladsack heraus und befestigte an dessen dünnerem Ende mein buntfarbiges Taschentuch; dieses ließ ich dann im Winde flattern und hielt mich ganz ruhig. Als der Bock sich eine kleine Strecke entfernt hatte, machte er Halt, um sich umzusehen und erblickte anstatt meiner das Mastuch. Darüber neugierig geworden, fing er an sich langsam zu nähern, stand dann still, bis wieder einige Gräser ab und kam, so einen Kreis beschreibend, immer näher. Sobald sich aber das Taschentuch zufällig schneller und stärker bewegte, sprang das Tier wieder einige Schritte rückwärts, immer wieder auf das Taschentuch blickend und dann trieb die Neugierde es wieder näher und näher, so daß ich mich des Gelingens sicher wähnte, denn die Entfernung mochte nur noch etwa dreißig Schritte betragen.

Da ich jetzt das allmälige Herannahen unserer Wagen befürchtete und es mir vorkam, als ob auch die Antilope unruhiger und ängstlicher würde, so durfte ich nicht mehr länger mit Schießen warten. Der günstige Moment, endlich meinen längst gehegten Wunsch bald erfüllt zu sehen, regte mich so auf, daß ich meinen Karabiner absolut nicht ruhig zu halten vermochte. Da die Distanz so kurz war, daß ich glaubte unmöglich fehlen zu können, so drückte ich trotz aller Unsicherheit ab und — krach —! Aber o weh! Die Sterbestunde hatte dem Bock noch nicht geschlagen; das Tier war sicherlich auch nicht verletzt, denn es eilte in graziösen Sprüngen von dannen. Was ich in diesem kritischen Moment empfunden — denken konnte ich ja nicht mehr in dieser Enttäuschung — das kann höchstens ein Jäger mitempfunden, wenn er ähnliche Erlebnisse gehabt hat, oder ein Professions- schütze, der die Schützenfeste besucht und dann im kritischen Augenblick das Schußfieber bekommt. Wäre mein Ziel eine Maus oder ein Spatz gewesen, so hätte ich sicher nicht gefehlt, denn in Kalifornien war ich fast immer meiner Beute sicher.

Ehe ich meinen Nerger verarbeitet hatte, kam der Wagenzug an. Ich hütete mich aber wohlweislich, meine Jagdaffäre zur Sprache zu bringen.

Unsere Compagnie war durch den Anschluß weiterer Wagen auf 53 angewachsen, es ist daher einleuchtend, daß Meinungsverschiedenheit in manchen Beziehungen entstehen mußten, wenn sie auch nicht so bald zur Geltung kamen. Man hatte eines Abends in der Nähe einer andern nur aus 14 Wagen bestehenden Gesellschaft gelagert, deren Capitain Dickson hieß. Da wurde von mehreren unserer Gesellschaft beraten, ob man nicht besser tun würde, sich dieser anzuschließen, ohne jedoch zu einem Schluß zu kommen. Wir fünf Männer waren darüber einig geworden und traten auf den Wunsch des Capitain Dickson am andern Morgen zu diesem über. Wir näherten uns nämlich rasch dem Pawnee-Indianergebiet, welches damals für sehr gefährlich galt.

Am folgenden Tag kamen weitere dreizehn Wagen von Richter Moors Zug zu uns, so daß wir nun die größere Gesellschaft waren. Unter den Uebergetretenen befanden sich auch Kirby, dessen Schwiegervater Barben mit seinen zwei Söhnen John und Samuel, Mr. Hapi mit seinen zwei Wagen und andere mehr. Diese Zersplitterung erregte begreiflicherweise den Neid der Gesellschaft Moore und jede wollte die besseren Fuhrwerke haben. Es war bis dahin Regel gewesen, mittags, wenn man beim Imbiß saß, die Ochsen von den Wagen unabgejocht ein wenig grasen zu lassen, was wir auch taten. Die Mooregesellschaft war uns ein wenig voraus und hatte nicht eher Mittag gemacht, als bis sie uns daselbe auch tun sah, sie beeilten sich aber, um uns voran zu bleiben. Am Abend logierten die beiden rivalisirenden Gesellschaften nicht weit von einander. Bei der unserigen war man darüber einig geworden, daß man den Mittagshalt der andern benutzen wolle, um den Vorsprung zu bekommen. Dies hatten die Mooreleute nicht vermutet und so gelang es unserer List, wieder voranzukommen.

Als die Andern aufhörten uns wieder überholen zu wollen, waren wir vollends in das Gebiet der Pawnee-Indianer gekommen und man fand es nötig, allabendlich Wachen aufzustellen, von 9 Uhr an je zwei Männer zwei Stunden lang bis zum Auf-

bruch des andern Tags, Capitain und Kranke ausgenommen. Die Reihenfolge bestimmte der Capitain. Daß ich von den fünf in unserm Wagen der Einzige war, der die erste Nacht nicht wachen mußte, kam daher, daß ich zufällig bei der Anordnung nicht zugegen war und doch erregte dies den Meid der Andern ein wenig, besonders als der Himmel sich bewölkte und Regen in Aussicht stand. Ich hatte mein Lager noch nicht lange aufgesucht und mich in meinen Büffelpelz, mit den Haaren nach außen gekehrt, eingepackt, als es zu regnen anfang. Da die südliche Seite unter dem Wagen zu meiner Lagerstätte gehörte, während die nördliche dem Zins, und diesmal der Regen von Süden kam, trieb mir der Südwind die Tropfen ins Gesicht, so daß ich nicht schlafen konnte. Da ich mich durch Tasten überzeugte, daß das Bettzeug von Zins absolut trocken war, schob ich es ein wenig hinüber, aber nicht so weit, daß es dem Regen ausgesetzt wurde; möglicherweise aber wurden doch einige Tropfen vom Winde hinüber getrieben. Als Zins um 11 Uhr von der Wache kam und zufällig diese Stelle seines Bettzeuges betastete, so fing er zu schimpfen an und beschuldigte mich der vorsätzlichen, böswilligen Beeinträchtigung seiner Rechte. Ein Wort gab das andere, weil ich mir diese Anschuldigung nicht gefallen ließ und schließlich kam es so weit, daß Zins die Büchse nahm und mir mit Erschießen drohte, mich in seinem Jähzorn fragend: Bist Du noch nicht zufrieden? Als Antwort schlug ich ihm das Gewehr aus der Hand und dieses fiel zwischen die Wagenräder. Es kam zu einer sehr hitzigen Rauferei bis Rippstein kam, mit seinen kräftigen Armen mich kampfunfähig machte und mich beschwor, die Sache bis am Morgen auf sich beruhen zu lassen, damit man dann urteilen könne, wer im Rechte sei.

Als man am Morgen den wahren Sachverhalt erfuhr, konnte Niemand mir etwas zur Last legen und Zins war so thöricht, mir dann zu erklären, daß er mir nun sein Kochgeschirr nicht mehr zum Gebrauch überlassen werde. Er wurde aber dahin belehrt, daß er uns vertraglich dasselbe bis nach Californien überlassen müsse und dabei blieb es. Wenn die Büchse am Abend

losgegangen wäre, so hätte dieser Streit um eine Bagatellsache dem Einen oder Anderen das Leben kosten können. Eine vollständige Versöhnung im Innern des Herzens gab es nicht mehr, aber man that sich Gewalt an, nichts davon merken zu lassen.

Je weiter wir vorrückten, desto mehr befürchtete man Indianerangriffe, daher wurden unsere Wachen auch strenge und pünktlich gehalten. Jeder hatte seine Schußwaffe immer scharf geladen in Bereitschaft. Eines Abends hatten wir unser Lager am Fuße eines steilen ziemlich hohen Hügels aufgeschlagen. Da Mehrere der Indianer wegen gar zu ängstlich waren, so machten Andere umgekehrt nur Spaß, obgleich in der That Vorsicht geboten war. Einmal hatten zum Beispiel zwei junge Burschen die erste Wache. Diese waren so ängstlich, daß sie schon in jedem dunkeln Gegenstand einen heranschleichenden Indianer witterten, sich aber sehr hüteten nachzusehen, was etwa an der Sache sein könnte. Zins hatte, um einen Scherz zu machen, seinen dunklen Rock an einen Stock gehängt und diesen auf einen nahen Hügel aufgesteckt. Andere junge Burschen, welche wahrscheinlich die Absicht des Zins kannten, machten der Wache die Anzeige, daß man in der Nähe Indianer vermuthe, indem sich auf dem Hügel eine Gestalt wie ein Mensch zu bewegen scheine. Um ruhig schlafen zu können, sei es notwendig, daß man sich vergewissere, was an der Sache sei. Hievon wollten aber die beiden jungen Männer absolut nichts wissen, trotz aller Ermunterungen und Bitten der angeblich Bedrohten. Endlich anerkant sich Zins, ohne Schußwaffe, blos mit seinem Dolch das Wagniß zu unternehmen, wovor der Wache förmlich graute. Langsam und beträchtlich schritt er den Hügel hinan, bis man ihn selbst nicht mehr vor den andern dunkeln Gegenständen unterscheiden konnte. Jetzt hörte man ein heftiges Schnaufen und man sah die beiden Gestalten sich hastig bewegen und endlich mit einander niederstürzen, so daß man das Einschreiten der Wache als selbstverständlich erwarten mußte. Aber auch hiezu ließ sich dieselbe nicht bewegen, so daß eine allgemeine Entrüstung und Panik entstanden wäre, wenn man nicht hätte beobachten können, daß

Zins vollständiger Sieger sei, indem er den Ueberwundenen, nämlich seinen dunkeln Rock, vom Hügel herunter in's Lager schleppte. Bei den beiden Wache haltenden Helden ging es nicht bloß mit „Verblüfftsein“ ab, sondern der Kapitän nahm sie gehörig in's Gebet und machte ihnen für einen Ernstfall auch den Standpunkt klar. An Spott und Schande hatten sie keinen Mangel, was zur Folge hatte, daß sie sich von unserer Gesellschaft trennten. Wir hatten den Littleblue jetzt bereits überschritten und näherten uns dem Plattriver. Das Land zeigte nicht mehr den üppigen Graswuchs von den Kansas-Gegenden und die ganze Vegetation veränderte sich allmählig. Die letzte Nacht hatte man unfern des Littleblue gelagert und hoffte, am andern Tag Abends oder am folgenden früh den Plattriver zu erreichen. Rippstein schulterte seine Büchse und erklärte, er wolle in der Nachbarschaft des Littleblue aufwärts gehen, vielleicht, daß es ihm gelinge, einen Hirschen oder eine Antilope zu schießen, er werde uns unterwegs schon wieder treffen. Wir warnten ihn wegen der Nähe der Indianer, denn es hieß, daß am Littleblue sich ein großes Indianerlager befände, deren Feindseligkeit gegen die Weißen man allgemein befürchtete. Rippstein war groß und stark und ein ausgezeichnete Läufer. Man sah ihn nie müde, also drang man nicht weiter in ihn und ließ ihn gehen.

Unser Marsch führte uns lange über offene Prairien und es nahte die Dämmerung, ohne daß ein Zeichen von der Nähe des Plattriver zu entdecken war.

Da wir etwas Holz mitführten, lagerten wir uns in der Nähe einiger Wasserlöcher, voll von Mosquitosbrut. Das Wasser mußten wir durch ein reines Taschentuch durchsieben, ehe wir es zum Kaffee oder Thee verwenden durften. Von Rippstein hatten wir, seit er uns am Morgen verlassen hatte, nichts mehr gesehen. Es war uns bange, er könnte feindlichen Indianern in die Hände gefallen, sogar vielleicht schon getötet sein. Zum Suchen waren keine Anhaltspunkte da, denn wohin sollte man sich wenden? Die Nacht war eingebrochen und man nahm an, daß er uns leicht finden würde, wenn er noch am Leben sei, denn auf der

offenen Prairie waren unsere Feuer ja weithin sichtbar. Als er am Morgen noch nicht erschienen war, beratschlagte man, was anzufangen sei, kam aber zu keinem Resultat. Niemand schien Lust zu haben, ihn aufzusuchen, denn man nahm an, er sei in den Händen der Indianer unrettbar verloren. Nach einer ratlosen Pause hob man das Lager auf und setzte in nordöstlicher Richtung über die offene baumlose Ebene die Reise fort, sehr gedrückt von dem Gedanken, Rippstein tot zu wissen, wenn er nicht bald erscheinen werde. Gegen 11 Uhr sahen wir die vordersten Wagen auf einer Erhöhung der Prairie Halt machen. Als auch wir dort ankamen, trafen wir zu unserem großen Erstaunen und zu noch größerer Freude Rippstein gesund und munter und vernahmen von ihm, daß ihm nichts Schlimmeres passiert sei, als daß er allein ohne Nachteffen auf der offenen Prairie habe übernachten müssen. Er hatte von andern uns vorangehenden Emigranten zwar etwas zu Essen bekommen und vernommen, daß wir noch nicht vorbeipassirt seien, worauf er dann den Rückweg angetreten habe, um uns nicht länger in Angst zu lassen.

Nachmittags früh hatten wir endlich die Ufer des sehr breiten, seichten, trüben Plattriver erreicht. Die Landschaft machte mit ihrem spärlichem Graswuchs einen unheimlichen Eindruck. Zum erstenmal lagerten wir also, den überaus schmutzigen Platt zu unserer Rechten, am linken Ufer in der Nähe einer kleinen Insel, auf welcher nebst hohen, großen, auch noch eine Anzahl niederer, theils dürerer, theils grüner Weidenbäume standen. Kraniche, deren Geschnatter wir schon längst aus der ferne gehört hatten, wurden von uns aufgeschreckt, als wir unser Brennholz sammeln mußten. Obschon der Platt im allgemeinen sehr seicht ist, so hat es in demselben doch auch tiefe Stellen, was wir beim Rückweg von der Holzexpedition beobachten konnten. Mein lauges, scharfes Messer, welches ich am Gürtel in einer Scheide trug, fiel mir ins Wasser und war nicht mehr aufzufinden, was mir sehr leid that, da ich dasselbe noch aus der Schweiz gebracht hatte und auch durch kein anderes ersetzen konnte.

Am nächsten Tage bekamen wir zum erstenmal alte gebleichte

Büffelschädel zu Gesicht, die, je weiter wir kamen, desto häufiger wurden. Antilopen trafen wir auch häufiger als früher, doch konnte man sich selten auf Schußweite nähern. Unsere Tagesmärsche betrug durchschnittlich etwa 15 englische Meilen (5 Wegstunden). Am Platt hatten wir Schwierigkeiten wegen dem Brennmaterial. Wasser war überall da, aber stets trüb, doch wenigstens unschädlich. Daß wir nun im Lande der Buffaloes seien, erfüllte unsere zahlreichen Jagdliebhaber mit großer Genugthuung. Wir trafen Büffelschädel, an denen noch die Hörner waren. Ich brannte vor Begierde, bald ein solches imponierendes Prairietier in der Nähe zu sehen und ging mit ein Paar Kameraden voraus. Jenseits des breiten Platt entdeckte ich zwei schwarze Klumpen, welche sich bewegten. „Hurrah — Büffelo's, dort überm Fluß“, rief ich. Als die Wagen nachgekommen waren, setzten sich etwa sechs Männer zu Pferd, um Jagd auf diese Tiere zu machen. Man hielt mit den Fuhrwerken noch ein wenig an, um zu sehen, was für einen Erfolg man erwarten dürfe. Mit Spannung verfolgte man die Reiter und es schien, als ob die Büffel keine Ahnung von einer Verfolgung hätten, bis auf einmal alle gegen die Hügel hin flohen. Unsere Reiter verfolgten sie so weit hinter diese, daß wir nichts mehr von ihnen sahen, nur noch das Knallen der Büchsen hörten. Um die Rückkehr unserer Leute abzuwarten, lagerten wir uns gerade hier etwas früher als sonst. Selbstverständlich mochten wir es kaum erwarten, bis wir etwas näheres von unsern Jägern sahen oder hörten und wir fingen an zu fürchten, es könnte ihnen etwas Schlimmes begegnet sein. Endlich kamen sie zwischen den Hügeln zum Vorschein und waren bald in unserer Mitte, jeder mit einem tüchtigen Stück Büffel Fleisch beladen, wovon jede Partei einen Anteil bekam. Da die Feuer längst brannten, so dauerte es nicht lange, bis man den Leckerbissen zu kosten bekam. Die gute Stimmung über den Erfolg der Jagd mag dazu beigetragen haben, daß man das Fleisch noch besser fand, als es wirklich war.

Des folgenden Tages sahen wir wieder Büffel, aber man kümmerte sich schon weniger um sie, weil die erste Jagd ziemlich

anstrengend war und man annehmen konnte, es werde noch manchmal Gelegenheit geben, sie in der Nähe zu sehen.

Am nächsten Morgen war unser Thomann nebst einem andern deutschen Mann, den man nur den Peter hieß und der ein hellrotes Flanellhemd trug, ersterer mit der Doppelflinte, letzterer mit einer Büchse bewaffnet, uns weit vorausgegangen. Als ich unserm Wagen, ruhig nachdenkend, langsam vorausging, sah ich, vielleicht eine halbe Meile vor uns, eine dunkle Linie, welche sich direkt gegen uns zu bewegen schien. Ich dachte sofort an Indianer oder Büffel und machte meine Gefährten darauf aufmerksam. Die Führer des vordersten Wagens glaubten Büffel zu erkennen und sofort wurde Halt gemacht. Jeder machte sich zur Wehr bereit und man hoffte, eine schöne Anzahl dieser Prairiefürsten zu erlegen. Sämtliche Gewehre waren schußbereit. Als wir uns aber wieder umsahen, war nichts mehr zu sehen. Wie konnte das sein? War's denn vorher eine Täuschung? Jetzt konnten wir noch beobachten, wie sich die Tiere, den Hügeln zuwendend, verteilten. Die Fuhrwerke wurden nun wieder angetrieben und nach ungefähr einer halben Stunde trafen wir Thomann und Peter nahe an der Straße ganz erschöpft im Grase liegen. Auf die Frage, was da begegnet sei, erzählten sie uns, daß sie miteinander der Straße entlang gegangen seien, als sie plötzlich links neben derselben eine große Herde Büffel ruhig im Grase weiden gesehen hätten. Da sie diese günstige Gelegenheit benutzen zu sollen glaubten, um einmal Kühe auszusuchen, weil sie vermuteten, diese hätten feineres Fleisch als die Stiere so machten sie ihre Gewehre in Ordnung.

Die Tiere lagen friedlich beisammen, erzählte Thomann, Bullen, Kühe, Kälber und zeigten anfangs wenig Furcht vor uns. Wir waren bereits ziemlich von der Straße abgekommen, als auf einmal die ganze Herde aufsprang und in einer geschlossenen Linie auf uns zukam. Peter war weiter vor die Front gegangen als ich. Wir suchten mit aller Eile und Anstrengung beim linken Flügel der Herde die Straße zu gewinnen, was Peter mit Not gelang. Da die Tiere die Köpfe gesenkt hielten, so gewärtigte

ich jeden Augenblick überrannt oder in die Luft geworfen und dann zertreten zu werden. Ich sah ein, daß es uns unmöglich sei, zu entfliehen und kehrte mich rasch um, indem ich ohne zu zielen meine Flinte abfeuerte. Es war in dem Augenblick, als die Tiere uns schon ganz nahe waren. Der Knall hatte glücklicherweise die gute Wirkung, daß die Front sich spaltete und unter mächtigem donnerähnlichen Getrampel die ganze Herde an mir vorüberrannte, ohne daß ich eine Beschädigung erlitt.“

Die Beiden waren so sehr erschöpft, daß sie sich kaum allein erheben konnten, was wohl mehr von der Angst, als von der Anstrengung herrührte, denn diese Begegnung spielte sich ja in ein paar Minuten ab; die Begeisterung zur Büffeljagd war hiermit bei ihnen auf Null Grad herunter gegangen. Wir begegneten, oder vielmehr wir sahen nun fast täglich Büffel, aber mehr auf der andern Seite des Flusses, da sie dort nicht von den Emigranten belästigt wurden. Gar zu gerne hätte ich auch eine dieser bössartigen Prairie-Bestien — denn Freunde waren wir jetzt nicht mehr — zu Boden gestreckt, aber das Beispiel von Thomann und Peter mahnte mich zur Vorsicht. Bei einer spätern Büffelverfolgung waren zwei Pferde in Wolfshöhlen getreten und hatten dabei ihre Reiter weit über ihre Köpfe weggeworfen, wobei sich der Eine leicht verletzte und den Büchsen-schaft brach, während der Andere mit einem ordentlichen Purzelbaum davonkam. Als unser Hapy sah, daß Büffel in der Nähe unseres nächsten Lagerplatzes sein werden, borgte er sich schnell Hermanns große, geladene Dragonerpistole. Mit dieser und seiner Büchse hoffte er gerade beim Eingang zwischen die Hügel einem Büffel ein Ende zu machen. Hapys Pferd war eine junge Stute und hatte noch nie einen Büffel in der Nähe gesehen. Als das Pferd plötzlich diese riesigen quasi mit Wolle verummten Tiere auf die Stelle zurennen sah, wo sich Hapy erwartungsvoll postirte, erschrak es und suchte zu entfliehen. Hapy konnte dasselbe anfänglich anhalten und umdrehen, blieb dabei aber in einem Bügel hängen und fiel vom Pferd, ohne loszukommen, so daß dasselbe ihn noch ein Stück weit fortschleppte, dann mit dem

losen Sattel und Hermanns Pistole davonrannte und hinter den Hügeln auf Nimmerwiedersehen verschwand. Unsere Büffeljagden jenes Tages waren also samt und sonders verfehlt. Von den fünf Männern zu Pferd waren zwei gestürzt, wovon der Eine sich leicht verwundet hatte, Mr. Hapy, der sicher auf Glück rechnete, verlor sein Pferd samt Sattel und Pistole und wurde durch das Nachschleifen verschunden. Das wäre natürlich ganz anders gekommen, wenn wir von der Büffeljagd etwas verstanden hätten, denn an Mut fehlte es uns nicht.

Nach diesen Aufregungen und dem Mißgeschick setzten wir unsere Reise fort und da die Straße über eine höher gelegene Fläche führte, kamen wir zu einem sogenannten Prairiedog-Settlement oder Wiesenhund-Colonie. Diese schien uns sehr groß, sie muß aber im Vergleich zu denen wie man sonst solche findet, noch klein gewesen sein.

Auf einem schönen, flachen Wiesengrund fanden sich eine große Anzahl kleinerer Erhöhungen, zwischen welchen das Gras mehr als anderwärts zu grünen schien. Zwischen und auf diesen Erhöhungen waren viele Tiere, welche sehr unseren Marmelkieren glichen und bei unserm Annähern schnell in die vorhandenen Löcher schlüpfen, aber bald wieder vorsichtig zum Vorschein kamen, um uns zu beobachten. Die meisten saßen auf ihren hintern Füßen und ließen einen lauten, durchdringenden Pfiff hören, wobei sie ihre kurzen Schwänzchen wie ärgerlich hin und her bewegten. Mit Hunden hatten sie sehr wenig Ähnlichkeit und noch weniger ihr Pfeifen mit dem Gebell von Hunden. Mit ihnen schienen kleine Eulen, sowie verschiedene Schlangen auf gutem Fuß zu leben, wenn sie sich nicht am Ende deshalb da aufhielten, um von den Jungen oder Gebrechlichen der Gesellschaft zu leben. Es gelang uns nicht, eines dieser sehr vorsichtigen und scheuen Tiere zu schießen. Auch sagte man uns, daß man sie, selbst stark angeschossen doch nicht fangen könne, indem sie stets noch zu entkommen im Stande seien. Ihr Fleisch soll angenehm schmecken und sehr zart sein.

Wir setzten unsere Reise dem westlichen Ufer entlang in

nordwestlicher Richtung fort und kamen dadurch dem Zusammenfluß des Süd- und Nordplatts immer näher. Büffel trafen wir hier immer noch, dagegen schossen wir keine mehr. Man wollte wissen, daß hier sehr feindlich gesinnte Indianer wohnen und wir waren am Morgen froh, wenn trotz der verschärften Wachen uns keine Ochsen fehlten. Wir passirten den Zusammenfluß der beiden Plattflußgebiete und zirka 6 Meilen oberhalb hatten wir die Stelle erreicht, wo wir die Durchfahrt durch den Südarmlagen wollten. Da es aber bald Nacht war, lagerten wir nahe bei der Fähre. Einige der Emigranten zogen noch eine oder zwei Tagereisen weiter, ehe sie den Durchgang wagen wollten.

Nachdem am folgenden Morgen einige aus unserer Abteilung zuerst per Pferd oder Maulesel die Tiefe des Wassers sondirt hatten und der Ansicht waren, daß nur an einigen Stellen das Wasser bis zu den Wagenbetten hinaufreichen werde, wurde die Durchfahrt sofort unternommen, wozu es aber zuerst allerdings viel Rufens, Schreiens und Peitschens erforderte. Die meisten Männer, die nämlich nicht zu Pferd saßen, liefen mit oder neben dem Wagen durch das Wasser, was keineswegs angenehm war. Die Frauen und Kinder blieben selbstverständlich im Wagen. Auf der Nordseite des flusses angelangt, setzten wir unsere Wanderschaft nur noch etwa eine halbe Meile weit fort, weil man beabsichtigte, am folgenden Tag früh aufzubrechen und eine größere Strecke zu machen. Thomann hatte die letzte Wache ured weckte uns rechtzeitig. Ich war gerade im Begriff aus unserem Wagen herauszusteigen, als ich in östlicher Richtung am Fuße der Hügel fünf Büffel im vollen Galopp daher rennen sah. Etwa hundert Schritte hinter diesen kamen sieben unserer Gesellschaft gehörende Ochsen ebenso schnell nach. Auf einmal machten die Büffel Halt, wandten sich um und betrachteten die ihnen nachgerannten civilisirten Ochsen. Sie besahen sich nun gegenseitig, wohl mit sympathischer Bewunderung, aber nicht ohne Mißtrauen von Seite der Büffel. Wir sahen sie zweis oder dreimal springen, halten, sich gegenseitig anstaunen. Ohne Zweifel erkannten sie sich gegenseitig als Stammverwandte oder die Ochsen

sahen die Büffel als Rindviehungeheuer an, was ja nicht übel paßte.

Der große Mikke, welcher mit Hapy fuhr, bedauerte, daß er nicht eine große Büchse habe und ich reichte ihm deshalb meinen Karabiner. Jetzt kamen die vordersten des ganzen Trupps in die Nähe von Mikke. Dieser zielte und gab Feuer, traf auch wirklich einen auf der linten Seite, so daß er nur langsam zu entfliehen suchte und bald von einem berittenen Schützen eingeholt und getötet wurde. Dessen Schulterblatt war gebrochen.

Das Lager wurde für diesen Tag nicht mehr abgebrochen, denn es ging eine geraume Zeit bis das Büffelfleisch eingebracht und verteilt war. Viele schnitten es in Riemen und trockneten es an der Sonne.

Hier muß ich noch etwas nachholen, was schon einige Tage vorher sich ereignet hatte, aber zu erzählen vergessen wurde. Es war vor dem Zusammentreffen von Thomann und Peter mit der Büffelherde.

Unsere Leute waren nämlich im Begriff, das Zugvieh von der Weide zu holen, um es aufzujochen. Unser Wagen war der vorderste des einen Halbkreises und der andere Halbkreis war auf der andern Seite der Straße, so daß der letzte sich in der Mitte befand. Der Deichsel unseres Wagens reichte beinahe über die Straße hinüber. Ich war gerade damit beschäftigt meinen Karabiner zu laden und stand vorn etwas erhöht auf dem Wagen, als ich in der ferne, etwa eine halbe Meile vor uns, auf und neben der Straße eine dunkle Masse lebendiger Wesen sah, die ich anfänglich für Büffel hielt. Ich rief augenblicklich den Andern zu, daß Büffel auf uns zukämen, worauf Alles in Alarm kam. Nun schien es mir, als ob die Annäherung dieser Tiere außergewöhnlich langsam vor sich gehe und bei schärferer Beobachtung konnte ich menschliche Wesen unterscheiden. Es war für mich kein Zweifel, daß das Indianer seien und ich rief aus Leibeskräften: „Indianer, Indianer, eine große Anzahl!“ Dieser Ruf hatte eine andere Wirkung als der erste und rief allgemeine Bestürzung hervor. Da war aber kein langes Zagen am Platz,

sondern es galt, Alles zur Verteidigung bereit zu machen. Ich für meinen Teil hatte genug Zeit gehabt in meine Doppelflinte schwere Ladungen Pulver mit 16 Bockschroteten zu laden und die Zündhütchen aufzusetzen, so wie mein schweizerisches Waidmesser um meinen Leib zu schnallen, bis die erste der Indianertruppe bei unserm Wagen ankam. Es waren ein Mann und zwei schlanke Jünglinge, welche ohne Umstände mitten auf der Straße zwischen den beiden Halbkreisen hindurch wollten. Ich hatte mich jedoch mit meiner Doppelflinte vor den Eingang gestellt und machte mit meiner linken Hand eine Bewegung nach links, um zu zeigen, daß sie zur linken des Wagenkreises vorbei und nicht mitten durch müßten. Die Jünglinge leisteten sofort Folge, der Alte aber brummte für sich einige unverständliche Worte und zeigte auf die mitten durchführende Straße und war, ehe ich es verhüten konnte, innerhalb des Kreises. Da aber die nachfolgenden Indianer noch eine kleine Strecke Weges zurück waren, folgte ich dem Alten, meine Flinte zum Schuß bereit haltend, bis er den Kreis wieder verlassen hatte. Ich überzeugte mich, daß unsere Leute im Ernstfall nicht gar viel Mut und Streifertigkeit zeigen würden, denn nur Benjamin Gordon gesellte sich schnell zu mir und wir veranlaßten dann die sämtlichen Indianer, links von unserm Wagen vorbeizugehen. Es waren fast alle zu Fuß, denn ihre Pferde und Maulesel waren mit Büffel- fleisch beladen, weil sie von einem Jagdzug kamen. Hätten diese Leute böse Absichten gehabt und das Morden sogleich begonnen, so wäre unsere Gegenwehr umsonst gewesen. Wenige trugen Gewehre und die Mehrzahl Bogen mit Pfeilen, die eiserne Spitzen hatten. Ich war, nachdem die Indianer beim letzten Wagen angekommen waren, den Thomann bei unserm Wagen lassend, ebenfalls nach hinten gegangen. Benjamin Gordon hatte gesehen, wie ein Indianer aus Hapy's Wagen eine Weste nahm und sie im Busen seines Hemdes verschwinden ließ. Mit mehr Kühnheit, als ich dem Hapy zugetraut hatte, griff er dem ihm von Gordon bezeichneten Indianer zwischen dessen Hemdbusen und entriß ihm die Weste wieder und gab demselben einen heftigen Stoß, daß

er fast zu Boden taumelte. Es hatten sich allmählig mehr Männer vollbewaffnet eingefunden und unser Vieh war zum Einspannen bereit, aber wir zögerten dies zu thun, weil wir doch noch nicht sicher waren, ob wirklich keine Feindseligkeiten zu befürchten seien. Unter uns war ein junger Mann, gewöhnlich nur John genannt, der etwas von der Pawnee-Sprache verstand und sprechen konnte. Dieser erklärte den Indianern, daß wir nicht wünschten mit ihnen in Streit zu kommen und auch nicht hier bleiben wollten, aber unzufrieden seien, daß Einer von ihnen uns bestohlen habe, worauf aber keine Erwiderung erfolgte, sondern sie sprachen nur unter sich halblaut wenige Worte. Ihre Zahl war uns ums Dreifache überlegen, vielleicht 150 an der Zahl. Endlich gingen sie zu unserer nicht geringen Erleichterung ihres Weges. Zu unserer Verwunderung entdeckten wir nachträglich, daß uns auch noch zwei Pferdezüme entwendet worden.

Unsere Ochsen waren nun schnell gejocht und wir setzten unsere Reise fort, froh, daß unsere Angst unbegründet gewesen war.

Kehren wir nach dieser Einschaltung wieder zu der Stelle und Zeit zurück, wo wir den Büffel geschossen hatten.

Am folgenden Tag brachen wir früh auf und setzten unseren Weg dem südlichen Arm des Plattflusses nach fort, wo wir den Weg eben und vortrefflich fanden. Wir machten Mittagsrast wie gewöhnlich, dann ging es wieder vorwärts. Rippstein machte mir den Vorschlag, wir wollten zusammen, während die Wagen dem Fluß nach aufwärts fuhren, über den Rücken einer langen Hügelkette gehen, um möglicherweise einen Büffel zu schießen. Auf meine Bemerkung hin, daß ich kein Fußgänger sei wie er, meinte er, ich könne ja immer wieder schnell zu den Wagen gelangen, wenn man diese immer sehe und ich willigte in den Vorschlag ein. Anstatt der Doppelflinte nahm ich den Karabiner mit, der wie schon früher bemerkt, den Fehler hatte, daß das Kamin zu klein war und sich daher bald verstopfte. Außer der Flinte trug ich noch ein kurzes, aber stumpfes Messer im Gürtel. Anstatt auf Büffel, schossen wir auf eine Menge Aasgeier, welche bei unserer Annäherung auf und davon flogen.

Auf dem kurzen, trockenen Rasen wurden unsere Schuhe so glatt, daß ich bald wie auf Eis ging und daher sehr müde wurde, so daß ich es besser fand, den Rippstein allein gehen zu lassen. Ich kam zu einer Schlucht, die ich gerne als die passende Heimat von Wölfen bezeichnet hätte. Plötzlich sprang kaum 20 Schritt von mir entfernt ein prächtiger, schwarzschwänziger Hase vor mir auf und hielt wieder still, um fortzugrasen. Ich dachte bei mir: „Habe ich keine Büffel schießen können, so will ich doch einem Hasen den Atem ausblasen.“ Ich zielte, drückte ab, aber der Schuß ging nicht los und kaum nahm der Hase von mir gebührende Notiz. Ich ärgerte mich, versuchte noch zweimal zu schießen, aber es ging nicht, trotzdem, daß ich die Nadel nahm und das Kamin reinigte und etwas frisches Pulver in's Kamin brachte. Der Hase war trotz dem Knall des abgebrannten Zündhütchens nicht geschoen, was mich noch am meisten ärgerte, kurz, ich mußte mich überzeugen, daß diesmal mit dem Karabiner nichts zu machen sei.

Auf einmal sah ich, wie der Hase unruhig wurde, sich auf die hinteren Läufer stellte, umherblickte und forteilte. Was konnte die Ursache hievon sein, nachdem er doch trotz Abbrennen der Zündkapsel vorher so ruhig fortweidete? Ich blickte nochmals seitwärts, wohin auch der Hase sah und dann forteilte und nahm zwei Wölfe wahr, die ich anfänglich für Prairiewölfe hielt, die mich aber bald eines bessern belehrten. Als sie etwa 40—50 Yards von mir entfernt sein mochten, standen sie still und blinzelten zu mir herüber. Weil ich diese Distanz passend erachtete, um dem Einen oder Andern den Garaus zu machen, so zielte ich gemächlich und drückte los, aber ohne Resultat. Noch einmal probirte ich Alles, um Pulver in das Pistum hinein zu bringen und daselbe mit einem neuen Zündhütchen zu versehen; zielte, drückte wieder ab ohne bessern Erfolg. Jetzt gesellten sich noch zwei Wölfe zu den ersten, nur kamen sie mir etwas größer und wolliger vor. Ich versah meinen Karabiner zwar wieder mit einer neuen Zündkapsel ohne jedoch Hoffnung auf bessern Erfolg zu haben. Die Wölfe waren um einige Schritte näher gekommen,

mich fortwährend anblinzeln und ihre langen spitzen Ohren sonderbar bewegend. Ich hob einige der umliegenden etwa faustgroßen Steine auf und warf mit diesen nach ihnen. Noch drei oder vier Mal that ich das Gleiche, gewahrte aber, daß die Tiere wenig darnach fragten, sondern sich mir langsam näherten. Meine Situation wurde kritisch, denn es gab da absolut keine Stelle, wo ich hätte Schutz finden können und jetzt gesellten sich noch zwei große zottige Burschen zu den Übrigen. Es waren wahrscheinlich die Herren Papa's der anderen. Ich gestehe, daß ich mich in diesem Augenblick lieber an einem andern Ort gewußt hätte. Leichte Frostschauer gingen durch meinen Körper, obwohl es nichts weniger als kalt war. Wenn meine Haare nicht aufrecht gegen den Himmel gestanden sind, so ist nur der Strohhut daran schuld. Ich bückte mich, um meine Taschen mit Steinen zu füllen, dann sprang ich plötzlich in die Höhe um die Tiere zu erschrecken, aber diese betrachteten meine Manipulationen mit stoischer Ruhe. Ich begriff nun vollkommen, daß mich nur ein vorsichtiger Rückzug allfällig noch retten könnte. Langsam ging ich der Stelle zu, wo vorher der Hase sich davon gemacht hatte, richtete aber meine Blicke immer auf die Wölfe, entschlossen, mich zuerst mit den eingesackten Steinen und dann mit dem Karabiner als Knüttel oder Prügel zu verteidigen. Ich atmete etwas auf, als ich beobachten zu können glaubte, daß die Bestien nicht darauf erpicht waren, mich zu verfolgen und ich fing an, den Hügel hinauf zu gehen, während sie das auf dem andern Hügel, wo ich hergekommen war, auch thaten und zwar ebenfalls ganz langsam und bedächtig. Ich machte noch einmal Halt, pfiß heftig durch die Finger, sprang in die Höhe, schrie, heulte und rief aus Leibeskräften, kurz ich versuchte sie in Schrecken zu jagen, aber Alles war nutzlos; es schien sogar, als ob sie Miene machen wollten, umzukehren. Ich war nun überzeugt, daß ich ihnen nicht im Geringsten Furcht eingeblößt hatte. Sie wußten sich offenbar zu sicher mir gegenüber und gaben es mir eben so deutlich, als wahrhaft großmütig zu verstehen.

Den Hügel hinaufsteigend kam ich halbwegs zu einer Stelle, wo das Gras niedergetreten und zerstampft war, da lagen die frisch benagten Knochen eines Prairiewolfes, den diese Waldwölfe aufgefressen hatten. Ich hatte wahrscheinlich diese Hoheiten mit dem Abbrennen meiner Gewehrkapsel auf den Hasen aufmerksam gemacht, als sie gerade ihr Diner beendet hatten. Ohne Zweifel hatte die reichliche Mahlzeit sie zu einem Kampfe mit mir zu träge gemacht, welchem Umstand ich jedenfalls eher mein Leben zu verdanken hatte, als meinem Verhalten und der Noblesse der Tiere. In den folgenden Tagen ereignete sich auf unserer Weiterreise nichts, was allgemeines Interesse für die Leser hätte. Man wurde gegenseitig wiederholt unzufrieden, so daß sich durch Abtrennung und Anschlüsse verschiedener Mitreisenden wieder neue Gesellschaften bildeten. Ich beschränke mich hier darauf, nur die Ereignisse zu erwähnen, welche entweder allgemeines Interesse haben oder für die Zukunft in Californien von Bedeutung sind. Wir kamen nach wenigen Tagen in Gegenden, wo die sogenannten Bluffs unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es sind dies Hügel, welche steil vom Hochland in's Tal abfallen und merkwürdige Formen angenommen haben, die täuschende Ähnlichkeit mit verfallenen Fortifikationen, Burgruinen, Schlössern und Palästen haben. Die ganze Gegend gewinnt an Romantif und überall trifft man herrliches Trink-Wasser, dagegen selten Wald, so daß wir unser Brennholz oft weit mitführen mußten. Es ist daselbe in einigen Gegenden so rar, daß man den getrockneten Büffelmist als Brennmaterial verwendet.

Als wir uns dem Fort Karamie näherten, fanden wir wieder einiges Holz neben dem Plattfluß, jedoch nur Weiden und Baumwollpappeln (Cotton); immerhin genug zum Kochen. An diesem Tage war ich Fuhrmann, was meistens eine angenehme Beschäftigung für mich war, seit das Gras der sogenannten Straße nach niedriger war. Wir mußten einen Arm des Plattflusses durchschreiten, der dunkelblaues, kühles Wasser hatte und an einzelnen Orten so tief war, daß es bis an die Wagenbetten reichte.

Ohne Unfall waren wir bald auf dem andern Ufer und kamen vor 11 Uhr zum Fort Laramie.

Dieses war früher nur eine Handelsstation einer französischen Pelzcompagnie, wo man mit den Indianern und weißen Jägern gegen Tierfelle verschiedene Waaren austauschte. Laramie bildete einen Hauptposten, von wo aus man die kleineren Plätze versah. Die Compagnie hielt sich zu diesem Zwecke immer eine Anzahl junger, rüstiger Leute, welche auch gute Schützen sein sollten und denen es an Mut nicht fehlen durfte. Am meisten ließen sich zu diesem Zweck canadische Franzosen anwerben, dann auch Schottländer und Schweizer. Hatte man nach irgend einer Station zu schicken, so wurde Einer der Angestellten mit ein wenig Lebensmitteln, ein oder zwei wollenen Decken und guter Schießwaffe mit Munition versehen und dann konnte er sehen, wie er durchkomme und die bezeichnete Station erreiche. Kam er diesen Pflichten nicht nach, oder desertirte er und wurde von den Indianern gegen Bezahlung eingebracht, so war die Strafe keine geringe.

Bei unserer Ankunft befanden sich im Fort bereits Truppen der Vereinigten Staaten, und in der Umgebung lagerten viele Indianer, welche große, Wölfen ähnliche Hunde hielten, die sie auf ihren Streifzügen mitnahmen und auch als Lasttiere benutzten. Das Bellen oder vielmehr Geheul dieser Tiere ist dem Wolfsgeheul sehr ähnlich, so wie auch der ganze Körperbau und die Physiognomie wolfsähnlich ist.

Das Gebiet ringsum gehörte dem Sioux-Indianerstamm. Diejenigen, welche wir sahen, waren in hirschlederne Hosen gekleidet und schlanke schöne Leute. Wir blieben beim Fort wenig über eine Stunde; bevor wir uns aber von demselben entfernten, erklärte eine mit uns gereiste Witwe mit zwei Kindern, daß sie hier bleibe, wenn sich nicht für die Weiterreise ein Mann ihrer annehme. Mit dieser Frau hatte es aber seine besondere Bewandnis. Sie reiste in St. Louis angeblich als verheiratete Frau mit ihrem angeblichen Manne ab. Dieser verließ sie aber, als nicht angetraut, schon bald nach der Abreise und trat zu einer andern Gesellschaft über. Die Frau war also mit ihren

Kindern und dem Wagen und Ochsengeßpann allein und stand nicht im besten Ruf, so daß sich kein unverheirateter Mann aus unserer Compagnie ihrer annehmen oder gar sie heiraten wollte. Man hatte schon einmal Schwierigkeiten mit ihr, weil sie vorgab, Zins, der bekannte Spaßmacher, habe ihr die Ehe versprochen und anderes mehr. Ein Herr Right, welcher zu unserer Gesellschaft gehörte und selbst Frau und Kinder hatte, versuchte uns fünf German boys zu bewegen, uns der Frau anzunehmen, erhielt aber von uns, wie von Andern, die er ebenfalls hiezu bereden wollte, abschlägige Antwort, worauf er erklärte, daß in diesem Falle er selbst dies thun wolle. Da trat aber die Frau Right auf und sagte in Gegenwart Aller: „Mr. Right, wenn Sie diese Person mitnehmen, so bleibe ich hier, denn neben ihr werde ich nicht mit Ihnen ziehen!“ Mr. Right war übrigens ein ganz respektabler Mann und wenn er der Witwe helfen wollte, so geschah es sicher nur aus edlen Beweggründen; als aber seine brave Frau plötzlich so entschieden Einwendung machte, sah er sie eine Zeit lang ganz überrascht an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich bemerkte er: Ich habe es ehrlich gemeint, ich sehe aber ein, daß ich nichts für diese Frau thun kann, und diese blieb dann wirklich hier zurück.

Dom Fort Laramie bis zum Fort Britscher.

Links von der Straße, unweit des Forts ist der Totenplatz, nicht aber Begräbnisplatz, der dortigen Indianer. Es waren da eine Anzahl Gerüste, etwa 4 $\frac{1}{2}$ Fuß über dem Erdboden, auf welchen mehrere tote Körper in Tierfelle eingewickelt lagen. Da ich vor derartigen Kuriositäten immer eine gewisse Abscheu hatte, so trat ich nicht näher.

Wir fuhrten gleichen Tages noch etwa 7 Meilen weit und lagerten uns dann am nördlichen Arm des Plattflusses an einer grasreichen Stelle.

Es war der 27. Juli, also 66 Tage seit unserer Abreise von St. Louis, als wir die ersten Ausläufer der Blackhills erreichten, wo eine schöne Quelle dem steinigen Grund entströmte. Die Blackhills waren die ersten wirklichen Berge, welche wir bis jetzt getroffen. Sie haben mit dem badischen Schwarzwald einige Ähnlichkeit und machten, weil sie mit Tannen, Fichten und Föhren bewachsen schienen, einen heimlichen Eindruck auf mich. Am 28. Juni setzten wir unsern steinigen Weg fort und begegneten mehreren Männern und zwei Frauen, alle zu Pferd, welche auf unsere Fragen uns erzählten, daß sie von Californien kämen und nach den Staaten zurückreisen wollten!

Von Californien! Das war ja das Land unseres Zieles und unserer Hoffnungen. Es war natürlich, daß wir um allerlei Auskunft baten. Welche Nachrichten erhielten wir aber? Nach ihren Angaben hätten wir glauben müssen, daß dies eine unwirtliche Wüste sei, von Herden dunkler, nackter Wilder bewohnt, für weiße Leute aber unbewohnbar.

Über Capitain Sutter zogen sie besonders los. Er sei weiter nichts als ein alter Spitzbube. Wie ich später vernommen, hatte der Angeredete die Pferde, die sie bei sich hatten, dem Capitain

Sutter gestohlen gehabt. Diese Mittheilungen erschreckten mehrere unserer Reisegefährten so, daß sie fast lieber wieder umgekehrt wären, besonders mehrere Frauen, welche ihre Männer dringend baten, mit ihnen nach den Staaten zurückzukehren. Eine Frau Bryant war die schlimmste, obwohl sie sich mit ihrem Manne kurze Zeit vor der Abreise von Independence verheiratet hatte. Auch Frau Kyburz versuchte ihren Mann zur Umkehr zu bewegen. Da kam Mr. Bryant auf eine glückliche Idee. Er kehrte sich während des Weinens und Lamentirens seiner Frau plötzlich gegen die Californiengesellschaft mit den Worten: „Sagt mir, wie viel muß ich Euch bezahlen, um meine Frau nach Independence zurückzunehmen. Die Frau hörte sofort zu weinen auf und die Californier zogen ihres Weges. Das Auftreten des Mr. Bryant hatte überhaupt eine gute Wirkung auf die Kleinmütigen, und was meine Person betraf, so erklärte ich, daß die Aussagen dieser Zurückkehrenden bei mir keine Bedenken erregt haben und übrigens Californien so wenig mit einer chinesischen Mauer umgeben sei, als die Vereinigten Staaten. Ich erinnerte an das Sprichwort: „Dem Mutigen hilft Gott!“

Wir machten an diesem Tag etwa 20 englische Meilen und kampirten an einem klaren Bache, der aus Blackhills kommend sich in die Platt ergoß. An Holz hatten wir Hülle und Fülle.

Am 29. führte unsere Straße immer noch über steinige Hügel und zwischen diesen durch sandige Tiefen, wie am vorhergehenden Tage und wir legten wieder etwa 22 Meilen zurück. Die Witterung war seit unserer Abreise vom Fort Laramie immer günstig.

So ging es mehrere Tage ohne besondere Hindernisse fort und wir kamen erheblich vorwärts. Begegnungen mit Antilopen und Wölfen waren nicht selten und am unangenehmsten war uns das Geheul der letzteren bei Nacht.

Am 1. Juli begegneten wir wieder einigen Männern zu Pferd, welche von Oregon kamen. Natürlich wurden sie von uns ebenfalls mit Fragen überhäuft und ihre Antworten befriedigten uns ebensowol über Oregon, als über Californien, das sie auch zu kennen schienen. Am 3. Juli morgens hatten wir leichten

frost, das Wetter war hell aber windig, ebenso auch am 4. Juli, an welchem Tage wir nur 6 Meilen machten und unser Lager oberhalb der Fährte über den Fluß aufschlugen, und zwar zwischen Bäumen des Bottonwaldes. Hier beabsichtigten wir ein paar Tage zu bleiben und Jagd auf Büffel zu machen, denn man sagte uns, daß dies der letzte Ort sei, wo sich solche in Herden aufhielten und um unsere fünf Mägen zu sättigen und uns für die weitere Reise zu verproviantiren, erforderte es ziemlich viel. Mit Ausnahme von unserm Wagen und demjenigen Hermanns, bei welchem auch Hartmann noch war, setzten die übrigen den Weg fort mit der Verabredung, daß sie nur kurze Tagesmärsche machen werden, damit wir sie später wieder einholen könnten.

Da der 4. Juli der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung war, feuerten wir diesem zu Ehren unsere Gewehre ab. Wir hatten nahe bei der Fährte zwei sogenannte Mountainers (Jäger und Falkensteller) getroffen und dabei erfahren, daß der Eine ein Bruder zu den zwei Brüdern Kollog sei, welche lange im gleichen Wagen mit uns gefahren waren und welche jetzt nicht weit von uns im Walde lagerten. Es war bekannt, daß die Büffelherden von den uns vorangegangenen Emigranten stark gelichtet, schüchtern gemacht und weit vom Flusse zurückgetrieben worden waren. Unsere eigene Unkenntnis im Erlegen dieser Tiere erkennend, hielten wir es für das beste, wenn wir den Jäger Kollog zu diesem Zwecke anstellen könnten. Er erbot sich für acht Pfund Kaffee am andern Tag zwei Büffel zu schießen, was allerdings ein großer Preis war. Aber wir konnten soviel leicht entbehren und frisches Fleisch sollten wir doch auch wieder haben, da wir den größern und schwierigern Teil der Reise noch vor uns hatten. Die Nacht hatte, nachdem der größte Teil unser Lager verlassen hatte, am zweiten Tag unseres Aufenthaltes an dieser Stelle einen schwarzschwänzigen Hirsch geschossen, dessen Fleisch vortrefflich schmeckte. Wir lagerten uns hier auf sogenanntem neutralem Gebiet, zwischen den Coros- und Sioux-Indianern. Solche neutrale Gegenden werden von den weißen Jägern gern aufgesucht, da es auf diesen das meiste Wild aller Art gibt und

sie vor Belästigungen durch Indianer hier am sichersten sind. Diese Gebirge gehörten noch zu der Blackhillskette und da es reichlich ausgezeichnetes Wasser gibt, so sammelt sich hier auch viel Wild an: Hirsche, Elb, Antilopen, Bergschafe, Biber, Bären und Büffel. Kollog versicherte, daß man auf den Bergen leicht kleine Herden der großen Bergschafe treffen könne; auch hatten er und sein Begleiter zwei dicke Bündel Biberfelle von großem Wert bei sich.

Am 5. Juli mußten wir unserer Büffeljagd wegen hinüber auf die andere Seite des Flusses, nämlich Kollog, Rippstein, Hartmann, Thomann und ich. Zins sollte im Lager warten bis Thomann ihn von dem entgegengesetzten Flußufer herrufen und mit ihm nach der Stelle zufahren werde, wo die Büffel geschossen würden, Diel sollte auch im Lager bleiben und das Kochen besorgen, weil wir Übrigen die von Kollog erlegten Tiere ausschleizen und zum Aufladen fertig machen sollten. Kollog und sein Bruder ritten jeder ein Maultier und Hartmann ebenfalls, während wir Uebrigen zu Fuß gingen. Die beiden Kollog's, Rippstein und Hartmann waren uns bald voraus. Thomann und ich verfolgten dieselbe Richtung direkt vom Fluß hinweg hinaus über sandige Hügel an einem kleinen Sumpf vorbei, wo ein einzelner Büffel weidete. Wo die Kollog's, Rippstein und Hartmann waren, konnten wir nicht wissen, da wir sie schon einige Zeit aus unserm Gesichtskreis verloren hatten. Dem einsamen Büffel wollten wir uns nicht nähern, um ihn nicht wegzuschrecken, sondern beabsichtigten den Kollog davon zu benachrichtigen, falls er keinen andern für uns geschossen hätte. Während wir so beratschlagten, kamen die beiden Kollogs endlich auch und teilten uns mit, daß sie bereits zwei Büffel für uns geschossen hätten, welche von Rippstein und Hartmann ausgezogen würden. Der einsam weidende Büffel muß die beiden Reiter gesehen und wahrscheinlich anfänglich die beiden Maultiere für seinesgleichen gehalten haben, denn er kam grunzend immer näher. Der eine Kollog stieg nun ab und bückte sich in eine Vertiefung des Terrains, von wo aus er auf das Tier zielte,

während dasselbe stets scharf nach dem Reiter mit den zwei Maultieren spähte. Nachdem das immer noch grunzende Ungetüm etwa 60 Schritte nahe war, drückte Kollog ab, worauf dasselbe wie ein Pferd auschlug und dann nach einigen Sprüngen und ein paar langsamen Schritten sich wie zum Ausruhen niederlegte. Kollog war augenblicklich aufgestanden und eilte auf den Büffel zu, um ihm die Kehle abzuschneiden. Thomann und ich hatten Angst, das gewaltige Tier könnte aufspringen und sich rächen wollen, aber Kollog lachte über unsere Befürchtungen. Er nahm sich auf beiden Seiten des Höckers zwei Riemen Fleisch, das andere durften wir nehmen.

Weil Thomann jetzt der Abrede gemäß dem Lager entgegen ging, um da zu rauptieren, arbeitete ich aus Leibeskräften, um dem Büffel das Fell abzuziehen. Es war ein prächtiger, fetter, vollgewachsener und noch nicht alter Stier.

Sowohl Thomann als ich waren von dem vielen Gehen auf dem sandigen Boden müde und durstig geworden. Es gab keinen Strauch oder Gebüsch oder Fels, wo man einigen Schatten fand, um einwenig ausruhen zu können. Um den gewaltigen dicken Burschen von einer Seite auf die andere zu wälzen bedurfte es meiner äußersten Kraftanstrengung und dies vermehrte meinen Durst. Ein großer Prairiewolf hatte mir einige hundert Schritte entfernt zugesehen und wohl den Geruch des frischen Fleisches gierig aufgesogen. Ich vermutete, daß ihm meine Anwesenheit nicht besonders angenehm sei und die Aufmerksamkeit, welche er dem Haufen schönen Fleisches schenkte, ergötzte mich auch nicht sonderlich, obwohl ich aus Erfahrung wußte, daß ein Prairiewolf, namentlich ein einzelner, keinen erwachsenen Menschen anzugreifen wagt.

Mein Durst hatte allmählig noch sehr zugenommen und meine Zunge war so trocken geworden, daß ich sie brennend und hart fühlte. Nach keiner Richtung hin ließ sich ein Wagen hören oder sehen, obschon Meilen weit kein Baum die Aussicht beeinträchtigte. Schon seit wohl drei Stunden hatte die Sonne den Zenith verlassen und sich dem Westen genähert und noch immer

war kein Fuhrwerk zu entdecken. Die Lage war eine äußerst peinliche, fast unerträgliche. Ich wußte wohl, daß sobald ich mich entfernen würde, das schöne Büffelfleisch verloren wäre. Aus diesem Grunde hatte ich noch so lange gewartet, nachdem ich mit dem Ausschneiden fertig geworden war. Jetzt konnte ich nicht mehr länger widerstehen. Ich nahm meine Kleider und meinen Karabiner und ging in der Richtung des Plattflusses zurück, aber, o weh, ich hatte mein großes Pulverhorn nebst Pulver und die Kugeltasche mitzunehmen vergessen. Diesen Verlust durfte ich unmöglich riskiren, also hatte ich keine andere Wahl, als wieder zu meinem Büffelfleisch zurückzugehen. Wie anzunehmen war, hatte der Prairiewolf sich gütlich gethan. Er entfernte sich zwar, als ich in die Nähe kam, seine Lippen leckend. Es ging ziemlich lange bis ich den Platz fand, wo das Pulverhorn und die Tasche liegen mußte. Ich kümmerte mich wenig darum, daß der Wolf wieder zum Fleisch zurückkehrte und sich's schmecken ließ, denn mein ganzes Sinnen und Trachten war nur Wasser, Wasser; ich wußte wohl, daß ich noch 4—6 Meilen vom Fluß entfernt war. Kein Lüftchen bewegte sich und die Sonne brannte unbarmherzig auf mich nieder. Aber es mußte sein und wenn die Hölle noch ihr Feuer der Sonne geliehen hätte; ich stieg mehrere Hügel hinauf und hinunter, als ob es nicht enden wollte und immer mußte ich vorwärts, sonst wäre ich verloren gewesen, denn ich konnte vor Erschöpfung und Müdigkeit meine Glieder kaum mehr bewegen. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, als ich endlich am Fuße des letzten Hügels, den ich erstiegen hatte, den Fluß erblickte. Trotz aller Müdigkeit war ich bald am Ufer, wo ich meine Kleider wegwarf und in das bräunlich aussehende Wasser sprang und trank! und trank! in langen Zügen. Wenn ich aufhörte, war es mir, als ob inwendig noch Alles brennen würde. Kein Mensch, der nicht in ähnlicher Lage gewesen ist, kann sich eine solche Lage vorstellen und ich sprang noch einmal hinein, um mich abzukühlen und zu trinken und zwar durch die Haut, wie durch den Mund, denn ich war fast gebraten. Ich war nahe bei der Fährde des Flusses, den ich

jetzt durchschritt und wobei ich jeden Augenblick wieder trank. Die Sonne war untergegangen, als ich etwas weiter aufwärts zu unserm Lager kam und zu meiner großen Überraschung den Thomann fand. Nun wollte ich natürlich wissen, warum er denn nicht mit Zins gegangen sei. Da sagte er mir, daß er von ihm gar nichts gesehen und nicht wisse, wo er sei. Er (Thomann) sei der Abrede gemäß unserm Lager gegenüber an den Fluß gegangen, um Zins zu rufen, da habe man ihm gesagt, daß Zins schon lange mit dem Wagen und zwei Joch Ochsen über den Fluß gefehrt habe, um uns entgegenzufahren. Er sei zu ermüdet und zu durstig gewesen, als daß er es unternommen haben würde, den Zins zu suchen, er habe ja seine Pflicht gethan und Alles komme nur davon her, daß Zins nicht wie verabredet, im Lager seine Ankunft abgewartet habe. Dies war freilich richtig, aber wo war jetzt Zins. Wie sollten wir das Fleisch von unsern Büffeln beschaffen, wenn Zins den richtigen Weg verfehlt hatte? Und was mußte Rippstein an Durst leiden, wenn der Wagen nicht kam, um sie abzuholen? Dem unverantwortlichen Eigensinn von Zins hatte man all' das wahrhaft Schreckliche jetzt zu verdanken. Hätte er nach Abrede gehandelt, so wäre Alles schon längst in der Ordnung und unser Büffelsteisch verpackt gewesen. Gut, daß Zins während dieser Aufregung nicht kam, sonst hätte es ihm schlimm gehen können, denn seine Handlungsweise war geradezu unerhört.

Ich war etwa eine Stunde im Lager, als endlich auch Hartmann auf seinem Maultier erschien. Nach seinen Berichten sei er sowohl als Rippstein beinahe verschmachtet. Vergeblich hätten sie nach dem Wagen umgesehen, dann seien sie übereingekommen, er (Hartmann) solle sich auf den Weg machen, weil der Fuhrmann den richtigen Weg verfehlt haben könne. Auf seinem Rückweg sei er dem Flusse ziemlich nahe gekommen, ohne etwas vom Wagen zu sehen, da habe er endlich geglaubt, weit weg etwas wie ein Fuhrwerk gesehen zu haben und sei hingekritten und es sei wirklich Zins gewesen, welcher nicht wußte, wohin er treiben solle. Er habe dem Zins die Direktion ange-

gezeigt, wo Rippstein beim Fleisch seiner warte und wo er beinahe verdurstet sei. Was Leichtsinm, Eigensinn und Gleichgültigkeit für Unheil anstellen können, hatten wir nun erfahren. Aber auch Diel kam mir unbegreiflich gleichgültig vor, denn ihn schien die ganze Geschichte nicht zu berühren. Thomann, der sonst stets so besorgt war, und Diel legten sich sogar zu Bette, als wir das Nachtessen zu uns genommen hatten und schliefen ganz ruhig, obwohl sie wußten, daß ich den Zins mit Ängstlichkeit erwartete. In meine Büffelhaut eingepackt suchte ich auch ein wenig zu schlafen, aber es ging nicht. Ich erhob mich, um ein Feuer anzuzünden, das unsern Kameraden vielleicht zur Orientierung verhelfen könnte. Die flammen schlugen hoch empor, so daß die umstehenden Bäume hell erleuchtet wurden; aber nichts ließ sich vernehmen, woraus man das Herannahen eines Wagens hätte schließen können. Von Zeit zu Zeit legte ich frisches Holz an, dann legte ich mich wieder nieder und horchte auf jeden Laut, vergeblich hoffend, daß es unsere Leute sein möchten. Mitternacht mußte bereits vorüber sein und meine Unruhe war auf's höchste gestiegen. Plötzlich glaubte ich ein fernes „Oh ha“ zu vernehmen, aber es schien mir von der un rechten Seite herzukommen. Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf, man könnte unser Feuer nicht gesehen haben und am Lager vorbeigefahren sein, weil dasselbe zu tief im Wald in Bäumen versteckt war. In der einen Hand einen Karabiner, in der andern einen Feuerbrand haltend, eilte ich auf die etwas höher gelegene Prairie, schoß die Ladung ab und schwang den Feuerbrand so viel ich vermochte hin und her. Der Schuß hatte meine zwei sorglos schlafenden Kameraden aufgeweckt, aber mit demselben hatte ich doch meinen Zweck erreicht, denn er wurde auch von den Erwarteten vernommen und diese kamen endlich gegen 1 Uhr nach Mitternacht an.

Rippstein, welcher seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen hatte, verlangte schnell sein Nachtessen und es hätte bald Schläge abgesetzt, wenn Diel nicht so schnell als möglich entsprochen hätte. Rippstein war mit Recht auch über Zins sehr

erboßt, denn dieser wäre beinahe wieder ohne ihn und die Ladung zurückgekehrt, als er ihn etwas lange nicht fand, und zudem hätte er nicht einmal daran gedacht, auch Wasser mitzubringen, so daß er fast verdurstete. Auch mit den Ochsen habe man Schwierigkeiten gehabt, weil diese von dem Geruch der vielen von den Emigranten getöteten und in Verwesung begriffenen Büffel und wohl auch von den vielen umherschleichenden Wölfen ängstlich und scheu geworden seien, so daß er Mühe gehabt habe, sie von dem Fortlaufen zurückzuhalten.

Am folgenden Tag, den 6. Juli, schnitten wir unser saftiges Büffelfleisch in lange Riemen und trockneten es an Bäumen und Sträuchern, wozu zwei Tage erforderlich waren.

Der vielen quälenden Mücken wegen brachen wir unser Lager, obwohl es ziemlich spät geworden, ab und trafen nach der Durchfahrt des flusses und durch diesen getrieben eine wohl ausgestattete große Reisegesellschaft. Wir trieben unsern Wagen wohl drei starke Meilen dem fluß entlang aufwärts, machten eine große Wendung nach links, von der Straße ab, nach einer grasigen fläche am flußufer, wo wir für diese Nacht lagerten. Noch bevor wir den Lagerplatz erreicht hatten, sahen wir einen großen schwarzen Ochsen allein grasen. Mehrere von uns wollten ihn holen, aber Rippstein meinte, das sei nicht nötig, das könne Einer allein thun und wir ließen ihn gewähren. Dieser Fund kam uns sehr zu statten, denn er bildete nachher neben einem ähnlichen Ochsen, den wir hatten, unser Hauptjoch. In Californien reklamirte — beiläufig gesagt — Rippstein ihn als sein Eigentum, weil er ihn allein gefangen habe. Wir fanden seine Behauptung unrichtig und schmutzig, aber wollten darüber nicht streiten.

Schon seit dem 6. Juli nachts, dem Tage meines unlöschlichen Durstes, fing mein linker Daumen mich heftig zu schmerzen an, so daß ich nicht schlafen konnte. Der Schmerz steigerte sich und der finger schwoll bis zur doppelten Dicke an und bekam eine bläuliche färbung, so daß ich nur mit Not beim Trocknen des fleisches mithelfen konnte, besonders da mich die kleinen

fliegen und Sandmücken noch plagten, indem sie mir in Nase, Ohren und Augen krochen. Ich fragte mich, ob etwa mein Baden in dem braunen Wasser die Tiere angelockt haben könnte. Mein Gesicht war angeschwollen und ich fühlte mich matt, fieberisch und angegriffen. Es war dies in der Nacht vom 8. auf den 9., als wir schon im neuen Lager waren. Meine Kame-
raden schliefen im Zelt von Kyburz und ich hatte mein Lager im Wagen. Wahrscheinlich durch den Geruch des vielen frisch getrockneten Fleisches angezogen, sammelten sich diese Nacht alle Wölfe, Füchse und andere Raubtiere aus der Umgebung bei unserm Wagen. Sonst an Wolfskonzerte gewöhnt, fanden wir diesmal wie uns schien, die zehnfache Stimmenzahl. Allerdings mag mein Fieberzustand die Wirkung auf meine Nerven noch erhöht haben. Ich hielt es nicht mehr aus und ich entschloß mich, aufzustehen, obwohl die Wölfe dicht neben dem Wagen heulten und zwar auch solche der großen Rasse. Als ich das erglimmende Feuer wieder zur hellen Flamme ansachte, konnte ich einen großen Kreis langschwänziger stuhohriger Prairieteufel sehen. Sie schwiegen oft plötzlich, um mit doppelter Kraft ihr durchdringendes Höllenkonzert zu wiederholen, so daß es mir vorkam, als ob sich hier alle wilden Tiere zu dem einzigen Zweck versammelt hätten, mich zu quälen.

Erst als es zu tagen anfang, zogen sich die Bestien in den Wald zurück. Alles zusammen hatte mich so erschöpft, daß ich nicht mehr gehen konnte und daher den Wagen bestieg, als er vorwärts ging.

Am 9. Juli verließen wir den Plattfluß für immer. Die Straße führte ganz nördlich und wir stiegen beinahe den ganzen Tag über sanfte Anhöhen und kleine Ebenen. Mittags passierten wir eine Quelle, welche gutes Wasser enthielt, das wir uns schmecken ließen. Das Nachtlager aber schlugen wir an einer Stelle auf, wo uns leider gutes Wasser fehlte und das vorhandene salzig schmeckte. Gras für unser Vieh hatten wir genug, aber an Holz gebrach es auch. Wilder Salbei mit den holzigen Stengeln nebst Büffeldünger waren hier unser Brennmaterial.

Schon den beiden Gabeln des Plattflusses entlang mußten wir uns größtenteils des Büffeldüngers zum Kochen bedienen, was gar nicht übel ging. Von hier aus, auf der Weiterreise trafen wir die großen Salbeisträucher, welche zwei bis vier Fuß hoch werden und einen holzartigen Stengel haben, der vollständig das Holz ersetzte. In gewissen Gegenden des Felsengebirges trifft man meilenweit nur diese sehr stark riechende Pflanze, die aber als Viehfutter nicht verwendet werden kann; eher würde das Vieh verhungern.

Unser neues Lager war unter dem Namen Moorsprings (Dreckquelle) bekannt, weil es unweit der Quelle, an welcher wir lagerten, mehrere tiefe, mit weichem Schlamm gefüllte Löcher gab. Unser Hermann hatte sehr bald nach unserer Ankunft mit diesen Dreckquellen eine recht unangenehme Bekanntschaft gemacht. Er hatte sich nämlich allein von unserm Lager entfernt und war eine kurze Distanz durch ein kleines Thälchen hinaufgegangen, als er zufällig zu einem vielleicht drei Fuß im Durchmesser haltenden Schlammhaufen kam, dessen obere Kruste trocken zu sein schien und im Ganzen einem Haufen zusammengekratzten Straßenkot ähnlich sah. Neugierig, wie denn dieser vermeintliche Straßenmörtel hieher gekommen sein möchte, wollte er auf die scheinbar harte Kruste treten, als diese sogleich unter seinem Gewicht nachgab und ihn im Augenblick bis unter die Arme in dem gelblichgrauen, weichen Schlamm versinken ließ. Als Hermann unter seinen Füßen die Kruste nachgeben fühlte, hatte er unwillkürlich seine Arme ausgebreitet und glücklicherweise solideren Grund gefunden, an welchem er einen Halt hatte. Wäre es ihm nicht gelungen mit den beiden Händen die festen Ränder des Schlammloches zu ergreifen, so würde er im nächsten Augenblick ganz versunken, und sein plötzliches Verschwinden uns ein Rätsel geblieben sein.

Was meinen kranken Daumen anbetrifft, so schien der Schmerz etwas nachzulassen, als ich ein Pflaster von Harzseife und Zucker anwendete. Es bildete sich eine große, bläulich-rote Blase, in welcher ich einen großen Wurm zu sehen glaubte.

Als die Haut stark geritzt war, entleerte sich die Blase und es quoll Blut und Eiter heraus. Als vollständig geheilt konnte ich den Finger erst in Californien betrachten.

Ich muß noch nachtragen, daß auch unsere Ochsen mit diesen Schlammbecken Bekanntschaft gemacht hatten, aber der Instinkt scheint sie vor dem Untergang bewahrt zu haben. Es gab größere Flächen, wo der Rasen überall sich zu öffnen drohte, wenn man auf denselben trat. Solche Stellen fanden wir auch noch an den folgenden Tagen. Es waren dies richtig benannt Schlammvulkane. Weiter aufwärts gegen das Felsengebirge kamen wir zu dem wilden-Salbeibach, welcher Name offenbar von den vielen Salbeipflanzen herrührt, welche da wachsen. Wir hatten an diesem Tag nur 16 Meilen gemacht aber dennoch machten wir Halt um zu lagern, da wir doch gutes Wasser, wenn auch wenig Gras hatten, weil es bereits von den Ochsen der frühern Emigranten abgeweidet war.

Hier wurde Thomann beinahe von einer Klapperschlange gebissen, die er aufgeschencht hatte. Er schlug sie mit dürren, abgerissenen Salbeistengeln tot. Es war ein schönes Tier mit vierzehn hörnern Ringen am Schwanz, die Haut mit rötlichen Punkten auf hellem Grunde bedeckt. Kaum hatte Thomann dem Tier den Garaus gemacht, als er bemerkte, daß unsere Ochsen „reißaus“ genommen und nicht zurückgekehrt waren. Wahrscheinlich hatte ihnen die magere Weide nicht behagt. Sofort machten sich fünf oder sechs Männer auf, um die Flüchtlinge wieder zu holen, diese waren aber schon etwa zwei Meilen zurückgelaufen gewesen. Wir banden sie dann nach ihrer Zurückkunft an die Wagen und jochten sie auf.

Die Nacht war prachtvoll mondhell, aber etwas kühl. Schon um 2 Uhr Morgens war fertig eingespannt und wir fuhren auf sandiger, guter Straße dem Süßwasserflusse (Sweet Water River) entgegen, bei welchem wir um 7 Uhr ankamen. Unterwegs waren wir an einigen salzigen Flächen vorüber gekommen. Der Süßwasserfluß ist nur ein kleines Flüsschen, mit klarem gutschmeckendem Wasser und der Name scheint bereits andeuten zu

wollen, daß dann bald Gegenden kommen, in denen süßes Wasser zur Ausnahme gehört. Wir hatten da, wo wir an seine Ufer kamen, unsere Zugtiere ihrer Joche entledigt, damit sie sich hier selber helfen könnten und nahmen unser Frühstück ein, worauf wir schon nach etwa 2 1/2 stündiger Ruhe den Weg fortsetzten. Bald waren wir neben dem, allen Emigranten bekannten Unabhängigkeitsfelsen (Independence Rock) den ich dem Namen nach aus Dr. Wislizinus Reisebeschreibung über das Felsengebirge kannte.

Ich habe den Felsen damals nicht gemessen, er mochte aber vielleicht 100 Fuß Länge und 40 Breite mit etwa 30 Fuß Höhe haben. Er bildet also ein langes Oval mit abgerundetem Rücken. Seine Seiten sind ringsum mit Namen bedeckt, so daß man sich wundert, wie man diese alle hat anbringen können. Die Steinart scheint Granit zu sein, also vulkanischen Ursprungs.

Von hier aus fuhren wir über eine, wie es schien, ausgebrannte Gegend von gelblichem Sande bedeckt und mit riesigen Granitblöcken umgeben. Nur wenige zwerghafte Cedern und Föhren fristen da ihr kümmerliches Dasein. Je mehr ich mich umschaute, desto mehr kam es mir vor, es müsse hier vor ungedenklicher Zeit ein vulkanischer Ausbruch stattgehabt haben und die Sandfläche zwischen den Granitblöcken ein Krater gewesen sein. Es mochte zwischen 12 und 1 Uhr sein, als wir am obersten Eingang dieser Kratergegend ankamen, wo der Süßwasserfluß sich durch 60—80 Fuß hohe Felsen den Weg gebahnt hatte und durch sein Getöse sich bemerkbar machte. Diese Stelle ist als das Teufelsthor bekannt und ebenfalls, wie die andern angrenzenden Felsen, mit Namen beschrieben. Nachdem wir diese Felsen im Rücken hatten, trieben wir am rechten Ufer des klaren und ruhig dahinfließenden Süßwassers etwa eine Meile weit bis zu einer grasigen Stelle, wo wir um 2 Uhr hielten, um unserm Vieh die Gelegenheit zum Grasfen zu gönnen und zu lagern.

Wir mochten seit dem Verlassen des Salbeibaches über 20 Meilen zurückgelegt haben. Das offene Thal, in welchem wir uns befanden, war das Süßwasserthal. Dieses ist ziemlich flach,

breit und mehrere Tagereisen lang. Während Einige von uns mehrere der vorhandenen Granitblöcke erkletterten, zog ich vor, mich zu baden, entdeckte dabei aber die frischen Spuren eines Bären, was mich zur Eile antrieb.

Am 12. Juli kamen wir zu einer Stelle, wo ein weißliches Salz die Oberfläche des Bodens wie Schnee bedeckte. Seitwärts schienen die Hügel mit Nadelholz bewachsen. Hier erfuhren wir endlich, daß der uns voranziehende Teil unserer Reisegesellschaft kaum 6 Meilen vor uns lagere. Um unsere Bekannten bald einzuholen, verließen wir unsern Lagerplatz morgens halb 6 Uhr und um 1 Uhr war dies geschehen, indem jene einen kurzen Halt machten. Wir brachen dann zusammen auf und machten noch 5 Meilen, wo man leidlich Wasser, Gras und Salbei zum Kochen fand, denn anderes Brennholz gabs nicht. In der Umgebung des Lagerplatzes hatten wir zwei große Salbeihühner geschossen und obgleich sie nach der Pflanze, von der sie leben, riechen, so widerte uns doch das Fleisch nicht mehr so an, wie das erstemal. Am nämlichen Tage trafen wir noch unerwartet einige Büffel, von denen wir einen erlegten. Es waren die einzigen, die wir seit unserer Büffeljagd gesehen hatten.

Nach ungefähr 14meiligem Tagesmarsch lagerten wir wieder am Ufer des Sweetwater und dann am 15. zum letzten mal, denn von hier läßt man dieses Flüßchen links liegen.

Wir hatten, noch bevor wir uns lagerten, einen Teil von Dikison's Abteilung ebenfalls am Flüßchen lagernd gefunden und es schien uns, daß diese wieder kleiner geworden sei.

Am folgenden Tag den 16. Juli hätte es zu einer unglückseligen Gewaltthat kommen können, denn infolge des Eifers zwischen den einzelnen Gesellschaften, den Vorsprung im Weiterreisen zu bekommen, schoben sich die Wagen so ineinander ein, daß ein Ochse am Fuß verletzt wurde. Die Betroffenen hielten das Geschehene für ein geplantes Vorgehen und es erschienen plötzlich sechs bewaffnete Männer von Dikison's Abteilung zu Pferd und forderten von uns einen gesunden Ochsen oder Bezahlung des Beschädigten.

Da Keiner von uns gesehen hatte, daß der Ochse am Wagen von Dikison beschädigt sei, so hielten wir das ganze bloß für eine Demonstration, um uns einzuschüchtern, wahrscheinlich aus Rache, weil wir sie ausgepiffen hatten, als sie im fahren den Kürzern zogen.

Wenn auch einige von unserer Abteilung durch dieses Vorgehen eingeschüchtert wurden, so hatte man durch diese Drohung bei uns fünfen nur Öl ins Feuer gegossen. Wir machten augenblicklich unsere Schußwaffen bereit und forderten die Berittenen auf, ihrer Drohung Nachdruck zu geben, es werde sich dann zeigen, wie die Sache herauskomme. Diese entschlossene Haltung hatten die Gegner nicht erwartet und die brutalen Worte nahmen mehr einen bittenden Charakter an.

Kiburz, welcher seit einiger Zeit unser Capitain war, frau und Kinder hatte und von Ersterer gebeten wurde, es doch zu keinem Kampf kommen zu lassen, hatte ein Zwanzigfrankenstück aus der Tasche genommen und es dem Dikison unter der Bedingung eingehändigt, daß er dieses als teilweisen Ersatz behalten könne, wenn der Ochse Schaden leide, andernfalls müsse er es wieder zurückgeben. Die Dikisonleute erklärten sich damit einverstanden und der Streit war gütlich beigelegt. Ich war überrascht zu sehen, wie Diel und sogar der sonst so ruhige Thomann sich kampfbereit machten, um der arroganten Forderung würdig zu begegnen.

Wir hatten im Laufe des Tages kleinere und größere Bäche passiert, welche teilweise am westlichen Abhang des Windrивergebirges entspringen und wie ich vermute, dem Süßwasser zufließen, wenn nicht einer die Hauptquelle selber bildet. Wir mochten heute an 19 Meilen gemacht haben, als wir unsre Lager an einem ziemlich großen Bach, vielleicht der Hauptquelle des Sweetwater — aufschlugen. Die Windrивergebirge schienen mir von da aus gesehen nicht sehr hoch. Von Schnee- und Eisfeldern konnte ich nichts sehen, höchstens mag in den Schluchten zusammengeweheter Schnee gelegen haben. Die Gegend selbst liegt ja mehrere tausend Fuß über dem Meere und somit

kann der Fremontspeak doch hoch sein. Alles sah so vegetationslos aus, wie man in der Schweiz keine Gegenden findet. Etwa 13 Meilen von hier kamen wir am 17. Juli zu dem obersten Bächlein, dessen Wasser gegen den stillen Ozean fließt. Wir hatten also die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Meer und stillen Meer erreicht, eine denkwürdige Stelle, wenn man auf der Karte dieselbe klar vor sich sieht und die Entfernung in Betracht zieht. Wir machten da eine zweistündige Rast, damit sich unser Vieh an dem schönen Grase und dem guten Wasser wohl sein lassen konnte, dann fuhrten wir noch drei Meilen weiter und lagerten links von der Straße auf einem Platz, wo es ebenfalls Wasser und Gras für das Vieh gab.

Am 18. überschritten wir nach etwa 6 zurückgelegten Meilen den Littlesandy, in dessen Nähe wir noch etwa 5 Meilen weiterfuhrten, um dann unser Lager an einer Stelle aufzuschlagen, wo wir genügend Gras für unser Vieh fänden.

Schon Tags zuvor war von Ditison dem Kiburz das Zwanzigfrankensstück zurückerstattet worden, da der verwundete Ochse sich wieder vollkommen erholt hatte.

Die Witterung war abwechselnd bald bewölkt, bald heiter, aber immer windig, also unfreundlich. An Wild sahen wir täglich Antilopen, große Hasen, einige Salbeihühner; in den Thälern zwischen dem Windrivergebirge soll es aber viele Elke (Riesenhirsche), Hirsche, Bergschafe, auch graue Bären geben. Wir waren schon einige Tage im Gebiete der Rohindianer und wie man sagte, sollen sich in der Nähe des Windrivergebirges eine große Zahl dieser Wilden aufhalten, aber uns kamen keine zu Gesicht. Wenn die Berichte wahr sind, so wären diese die schönsten Menschen unter allen Indianern, mit sehr üppigem Haarwuchs und im Ganzen von friedfertiger Art. Wir hätten, als wir den Littlesandy erreichten, einen näheren Weg machen können, wenn es uns nichts gemacht hätte, 40—50 Meilen zurückzulegen, ohne weder Gras noch Wasser zu finden; wir zogen aber den längern, wo man diese Lebensbedingungen schneller haben konnte, vor.

Von dem Windrivergebirge hatten wir uns wieder entfernt,

dagegen erschienen rechts von uns andere Berge und zu unserer Linken im blauen Dunst ein sehr hohes Gebirge, auf dessen Rücken eine Schneedecke zu liegen schien.

Am 20. Juli erreichten wir nach achtmöglicher Fahrt das linke Ufer des Greenriver. Dieses ist der Hauptzufluß des Rio Colorado. Sein Flußbett ist nicht besonders breit, aber sein Bottom (Thal-land) scheint von guter Qualität zu sein. Man findet da die schönsten und größten Baumwoll-Pappeln (Cottontrees), Weiden und einige wenige Laubholzarten. Wir blieben hier einen Tag, denn es gab für uns Alle genug Arbeit, unsere Hemden zu waschen, Kleider zu flicken &c.

Am 21. durchschritten oder durchfuhren wir den Greenriver, der hier 200—300 Fuß breit sein mag. Sein Wasser war kühl, klar, von gutem Geschmack und von grünlicher Färbung, welcher er seinen Namen verdankt. Wenn der Wasserstand etwas höher gewesen wäre, so würde die Durchfahrt mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Es sollen sogar einige früher durchgereiste Gesellschaften hier mehrere Personen und Vieh verloren haben, welche von den Wellen erfaßt und fortgeschwemmt worden seien.

Nachdem wir das rechte Ufer erreicht hatten, folgten wir dem Flusse nach wohl acht Meilen weit, das schöne, flache, mit großen Cottonbäumen bewachsene Thal abwärts. Die klaren, frischen Fluten machten einen so angenehmen Eindruck auf mich, daß ich gerne einige Zeit dageblieben wäre, um aus einem der langen, dickstämmigen Bäume ein Canoe zu verfertigen und mit demselben den Fluß hinunterzutreiben, aber keiner meiner Kameraden schien zu einer solchen Reise auf gut Glück hin und nach unbekanntem Regionen Lust zu verspüren. Für mich war dies wohl gut, denn es wäre doch ein waghalsiges Unternehmen gewesen.

Wir hatten den Greenriver links liegen lassen und fuhren abermals durch eine öde, trockene Gegend, der sogenannten Housefork zu, welche wir nach zurückgelegten 15 Meilen vom Greenriverthal erreichten.

Am 22. überschritten wir die Housefork, nachdem wir ihr

etwa 7 Meilen gefolgt waren, und unsere Straße in der Richtung fortsetzend, kamen wir nach 9 Meilen wieder an ein klares, rasch fließendes, kleines Flößchen, dessen Name ich vergessen habe. Dieses Flößchen scheint seinen Ursprung in dem erwähnten hohen mit Schnee bedeckten Gebirge zu haben. An Gras fehlte es uns hier nicht.

Am 25. überschritten wir dieses Flößchen viermal, folgten einige Zeit seinem Lauf, nahmen unser Mittagessen an seinem Ufer ein, überschritten dasselbe wieder, wobei Henry Hartmanns Maulesel demselben einen bösen Streich spielte. Er legte sich nämlich mitten im Flößchen hin, so daß der gute Henry gezwungen war, in das kühle Wasser zu steigen, was unser Gaudium erregte. Dies erboste ihn so, daß er den Zaum und Sattel ablöste und ans Ufer brachte, dagegen aber das Tier sich selbst überließ. Es wurde dann am gleichen Tag von einem Bergjäger, den wir getroffen hatten und dem wir den Vorfall erzählten, annegirt.

Von dieser Stelle fuhren wir dann noch etwa zehn Meilen weiter hinauf, das Flößchen zu unserer Rechten, bis etwa 2 Meilen vom Fort Britischer. Hier lagerten wir uns neben ein paar Zelten, in welchen mehrere Mountainers (Jäger) waren, mit welchen wir verschiedene Artikel gegen weichgegerbte Felle von Hirschen, Antilopen und Bergschafen vertauschten, aus welchen viele von uns später ihre eigenen Indianerschuhe verfertigten.

In dem größten Zelte saßen die Jäger in einem Kreis nach Indianermanier und beschäftigten sich mit Trinken und Plaudern. Die Hauptperson schien ein großer Mann von etwa 40 Jahren mit Namen Walker zu sein. — Da ich fürchtete, ich könnte die Männer in ihrer Unterhaltung stören, so entfernte ich mich sofort wieder, trotz der freundlichen Einladung des Mr. Walker, mich zu ihm zu setzen. Fortwährend kamen und entfernten sich Indianer männlichen und weiblichen Geschlechts zu Pferde und zwar so schnell, als die armen Tiere zu rennen vermochten, so daß wir oft fürchteten, sie würden sich noch die Hälse brechen.

Die Indianer, wie Halbindianer, von denen es mehrere gab, waren ziemlich gut gekleidet.

Als ich Abends mein Tagebuch schrieb, richtete ein rothaariger Mountaineer die Frage an mich, ob ich ein Journal schreibe. Als ich dies bejahte, bemerkte er: Dann ist es vielleicht von einigem Interesse für Sie, zu erfahren, daß auf dieser Stelle, dort in dem dichten Weidengebüsch vor 17 Jahren ein Mann Namens Bloß von einer Bande Blackfort-Indianer getötet wurde. Er habe sich lange Zeit tapfer verteidigt und mehrere von ihnen verwundet, bevor sie ihn umbringen konnten.

In diesem Flüsschen mit frischem Bergwasser gibt es auch eine Menge Fische, wovon Thomann mehrere Lachsforellen mit rötlichem Fleisch gefangen hatte. Der rothaarige Mountaineer wohnte unweit vom Fort und hatte eine schöne Frau, welche gerade mit Waschen beschäftigt war. Er war Vater eines vielleicht drei Jahre alten Knaben, welcher mit einem kleinen Bogen und Pfeil sich im Schießen übte. Dieser Mann schien sich hier fest niedergelassen zu haben, denn er war Eigentümer einer Herde Schafe, unter denen sich auch zwei Zicklein gezähmter Bergschafe befanden, sowie einer kleinen Viehherde und wir vertauschten mit ihm unsere zwei Kühe, die des trockenen schlechten Grases wegen nur noch wenig Milch gaben, an zwei junge Ochsen.

Am 25. tauschten wir noch mehr Felle und Indianerschuhe gegen Alkohol, Zucker, Blei und Pulver von Indianern und Jägern ein. Das Fort besteht aus zwei Blockhütten, welche mit einem etwa 10 Fuß hohen Pallisadenwerk umgeben sind und wird mehr zu Handelszwecken, als sonst zu Etwas benützt.

Hier trafen wir verschiedene Tierchen, die ich vorher noch nie gesehen hatte, es schienen mir Mitteldinge zwischen Murretieren und kleinen Hunden zu sein; auch sogenannte gehörnte Frösche fanden wir hier, unbehülliche, langsame, breite Vierfüßler mit Schwanz und mit zwei harten Warzen auf beiden Seiten am Kopf. Man dürfte sie eher Eidechsen als Frösche nennen, denn vom Hüpfen schienen sie nichts zu verstehen. Hier tötete ich eine Klapperschlange mit 12 Klappern, weil sie mich beinahe gebissen hätte, als ich über sie hinwegschreiten wollte. Ich nahm den Schwanz als Siegeszeichen mit mir.

V.

Vom Fort Britischer bis zur letzten Süßwasserquelle.

Vom Fort Britischer gab es zwei Straßen, eine alte über die sogenannten Sodaquellen und Fort Hall und eine neue unter dem Namen Capitain Hastings Cutoff, welche viel näher sein und an dem großen Salzsee vorüberführen sollte. Viele Gesellschaften vor uns hatten die Hastings Cutoff gewählt und auch wir gaben ihr den Vorzug.

Am 26. Juli brachen wir endlich auf und betraten hinter dem Fort die neue Straße, zu unserer Rechten die Forthallstraße liegen lassend, am 27. trafen wir mehrere eiskalte Quellen mit gutem Wasser und nachher solche mit unangenehm schmeckendem Mineralsalz und rötlicher Umgebung, was auf Vorhandensein von Eisen schließen ließ, und lagerten dann am Bearriver (Bärenfluß). Capitain Hastings war uns diesen Nachmittag begegnet, kehrte aber wieder mit uns um und blieb diese Nacht in unserm Lager.

Als ich am 28. früh unser Vieh gegen den Wagen treiben wollte, schreckte ich zwischen dem Gebüsch des Flußthälchens ein kurzbeiniges Tier auf, das ich anfänglich für einen jungen Bären hielt. Ich hatte keine andere Waffe, als meinen gewöhnlichen Reifestock bei mir und doch wollte ich das Tier nicht entfliehen lassen. Als ich nach ihm schlug, setzte es sich zur Wehr und zeigte mir seine scharfen Zähne, mit denen es mich an den Beinen zu packen suchte. Nach ziemlich langem Kampfe, den ich nicht ohne Angst führte, suchte das Tier zu entrinnen, nämlich in ein Loch zu schlüpfen, welches aber zu klein für den ganzen

Körper war, so daß es den Kopf herausstreckte und mir so zum Siege verhalf, indem ich es auf den Kopf schlugen und töten konnte. Es war ein junger Dachs, den wir uns gut schmecken ließen.

Der 28. war zur Reparatur der Wagen und unserer Kleider bestimmt und die Nacht vorher so kühl, daß am Morgen sich auf dem stillen Wasser etwas Eis bildete. Rippstein ging mit seiner Büchse und dem Doldh voraus, um womöglich eine Antilope zu schießen. Wir wurden dann sehr besorgt um ihn, weil wir ihn erst drei Tage später wieder fanden, nachdem wir einen äußerst anstrengenden Weg durch ein enges Thälchen und dichtes Weidengebüsch gemacht hatten, oder besser gesagt, frisch bahnen mußten, weil wir einen Umweg abschneiden wollten. Andere Fuhrwerke, 52 an der Zahl, hatten einen andern bessern Weg gemacht. In einem engen, unwegsamem Thälchen fanden wir eine Menge roter und schwarzer Johannisbeeren, die wir uns schmecken ließen. Rippstein war anfänglich sehr über uns aufgebracht, weil er geglaubt hatte, wir seien der Verabredung untreu geworden. In der ersten Nacht habe er unter einem Felsen schlafen wollen, da seien Prairiewölfe gekommen, die ihn daran verhindert hätten. Die Antilope, welche er geschossen hatte, mußte er schließlich liegen lassen. Da er sein Messer verloren hatte, so konnte er nicht einmal von einem geschossenen Dachsen ein Stück abschneiden, um damit seinen Hunger zu stillen und wenn er nicht eine andere Emigrantengesellschaft getroffen hätte, so würde er dem Hungertode nahe gewesen sein.

Noch am 1. August befanden wir uns in der engen Thalschlucht, wo wir uns den Weg durch dichtes, niedriges Gehölz vorwegs bahnen mußten, wenn wir nicht das Bachbett selber als Straße benützen konnten. Die Äyze kamen uns hier gut zu statten. Eine angenehme Überraschung boten uns die Sträucher der sogenannten Junibeeren mit ihren süßen, traubenartigen Früchten, an denen auch die Bären Wohlgefallen zu haben schienen, wie die vielen frischen Spuren dieser Tiere im weichen, feuchten Boden bewiesen.

Nach Zurücklegung von vielleicht 12 Meilen durch verschiedene Windungen der Schlucht öffnete sich diese etwas und wir kamen zu einem Flüßchen, Weberfluß genannt, welches in nordöstlicher Richtung durch ein schönes Thälchen floß.

Ungefähr nach 5meiliger Fahrt an den Ufern des Weberflusses kamen wir zu einer Stelle, welche sehr zum Baden einlud. Da machten Einige die Entdeckung, daß es hier Krebse gebe. Man holte die Eßgabeln und harpunirte deren so viele, daß es für ein Abendessen genug gab.

Als wir am 3. August auf unserem Wege dem Fluß entlang hinab in nördlicher Richtung zirka 4 Meilen zurückgelegt hatten, war uns Capitain Hastings entgegengekommen. Er war der Ansicht, daß wir, wie alle uns vorangegangenen Gesellschaften den unrechten Weg verfolgten, weshalb er schon den Ersteren den Rat gegeben habe, daß sie nach Ankunft am Weberflusse sich nach links wenden sollten, wo er sie auf einem näheren Weg an den Salzsee bringen wollte. Wir kehrten auf diesen Bericht hin wieder um und trieben etwa 2 Meilen rückwärts, wo wir uns lagerten.

Am 4. blieben wir im Lager, weil Einige aus der Gesellschaft versuchten, einen bessern Weg ausfindig zu machen, aber unverrichteter Dinge ins Lager zurückkehrten.

Am 5. August fuhren wir das Thal abwärts, den sogenannten bösen Stellen des Weberflusses entgegen. Kiburz, die Barben und wir hielten an, um zu lagern, weil die übrigen Teilnehmer an unserer Gesellschaft die gefürchteten Stellen glücklich passiert hatten. Diese waren etwa 5 Meilen lang. Hier hatte sich der Fluß zwischen den Felsen des Wassatschgebirges einen Durchbruch geschaffen, durch welchen das Wasser schäumend und tosend sich durchzwängte.

Am 6. August wagten auch wir die wilde Fahrt, die wildeste bis dahin, wenn auch nicht gerade die gefährlichste.

Um unsere vier Wagen durchzubringen, verwendeten wir den ganzen Vormittag und bis 1 Uhr nachmittags. Es gab Stellen, wo man alle Ochsen mit Ausnahme der Deichselochsen losließ. Dann spannte man beide hintern Räder; die Einen trieben

an, die Andern hielten den Wagen aufrecht und so glitt man über die Wasser hinab. Dies wiederholte man so lang es nötig war mit jedem Wagen und man mußte aufpassen, daß das Wasser Einen nicht mitfortnahm, wenn man etwa auf den glatten Steinen rutschte.

Ich besaß, als ich die Reise antrat, drei Paar Stiefel und ein Paar Schuhe. Heute hatten mir diese die letzten Dienste erwiesen, denn die Absätze machten sich los und hoben sich seitwärts in die Höhe, das untere nach oben. Ich mußte also darauf denken, wie ich mir mein Schuhwerk selber verfertige.

Bald nach dieser mühsamen Passage erreichten wir am 7. die Ufer des herrlichen Salzsee's, dessen Wasser klar wie Kry stall, aber ungemein salzig ist. Es ist eine große Wasserfläche und bietet dem Auge in nordöstlicher Richtung nichts als Himmel und Wasser. Die paar vegetationslosen Inseln sind wie verbrannt. Das Uferland steigt in einer schiefen Ebene gegen die Berge, von woher die Wasser immer aus ein paar oberhalb entspringenden Quellen zum See hinunter führen. Der klare, himmelblaue Seespiegel, die warme, sonnige Luft, die nahen, hohen Berge mit dem schönen Gelände, auf welchem wir dahin-zogen, machten einen ungemein freundlichen Eindruck. Den ganzen Tag hätte ich pfeifen und singen mögen und wäre nur eine einzige Familie weißer Menschen hier gewesen, so wäre ich wahr-scheinlich da geblieben. Wie schade, daß diese herrliche Landschaft unbewohnt war, da auch der Boden fruchtbar zu sein schien. Ich ahnte damals noch nicht, daß uns die Mormonen fast auf dem Fuße nachfolgten, in der irrthümlichen Hoffnung, hier in dieser Einöde für immer ganz nach eigenem Wohlgefallen schalten und walten zu können. Seither sind noch nicht 30 Jahre ver-flossen und die Mormonen haben gewiß schon längst eingesehen, daß es mit ihrer geträumten Unabhängigkeit zu Ende geht.*)

Die Straße ging durch Schilf am Seeufer, als wir am Utafluß ankamen und 20 Meilen zurückgelegt zu haben glaubten und wir schlugen hier unser Lager auf. Das Gras war aber schlecht und an Holz war auch kein Überfluß.

*) Dies wurde nämlich im Jahre 1870 niedergeschrieben.

Am 8. August ließen wir die Wassatschgebirge zu unserer Linken liegen und nahmen unsere Direktion in der Richtung eines andern rötlich-braunen Gebirges, welches uns bei der überaus klaren, durchsichtigen Morgenluft kaum sechs Meilen entfernt zu sein schien. Zehn Meilen weiter auf unserer Route kamen wir in eine sumpfige Gegend, wo nur Schilf und einige Sumpfgräser gedeihen. Das Wasser war salzig und ungenießbar auch für das Vieh und wir machten daher nur einen kurzen Halt. In der Nähe einer Quelle, worin mehrere von uns badeten, trafen wir in einer Höhle unter einem großen felsblock ein menschliches Gerippe.

Wir hatten im Laufe dieses Vormittags den uns vorausgegangenen Teil unserer Gesellschaft wieder eingeholt und setzten nun die Weiterreise wieder gemeinschaftlich fort und lagerten dann an einer Quelle am Fuße des Gebirges, deren Wasser aber auch etwas salzig schmeckte. Ein kleines Stück sumpfiges Wiesland trennte uns vom See.

Rippstein, ein Amerikaner und ich waren unserm Wagen ziemlich weit vorausgegangen und hatten eine Stelle erreicht, wo die Straße dicht am See vorbeiführte. Der Morgen war so lieblich warm und das absolut tierlose Wasser so klar und einladend, daß wir uns schnell entschlossen, hier ein Salzwasserbad zu nehmen. Der Grund schien mit weißlich-grauem Sande bedeckt. Obwohl am Ufer Spuren eines Bären waren, so entkleideten wir uns gleichwohl rasch und gingen ins Wasser, das aber hier so niedrig war, daß wir eine halbe Meile hinausgehen mußten bis dieses uns an die Hüfte ging. Das Wasser war noch so durchsichtig, als ob kein solches, sondern nur Luft da wäre und dabei aber so schwer, daß es keine Kunst war, sogar nur auf einer Zehe zu stehen. Ich würde es für unmöglich halten, hier zu ertrinken, denn man konnte sich auf den Rücken, auf die Seite legen und alle erdenklichen Stellungen annehmen, ohne die geringste Gefahr, so daß man sich wie ein Korkzapfen ins Wasser gelegt vorkam. Da das Wasser in der Nähe der Süßwasserzuflüsse leichter, also die Tragkraft geringer wird, so wäre hier die beste Gelegenheit vorhanden, um schwimmen zu lernen. Unangenehm ist nur der

Umstand, daß das Wasser in den Augen brennt und am ganzen Körper ein ziemlich starkes Beißen verursacht, wenn man sich nicht nach dem Salzbad noch im Süßwasser abspühlt.

Die Straße führte den ganzen Tag dem Salzsee nach und wir lagerten in der Nähe einer spärlichen Süßwasserquelle, wo unser Vieh auch etwas Gras fand. Am 10. August Morgens fanden wir einen Ochsen von Mr. Hapy in einem der tiefen Quellenlöcher halberschöpft. Er mußte in der Nacht hineingefallen sein. Als man ihm herausgeholfen hatte, starb er bald nachher.

Wir hatten eine tiefe Thalschlucht erreicht, wo sich einige sehr tiefe und salzfreie Quellen vorfanden und es auch nicht an Gras und Holz fehlte. Da es uns bekannt war, daß wir bald schwere Arbeit für das Vieh bekommen würden, war es nötig, dasselbe hier noch behaglich ausruhen zu lassen. Hastings war zurückgeritten, um den andern Gesellschaften, wenn es nötig sein sollte, den Weg zu zeigen.

Seit wir fort Britscher verlassen, wo noch Indianer der Siouxstämme sich befanden, hatten wir bis hieher keine mehr gesehen. Diese hier waren dunkelfarbige, ärmlich gekleidete, untersehte Burjken und sollen dem Utafstamme angehören. Man nannte sie hier Digger, auf deutsch Gräber, weil sie teilweise von Wurzeln leben, die sie mit Stöcken aus der Erde graben. Sie gelten für falsch und hinterlistig und für fähig, Weiße zu ermorden, wenn sie keine Strafe zu befürchten hätten.

Am 11. August blieben wir liegen, während zwei andere neben uns lagernde Gesellschaften den Weg fortsetzten und am 12. wurde ein Mann beerdigt, der nach kurzer Krankheit hier gestorben war. Wir benutzten diese Rasttage zur Besorgung der Wäsche, Schuh- und Kleider-Reparaturen. Mr. Hastings war zurückgekehrt und der Ansicht, daß wir wohl daran thun würden, unserm Vieh noch mehr Ruhe zu lassen, weshalb wir auch am 13. noch blieben.

Nachdem unsere Ochsen durch Sprünge, welche sonst nur junge Tiere machen, bewiesen, daß sie gehörig ansgeruht haben, verließen wir endlich das Lager, denn es galt nun die Strecke unter

die Flüße zu nehmen, wo es kein Wasser und kein Futter mehr gab. Das Innere des Gebirges, welches den Salzsee von einer Seite begrenzt, muß aus unermesslichen Steinsalzlagern bestehen und da der See keinen Abfluß hat, so muß das sich in denselben ergießende Wasser größtenteils hier verdunsten und somit den Salzgehalt stets vermehren.

Wir hatten in einer andern Bucht dieser Gebirge endlich spät Nachmittags wieder eine Quelle gefunden, die trinkbares Wasser enthielt und auch etwas Gras war da. John Barben brachte uns einen 2½ Zoll langen Scorpion, den er für einen Krebs hielt. Glücklicherweise war das riesige, gefährliche Insekt tot.

Am 15. gelangten wir zeitig an die letzten Süßwasserquellen, wo es glücklicherweise auch viel Gras hatte. Wir trafen hier wieder die letzte uns vorangezogene Emigrantengesellschaft, unter welchen die Harlams und Weisner waren, mit welchen wir von den Indianer-Creeks die Reise begonnen hatten. Dieser Zug war am 16. vor uns abgefahren. Da wurde aus einem der hintersten Wagen ein Bündel mit Kleidern geschmissen. Dasselbe gehörte der uns bekannten dicken, hellhaarigen Fräulein Lucinde. Man hatte offenbar das Hinauswerfen des Bündels für das beste Mittel gehalten, auch der holdseligen Eigentümerin loszuwerden. Hätte man den Charakter dieser Person nicht schon längst gekannt, so würde man diese Handlungsweise von Mr. Hapy als sehr herzlos beurteilt haben. Es gab nun viel Hin- und Herredens, weil jede Partei sie nun der andern aufbürden wollte und man doch allgemein der Ansicht war, daß man dieses Stück Menschenfleisch doch nicht so allein in der Wildnis liegen lassen könne und daß trotz alledem Mr. Hapys Familie sie wieder nehmen müsse, worin sich Hapy fügen mußte.

Wir benützten die Zeit noch, um uns so gut als möglich auf die am folgenden Tag beginnende lange Distanz von 70—90 Meilen ohne Wasser und Gras vorzubereiten. Mit unsern Taschenmessern schnitten wir Gras und machten es zu Bündeln oder Büscheln und füllten alle unsere leeren Gefäße mit Wasser, wovon wir wenigstens viermal mehr nötig gehabt hätten.

VI.

**Von der letzten Süßwasserquelle bis zur ersten nach
der Salz- und Sandwüste. Die drei schwierigsten Tage
der ganzen Reise.**

Unser Vieh lag am 17. früh noch zufrieden im Grase in gemüthlichem Wiederkäuen begriffen, glücklicherweise ohne zu ahnen, was für schreckliche Tage für daselbe kommen würden. Nachdem das kostbare Naß möglichst gut versorgt war und man die Tiere nochmals zur Tränke geführt hatte, brach man etwa um 9 Uhr auf.

Vor uns lag eine breite, vegetationslose Salzebene, die Einen beim Gedanken, sie durchreisen zu müssen, schaudern machte. Doch es mußte eben sein und gegen 1 Uhr kamen wir noch zu einer Quelle, aber diese war schon so salzig, daß das Vieh nicht mehr davon trank.

Nach einem Gerücht sollten etwelche der uns vorangezogenen Emigranten auf der Westseite der bereits teilweise überstiegenen Hügel, 15—20 Meilen von hier, neben der Straße einen Brunnen gegraben haben. Und wir waren unter uns einig geworden, daß Viere von uns dem Wagen voransgehen sollten, bis wir zu dem gehofften Brunnen kämen, wo wir dann die Ankunft unseres Wagens abwarten würden. Der große Bunzel, Zins, Thomann und ich wollten den Brunnen auffuchen, selbst wenn es Nacht werden sollte, ehe wir ihn erreichten. Die Wagen sollten ihren Weg so lange als möglich fortsetzen, außer, wenn große Hindernisse eintreten würden, in welchem Falle sie dann den folgenden Morgen abwarten sollten. Nach anderthalfstündiger Ruhe nahmen wir unsere Reise wieder auf und zwar, wie abgemacht, wir Viere voraus, ohne irgendwelche Schießwaffen mitzunehmen.

Wir waren anfangs mehrere Meilen am Fuße der verschiedenen kleinen Hügel entlang fortgewandert und endlich zu der Stelle gekommen, wo die Straße über sehr steile Hügel hinaufführt. Wir waren sicher, daß unsere Wagen hier am Abend lagern würden, denn um da hinauf zu kommen, müßten die Gespanne verdoppelt oder verdreifacht werden.

Als wir, oben angekommen, unsere Schritte gegen das wüste, breite Thal abwärts lenkten, ging die Sonne als große, glührote Kugel jenseits einer unabsehbaren Ebene bald unter. Still, wie ein Grab war Alles ringsum, eine beängstigende Einöde ohne jegliches Leben. Das Erdreich war mit Flugsand vermischter Kiesel, auf dem nur wenige stachelige Sträucher ihr kümmerliches Dasein fristeten. Von Wild war keine Spur, außer einigen Knochen und Schädeln von Bergschafen und Elken. Je weiter wir auf dem staubigen, sandigen Weg schritten, Einer hinter dem Andern, ohne ein Wort zu sprechen, desto unheimlicher wurde es, da die Nacht bereits eingebrochen war. Kein Laut war vernehmbar, als das Auftreten unserer eigenen Füße auf dem von den Wagen und Zugtieren der Emigranten aufgelockerten Sande. Es mochte etwa zehn Uhr sein, da meinte Benzel, wir sollten endlich uns auf der andern Seite des Wagens hinlegen, denn einen Brunnen würden wir hier doch nicht finden. Wir antworteten ihm aber kaum, sondern schritten rücksichtslos weiter. Benzel war ein großer, starker Mann, den wir immer für etwas faul hielten. Allein blieb er denn auch nicht gern zurück und trottete deshalb wieder hinter uns her. Nachdem wir wieder etwa eine halbe Stunde gegangen waren, ohne ein Wort zu sprechen, unterbrach Benzel abermals die Lautlosigkeit der Nacht und meinte, wir sollten doch Halt machen, denn wir fänden ja wohl kein Wasser und er sei schläfrig und müde. Aber wie das erstemal fanden seine Worte kein Gehör bei uns und er blieb allein zurück. Es mochte Mitternacht vorbei sein und wir fingen doch auch an, Müdigkeit und Schlaf zu empfinden von der Anstrengung des Marsches und dem ewigen Einerlei in der Dunkelheit. Einige Schritte seitwärts der Straße legten wir uns

nieder auf den kieseligen Grund. Die Nacht war kühl und wir hatten uns ein wenig warm gelaufen, so daß es uns froh. Thomann trug Zündhölzchen bei sich und zündete die von uns schnell zusammengesuchten dürrn Distelkräuter an, aber das Feuer erlosch gar bald, weil zu wenig stengelartiges Zeug dabei war. Nun kratzten wir uns Höhlen in den Sand und legten uns hinein aber es war uns gleichwohl zu kühl und wir zündeten wieder ein Feuer an, bis wir dann im Osten dämmern sahen und uns erhoben. Benzol hatte sich wieder nachgemacht. Wir hatten weder zu essen noch zu trinken mitgenommen, was uns am Morgen noch nicht viel machte, sondern erst, als die Sonne hoch über uns stand und wir umsonst nach etwas Schatten spähten.

Vielleicht zwei Meilen von uns konnten wir einen felsigen Hügel sehen, über den der Weg führte. Meine Kameraden wollten noch bis dorthin gehen, während ich des Durstes wegen lieber da bleiben wollte, wo ich war, um früher Wasser zu bekommen, wenn die Wagen nachkämen. Mit Sehnsucht blickte ich auf die Hügel zurück, die wir gestern überschritten hatten und von wo also die Wagen kommen mußten, denn mein Durst steigerte sich mit der Zunahme der Sonnenwärme. Endlich sah ich, daß sich ein wenig Staub erhob, aber es zeigte sich bald, daß dieses nur von einem einzelnen Reiter herrührte, der von dieser Seite kam. Es war der kleine Badenser Müller, der bei Hapy war und mit zwei kleinen Fäßchen Wasser holen sollte. Müller erzählte, daß die Gesellschaft, wie wir vermutet hatten, bei den steilen Hügeln gelagert und diese am Morgen mit einigen Schwierigkeiten überschritten hätten. Bald stieg wirklich am gleichen Orte eine größere Staubwolke auf, welche von dem Zug der Wagen herrührte, der wie eine Schlange nach der Ebene hinunterstieg. Ich mochte die Ankunft kaum erwarten und hatte dann meinen Durst längst gelöscht, ehe wir zu den steinigen Hügeln kamen, wo uns die Andern warteten. Endlich dort angekommen machten wir eine Stunde Rast, um Mittag zu machen. Jedes Stück Vieh bekam etwa eine Gallone Wasser und ein wenig Gras, wornach sie aber

nicht sehr lüftern waren, sondern lieber mehr getrunken hätten. Es mochte drei Uhr sein, als wir die Reise fortsetzten und unten am Hügel auf eine kleine Saharawüste kamen. Der Wind wehte heftig von Nordost und trieb gelblichweißen Sand vor sich her, während unsere Wagen sich zwischen einzelnen 10—12 Fuß hohen Sandhügeln durchwandten. Die Luft war so verfinstert, daß man von der Sonne nichts mehr wahrnehmen konnte und völliges Dämmerlicht herrschte. Ein recht dichtes Schneegestöber hat Ähnlichkeit mit einer solchen Staubfinsternis. Als wir diese kleine Sahara von etwa 4—5 Meilen Breitendurchmesser hinter uns hatten, wurde es ganz windstill und wir befanden uns auf einer absolut vegetationslosen Ebene, die mit einer Mischung von Thon und Salz bedeckt war, so daß man annehmen darf, diese ganze Fläche sei zeitweise unter Wasser, also ebenfalls ein Salzsee, ja sogar mit dem beschriebenen in der nassen Jahreszeit verbunden. Hier ruhten wir ein wenig aus, gaben jedem Stück Vieh etwas Wasser und Gras, nahmen selber eine kleine, sehr bescheidene Erfrischung und zogen dann unseres Weges weiter. Jins und ich blieben beim Wagen, weil Rippstein, Diel und Thomann vorausgingen in der Absicht den ersehnten Brunnen aufzufinden.

Schritt für Schritt ging es beständig über diese graue Fläche in der Dunkelheit der Nacht. Der Grund war stellenweise ein wenig weich, ein zweiter Beweis, daß hier vor nicht gar langer Zeit Wasser gestanden sein mußte. Ohne anzuhalten fuhren wir bis ein Uhr morgens, als plötzlich unsere drei Kameraden kamen und sagten, sie hätten eben einen Mann getroffen, welcher bei mehreren Wagen zurückgeblieben sei und von diesem erfahren, daß die Distanz zu den nächsten Quellen und Gras noch wenigstens 24 Meilen betrage. Als auch wir diesen Mann trafen, so teilte er uns mit, daß voraus bereits schon viele Wagen zurückgelassen worden seien und man mit dem leeren Vieh zu den Quellen gefahren sei, damit es sich dort erhole und stärke, um nachher dann die Wagen zu holen.

Bis dahin war unser Vieh noch in passablem Zustand, denn die Nacht war kühl und der Weg nicht schlecht. Im fernen Osten

ging es allmählig an lichter zu werden. Unfern zu unserer Rechten konnte man bald im dämmernden Morgenlicht eine hohe, sehr steile Bergkette unterscheiden, ein wenig zu unserer Linken, beinahe vor uns, erblickte man ebenfalls Berge, die sich senkrecht aus der grauen, toten Ebene zu erheben schienen und dort herum hofften wir jetzt das ersehnte Wasser zu finden. In gerader Richtung vor uns schien die Ebene noch unbegrenzt, denn die Sonne tauchte glotz wie eine feurige Kohle aus derselben auf und nahm dann erst Bogen- und Kugelgestalt an. Wir hatten bis dahin 24 Wagen gezählt, welche zurückgelassen wurden. Auch unsere Ochsen schienen zu leiden, denn sie wurden hohläugig, ihre Eingeweide kollerten unaufhörlich und es stellte sich verdächtiger Durchfall mit Blähungserscheinungen ein. Wasser konnten wir den armen Tieren keines mehr geben und trockenes Gras wollten sie nicht und doch mußten wir weiter, das war keine Frage. Wir trafen mehrere zurückgelassene Ochsen, welche tot waren und andere bewegten noch ihre Ohren. Es war ein bedenklich trauriger Anblick.

Die hohen, steilen Berge waren jetzt ganz nahe zu unserer Linken, aber sie sahen rötlich braun, wie verbrannt aus. Am Fuße derselben war ebenfalls Alles dürr und kein Zeichen von Feuchtigkeit. Vorn neben diesen Bergen erhebt sich eine felsige Anhöhe, an der wir sicher Wasser zu finden hofften, aber o weh! Auf der Anhöhe angelangt sahen wir über ein breites Thal und durch den bläulichen Dunst ein anderes hohes Gebirge und nun wußten wir, daß wir auch noch dieses zu durchziehen hatten, bevor wir auf Wasser rechnen durften.

Das Thal zwischen uns und den nebelhaften Bergen erschien uns wie eine Seefläche, in welcher sich die Umgebung abspiegelt. Aus Erfahrung wußten wir aber, daß es nur ein Trugbild, also eine Fata Morgana war. Mitten durch den scheinbaren Wasserspiegel schien von dem jenseitigen Ufer her ein schwarzes Ungeheuer, gleich einer riesigen Schlange sich uns zu nähern in schreckenerregenden, ungeheuern Windungen. Wir Alle staunten einige Zeit über diese Erscheinung, denn es trennten sich oft einige Glieder

dieses Ungeheuers, dem wir langsam entgegenfuhren und nachher schlossen sich die einzelnen Teile wieder aneinander an. Endlich klärte sich das gespensterhafte Etwas dahin auf, daß es eine große Anzahl Männer waren mit Ochsen, Maultieren und Pferden, welche nach der Sandwüste zurückkehrten, um die dortgelassenen Wagen herüberzuholen. Wir hatten seit Sonnenaufgang nur einmal eine kurze Rast gemacht, als wir den Rest unseres warm gewordenen Wassers tranken. Nun litt nicht nur unser Vieh an Durst, sondern auch alle zur Gesellschaft gehörenden Personen. Wir fanden die Zurückkehrenden mit Wasser versehen und sie reichten auf unsere Bitte Jedem einen Trunk, aber für unser Vieh konnten sie natürlich kein's abtreten; was wir auch nicht verlangten. Die Sonne brannte auf die dürre Fläche und es wurde uns ernstlich bange, ob unser Vieh dieses breite Thal noch zu durchschreiten im Stande sein werde, denn es schien fürchterlich zu leiden.

Unser Wagen war der zweitvorderste und unser vorderstes Joch Ochsen kam immer in Gefahr an den Speichen der Räder die Hörner zu brechen, weil die Tiere sich bemühten im Schatten des vordern Wagens zu gehen. Um dieses zu verhüten, trieb Zins voraus und ich ging voran, damit das Vieh lieber gehe und nachkomme, aber dabei erhielt ich nicht wenige Stöße mit den Hörnern, da jeder der beiden Ochsen das Bischen Schatten von meinem Körper zu profitiren suchte. Wie gerne ich den armen Geschöpfen jede mögliche Erleichterung verschafft hätte, so verleiteten sie mir mein Vorangehen doch gar bald.

Wir fuhren oft auf einer 2 Zoll dicken Salzsicht. Stellenweise floß einige Zoll tiefes, krysthelles Wasser, aber es war so salzig, wie das reine Salz selbst. Das Vieh muß angereizt von dem klaren Wasser und dem Bedürfnis zu trinken fürchterlich gelitten haben, denn oft schlürfte es davon und dann schüttelte es sich darob. Wir waren sehr mühsam dem gemeinsamen Lagerplatz endlich näher gekommen, wo ein kleines Dorf von Wagen aufgestellt war. Noch war kein einziges Stück von unserm Zugvieh gefallen und immer näher kamen wir dem grünen Rasen.

Da plötzlich fielen zuerst der eine und dann der andere Ochse des vordern Joches, kaum eine Viertelmeile vom rasigen Grunde entfernt. Wir hatten Mühe bis wir sie wieder auf die Füße gebracht hatten, aber als dies geschehen, ging es wieder langsam vorwärts, so daß wir endlich den grasigen Boden betraten und die Tiere so schnell als möglich abjochten.

Zum Glück war die Quelle so mit Wagen umstellt, daß das Vieh nicht freien Zutritt fand und genötigt war, sich seinen Durst durch langsames Einschlürfen des an der Oberfläche fließenden Wassers und in seinen eigenen Fußstapfen zu löschen, was etwa zwei Stunden dauerte. Ihr zweites Bedürfnis war Ruhe und dann kam erst die Nahrung.

Die Quelle bestand aus einem prächtigen Loch von 4—6 Fuß Durchmesser und etwa 4 Fuß Tiefe. Das Wasser war frisch und schön und was die Hauptsache war, ganz frei von jeglichem Beigeschmack. Die Brüder Kollog hatten einen schönen, großen, schwarzen Hund bis hieher mitgebracht. Dieser sei in die Quelle hineingesprungen, habe sich darin gebadet und Wasser geleckt, sei dann aber, kaum wieder aufs Trockene gekommen, sofort gestorben.

Obgleich Mr. Hapy nicht unser Capitain war, so hieß unsere Gesellschaft doch Hapy's Compagnie. Man sagte uns, daß die uns voranziehenden Emigranten allgemein der Ansicht gewesen seien, unsere Gesellschaft werde auf dieser langen Wüste am meisten leiden, wenn nicht gar samt und sonders zu Grunde gehen. Da wir aber die einzige Gesellschaft waren, die weder einen Wagen noch ein Stück Vieh zurücklassen mußten, waren sie hierüber sehr erstaunt.

VII.

**Munteres Leben an der ersten Süßwasserquelle nach
der Salzwüste und Weiterreise bis zu den heißen
Quellen. Gefährliche Partie wegen Indianerangriffen.
Sie stehlen uns fünf Ochsen.**

Die Reise vom letzten guten Wasser bis hieher hatte von 9 Uhr vormittags des 17. August bis 4 Uhr nachmittags am 19. August gedauert. Alles Wasser, welches wir dem Vieh während dieser Zeit verabreichen konnten, kann kaum mehr als $1\frac{1}{2}$ Gallonen gewesen sein. Trotz der erlittenen Strapazen war Alles munter und fröhlich. Die jungen Mädchen sammelten sich und sangen, die jungen Amerikanerinnen tanzten nach den fragenden Tönen, die ein Mann seiner alten Violine entlockte, daß der Staub sich erhob. Es war, als ob man die ganze Reise überstanden hätte. Am 20. blieben wir natürlich, weil es zu waschen und zu sickern gab und das Vieh sich erholen mußte.

Heute befanden sich zwei Jäger in unserm Lager, ich glaube Franzosen, sowie zwei Shoshawnee-Indianer und diese konnten sich gegenseitig mühsam sprachlich unterhalten. Als Proviant trugen sie eine bräunliche Masse in ledernen Beuteln bei sich. Es sei diese aus einer eßbaren Wurzel bereitet, sagten die Jäger. Der eine derselben erzählte, daß er auf dem letzten Lagerplatz einen Revolver verloren, der von einem Indianer gefunden worden sei. Nicht wissend, ob die Waffe geladen und wie sie zu behandeln sei, habe der Indianer damit gespielt und diese sei dann losgegangen, wobei derselbe sich etwas verwundet habe. Daraufhin hätten die Indianer den Revolver als ein geheimnisvolles Ding angesehen und beinahe gefürchtet. Sie schienen geglaubt zu haben, daß der Monito (hohe Geist) den Schuß habe losgehen lassen zum Beweis,

daß sie das Ding nicht behalten sollen. Sehr vorsichtig hätten sie daselbe deshalb vom Boden aufgehoben und da sie gesehen, wohin die Jäger gegangen, so hätten sie es dem Betreffenden wieder zugestellt, damit nicht am Ende Monito sich auf eine andere Weise an ihnen räche. Die Jäger hatten nicht versucht, sie eines Bessern zu belehren, sondern im Gegentheil sie in ihrem Aberglauben bestärkt.

Heute wurden die meisten zurückgelassenen Wagen eingebracht und es war Alles frohen Mutes: Geschichten wurden erzählt, sowie gesungen und getanzt. An einer besonderen Stelle hatten sich die Mädchen versammelt. Unter ihnen, wie der Teufel unter Engeln, hatte sich auch Lucinda eingefunden. Die jungen Männer standen in einem Kreise um die singenden Mädchen herum. Alfred, der frühere zehnstündige Geliebte Lucinda's stand zu meiner Linken dicht neben mir und hörte, wie wir Alle, auf die Lieder. Da nahm Lucinda ein kurzes Stück Holz und warf es nach ihm. Diese Heldenthat der rohen Person war doch den Leuten zu viel und man bedeutete dem Beleidigten, daß er sich so etwas nicht gefallen lassen sollte. Dieser meinte aber in seiner naiven Bescheidenheit, er sei nur ein armer Bursche und wisse ja nicht, ob er Freunde habe. Wir erklärten ihm, daß wir Alle seine Freunde seien. Was Lucinda betrifft, so will ich hier ein für allemal mit ihr fertig werden, damit wir dann nicht mehr auf sie zu sprechen kommen. Wir wissen, daß sie etwa zehn Stunden mit Alfred verheiratet war und nachdem sie nur miteinander gezankt und sich wieder getrennt hatten, kam sie wieder zu Hapy's und schien dann ein Auge auf den bei Hapy angestellt gewesenen, großen, schönen Mikke geworfen zu haben. Dieser hatte aber, wahrscheinlich um der allzu großen Verliebtheit der Lucinda ein Ende zu machen, den Platz bei Hapy lieber verlassen. Ein auf der Straße gefundener Brief von Mikke an Lucinda wurde zum allgemeinen Gespött öffentlich vorgelesen und nachher kam die Geschichte mit dem Kleiderbündel in der Sandwüste. In Californien habe sie dann einen jungen Mann geheiratet, welcher aber bald zu kränkeln angefangen habe und dann ge-

storben sei und später einen Matrosen in der Bay von San Francisco, welches Experiment sie in sechs Wochen dreimal wiederholt habe. Nehmen wir also für immer Abschied von diesem Ärgernis erregenden Weibe, nachdem wir dasselbe leider in der Meinung, es sei unsere Pflicht, von Independence mitgenommen hatten.

Am 21. August, abends verließen wir diesen Lagerplatz, weil das Gras zu spärlich geworden war, fuhren aber nur ein paar Meilen weit, wo wir besseres Gras fanden. Am 22. blieben wir auch noch da, weil unser Vieh immer noch ruhebedürftig war, so auch am 23. und erst am 24. brachen wir, die five german Boys auf, die übrigen von der Gesellschaft zurücklassend. Es schien uns, daß der richtige Eifer, vorwärts zu kommen, in unserer Gesellschaft etwas nachgelassen habe und wir hatten doch noch eine weite und harte Reise vor uns. Unser Weg führte uns noch durch die Salzebene an mehreren teils salzigen, teils süßen Quellen vorbei, wo aber nur wenig Gras wuchs. Nach den ersten zurückgelegten 6 Meilen stiegen wir durch eine Schlucht einer Vertiefung zu, zwischen felsigen Abhängen durch und kamen zu dem Brunnen, der zwei Jahre vorher von Emigranten gegraben wurde. Das Wasser war klar und kühl, aber spärlich, so daß für das Vieh nur wenige Gallonen übrig blieben.

Nach einer sehr beängstigenden Nacht aus Furcht vor Indianerangriffen hier zwischen Felsen, erreichten wir bald eine Hochebene und trafen da einen Kreis von auf- und durcheinandergelegten Cedernästen und wir bemühten uns umsonst, den Zweck dieser Einrichtung einzusehen. Nachträglich vernahmen wir, daß die Indianer hier die Antilopen fingen, indem sie diese hineinlockten und dann mit ihren Pfeilen zusammenschossen. Sie sollen dies von den Wölfen gelernt haben, welche, mindestens Diere an der Zahl, sich so verteilen, daß ungefähr gleiche Entfernungen zwischen je zwei Wölfen bleibt. Wenn die Antilope sich zwischen den Wölfen noch in großer Entfernung befindet, so rücken diese vierbeinigen Jäger immer gleichmäßig näher, so daß der Kreis immer enger wird und das Tier immer weniger wagt, diesen zwischen

zwei Wölfen zu durchbrechen. In seiner Angst verliert das verfolgte Tier die Überlegung und wird vor Schrecken sozusagen blind, so daß die Verfolger leichtes Spiel haben sie schließlich anzupacken und zu zerreißen. So hörte man erzählen.

Unsern neuen Lagerplatz fanden wir etwa um 11 Uhr vormittags, wo bereits eine Gesellschaft lagerte. An dieser Stelle hatte zwei Jahre vor uns eine Auswanderungsgesellschaft aus Mangel an Zugvieh für die Weiterreise ihre Wagen zurückgelassen und was sie nicht mitnehmen konnten, in den Boden vergraben. Die Wagen verbrannten dann die Indianer und die Vorräte werden sie geraubt haben.

Rippstein war heute recht krank, er hatte die richtigen Masern; deshalb und weil hier leidlich Wasser und ziemlich Futter vorhanden war, blieben wir auch noch am 26. hier.

Ob schon wir keine Indianer zu Gesicht bekamen, so sahen wir doch auf den umliegenden Anhöhen ihre Feuer.

Ohne Belästigung ihrerseits und ohne besonders interessante Vorkommnisse ging die Reise weiter, bis wir am 29. August in ein trockenes, weites Thal hinunter kamen, durch welches die Straße gegen das jenseits liegende Gebirge führte, an dessen Fuß wir endlich wieder gutes und reichhaltiges Wasser und Gras zu finden hofften. Wir hatten uns aber getäuscht, denn erst am Fuße anderer hoher, aber entfernterer Berge trafen wir endlich das Gewünschte und etwa 30 Indianer, die in der Nähe unseres Lagers wohnten. Es waren beinahe lauter Männer im Alter von 18—50 Jahren. Die zwei ältesten davon waren dickbäuchige, alte Burschen. Ein sauertöpfiger Engländer rauchte seine Gipspfeife und die Indianer gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie auch einige Züge aus seiner Pfeife thun möchten. Der Engländer schnurrte sie aber höchst unfreundlich ab, denn diese dreckigen Indianer brauchten nicht aus seiner Pfeife zu rauchen, meinte er.

Hatten die Indianer seine Worte auch nicht verstanden, so begriffen sie doch, was er meinte und ließen dies aus ihren dunklen Gesichtern erkennen. Das unfreundliche Benehmen des

Engländer wurde aber auch von den Mitreisenden als roh und unflug getadelt. Eine ältere Amerikanerin, Mutter von fünf erwachsenen Kindern, welche sich unter den vor uns hier angekommenen Emigranten befand, war so klug, die Mißstimmung bei den Indianern dadurch zu heben, daß sie ihre eigene Pfeife anzündete und dem einen der indianischen Dickbäuche hinreichte. Dieser nahm sie unter allen Zeichen der Befriedigung in Empfang, that 10—12 Züge daraus, wobei er den Rauch durch die Nase entweichen ließ. Er überreichte dann die Pfeife mit Gebarden großen Behagens seinem ebenso dickbäuchigen Nachbar. Von diesem kam sie an den Dritten und so fort, bis Alle die Herrlichkeit des Rauchens probirt hatten. Alle waren höchlich erfreut über die ihnen von der weißen Frau bewiesene Ehre und unterließen nicht, im Gegensatz zu dieser, den Engländer mit giftigen, rachsüchtigen Blicken zu messen. Wäre diese amerikanische Frau hier zurückgeblieben, so würde der rothaarige Häuptling ihr aus lauter Dankbarkeit wohl einen Heiratsantrag gemacht haben.

Die zwei alten Squaws, welche die einzigen Frauen unter den Indianern waren, sahen dieser Rauchceremonie vergnügt zu. Es waren dies die abschreckend häßlichsten Menschen, die ich je gesehen habe. Sie waren sozusagen nackt, denn sie trugen nur ein kleines Stück Tierfell um ihre Lenden. Mit ihren großen, faltigen, dreieckigen Bäuchen sahen sie alten Schweinen, welche sich kurz vorher in irgend einem Schlammbach gewälzt hatten, ziemlich gleich, nur glaube ich, daß ein nur halbwegs ordentliches Schwein sie doch noch an Schönheit übertroffen hätte. Diese Indianerinnen staunten über die zarten, glatten, beinahe weißblonden Haare eines schönen, sechsjährigen Knaben. Ihr lautes Lachen glich einem überaus hochtönenden Kreischen, wobei sie ihre Gesichter auf's abscheulichste verzogen. Sie konnten sich an dem Knaben nicht satt sehen und zeigten immer nach ihm. Ihr Gespräch hatte viel ähnliches mit dem Gekreische einer Anzahl Elstern, wenn sich diesen eine Katze oder ein Fuchs nähert. Diese Squaws saßen nicht bei den Männern, sondern abgesondert, kamen aber jedenfalls, wie auch die Männer nur zu unserm Lager, um ihre Neugierde

zu befriedigen, was wir ihnen von Herzen gönnten. Die Männer trugen Halsbänder von Bärenklauen, sonst waren sie beinahe ganz nackt. Ihre Gesichtsfarbe war dunkler als die der Siour, auch waren sie nicht so groß und stattlich, wie jene.

Nachdem wir von hier aufgebrochen, kamen wir nach einigen Tagen in die quellenreichste Gegend zwischen Missouri und Californien. Es waren prachtvolle, trichterförmige Bassins da, welche wie künstlich gemacht schienen. In einem derselben sahen wir sogar kleine Fischchen, wie in einem Aquarium. Am 5. September, abends war es sehr kühl und am 6. morgens der Boden sogar etwas gefroren, was uns eine ernste Mahnung war, uns nicht etwa hier im Gebirge vom Winter überraschen zu lassen. Bei Tage war es übrigens oft noch sehr warm.

Einmal traf ich einen Indianer unweit am Wege sitzen, dem ich mich näherte und mich neben ihn setzte. Sein behaarter Rücken war wie Sammet und ich tätschelte ihm einigemal auf denselben, indem ich ihm freundlich ins Gesicht schaute. Der Indianer schien weder erschreckt noch böse über mein Benehmen und über mein zutrauliches Wesen, sondern nickte mir im Gegenteil mit Lachen zu. Sprechen konnten wir leider nicht, also mußten wir uns mit Zeichen und Bewegungen aus helfen. Ich erinnerte mich jetzt an die eßbaren Wurzeln, nahm meinen Stock in die Hand und machte ein Zeichen, als ob ich etwas ausgraben wollte und zeigte dann auf meinen Mund, meine Kinmladen bewegend. Er sprang schnell von seinem Sitze auf, suchte neben der Straße auf dem Rasengrund umher und kam nach ein paar Minuten mit ein paar kleinen gelben Wurzeln zurück. Ich deutete, daß er zuerst davon essen solle, was er sofort that; dann biß ich ebenfalls ein kleines Stück ab und kostete es vorsichtig. Der Geschmack glich dem Pastinak und ich aß die übrigen Stücke mit Vergnügen. Dies schien ihm zu gefallen und er grub schnell noch mehr. Dann lief er davon, suchte schnell ein paar große Heuschrecken, drückte den größten davon, mit langen Springfüßen, auf die Wurzel und deutete, daß ich dies essen solle. Als ich dieses heuschreckliche Butterbrot verschmähete,

und Eckel zeigte, war er überrascht und um mir zu beweisen, daß er mir nichts absonderliches zumute, nahm er selbst einen Bissen, während er mir den Rest wieder überreichen wollte. Er schien mit der Dummheit dieser Weißen Mitleid zu haben.

Da man am Abend die Schlucht nicht mehr passiren wollte, so beschloßen wir, lieber gerade hier zu bleiben, nachdem wir doch so angenehme Bekanntschaft gemacht hatten.

Wir five german Boys hatten auf jeden von uns drei Kuchen aus Brotteig in Fett gebacken, nebst diesem ein wenig Büffelsteisch, Thee oder Kaffee, ein Gericht, welches wir auf der Reise täglich zwei oder dreimal genossen. Als wir unser Souper im Zelt einnehmen wollten und uns zu diesem Zweck auf den Boden gesetzt hatten, kam unser Indianerfreund, ohne lange Komplimente zu machen, auch und setzte sich neben mich, dabei deutend, daß er jetzt auch essen möchte. Er erhielt dann von jedem den halben Kuchen, so daß unser Nachteffen schmal wurde, aber es ging ja doch und der Gast schien recht zufrieden zu sein und ging dann vergnügt von dannen. Der Genuß roher Vegetabilien machte sich bei Thomann und besonders bei mir bemerkbar. Ziemlich heftige Leibschmerzen waren die Folgen, so daß ich während der Nacht wünschte, ich hätte diesen Leckerbissen nicht gegessen. Am Morgen war aber mein Zustand wieder normal.

Am 7. morgens hatten sich acht Indianer bei uns eingefunden und darunter auch mein Freund vom vorigen Abend. Sie waren gerade gekommen, als wir den Lagerplatz verlassen wollten. Mein Wurzelfreund hatte seine beiden Hände voll von Wurzeln, welche er mir noch schenken wollte, allein der Schmerz und die Lauferei, welche mir diese die letzte Nacht verursacht hatten, enthoben mich jedes Gelüstes. Damit er mich aber nicht für undankbar halte, mußte ich ihn mit dem Grund meiner Abweisung bekannt machen, was ich damit am besten zu thun glaubte, daß ich mich nach vorn bog und mit beiden Händen meinen Bauch hielt und stöhnte, als ob ich die heftigsten Leibschmerzen hätte. Die Indianer hatten mich vollkommen verstanden, da ich mich noch drastischerer Zeichen bediente,

und es ertönte ein wahrer Lachsturm aus ihren Kehlen. Mein Freund lachte dabei womöglich am meisten und warf seine Wurzeln mir auf den Rücken. Wir lachten natürlich mit und schieden deffenungeachtet als gute Freunde.

Kaum 200 Schritte vom Lagerplatz begann die Durchfahrt durch eine enge, sehr romantische, etwa sechs Meilen lange Schlucht, durch welche das Flüsschen sich den Weg gebahnt hatte und welches wir vierzehnmahl durchschreiten mußten.

Als wir uns der letzten Durchfahrt näherten, schien unserm Ben — so hieß der rechte Ochs unseres vordersten Joches — das breite, tief aussehende Wasser zu unserer Linken durchaus nicht zu gefallen. Er schielte und blinzelte es an, als ob er dabei dächte: „Mit diesem Bach ist nicht alles richtig, da hinein gehe ich nicht.“ Er war ein großer, schlanker Kerl mit sehr langen Hörnern, schielte mit dem einen Auge ein wenig, war aber in der Regel ein gutes, folgsames Tier. Das Wasser floß rechts über eine kieselige Stelle, wo man den Grund gut sehen konnte. Bens Verstand schien ihm da zu sagen, daß ein Ochs von seiner Größe keine Gefahr laufe, in dem kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Wasser zu ersaufen, also zog er es vor, nach rechts zu halten, statt mitten durchzugehen. Zins, welcher heute Fuhrmann war, hielt und trieb möglichst nach links, Thomann blieb hinten am Wagen, um diesen vor dem Umstürzen gegen links zu halten und ich zog den eigensinnigen Bens an seinen langen Hörnern nach links, während Zins mit seiner Peitsche tüchtig knallte und O haw kommandirte.

Auf dem schiefen Grund bekam der Wagen so viel Neigung nach links, daß er beinahe umstürzte. Mit Not konnten wir nochmals die Tiere zum Stehen bringen und ich suchte aus Leibeskraften den Ben auf die linke Seite gegen das jenseitige Ufer zu drücken. Aber o weh! Als dann alle Ochsen angezogen hatten, schoß mich der Starrkopf bei Seite, wie wenn ich ein Kind wäre und der Wagen warf um, so daß die Räder direkt nach oben gefehrt waren und alle unsere Sachen im Wasser lagen. Mir war nur für meine schöne Doppelflinte bange und für meine Bücher, aber ich sagte dabei kein Wort. Zins war auch still,

aber natürlich mehr als ärgerlich. Thomann aber ließ eine Batterie von Donner und Wetter und dem bekannten G . . . d . . . los; es war eine wahre Lawine von Wutausdrücken, denen er endlich die Frage beifügte: „Was fangen wir nun an?“ Unser Stillschweigen konnte Thomann gar nicht begreifen und immer wiederholte er diese Frage, nicht begreifend, daß wir so ruhig blieben.

„Wenigstens können wir nicht ewig auf diesem Fleck bleiben und wenn wir mit einander schimpfen, wie die Rohrspäßen oder wie Thomann“, antwortete ich endlich auf sein: „Was fangen wir nun an?“ Ich weiß, was wir anzufangen haben. Wir spannen die Ochsen ab, treiben sie auf jenes kleine Inselchen, kommen zurück und schleppen unsere Sachen eben dorthin, stellen den Wagen auf, ziehen ihn hinüber zu unseren Sachen, laden diese auf, spannen die Ochsen wieder an und fahren fort.

Thomann wurde über diese teilweise ernst und teilweise ironisch gemeinten Worte gar arg aufgebracht, seine Donnerwetter folgten hageldicht auf einander mit einer ganzen Reihe von G . . . d . . . dens. Zins brach endlich in ein lautes Lachen aus, womit aber Thomann nicht stiller wurde, bis Zins sprach: „Gerade wie Einhard es sagt, müssen wir es machen; wenn alle Drei nur so dastehen und schimpfen und schelten würden wie Du, so würde unsere Lage nicht verändert.“ Thomann, welcher immer noch nicht zur Ruhe kommen wollte, meinte es seien nicht gerade meine Worte, welche ihn ärgerten, sondern weil ich bei der ganzen fatalen Lage diese Worte mit solcher Kaltblütigkeit gesprochen hätte, als ob Alles nichts wäre.

Wie ich vorgeschlagen, so thaten wir. Es gab da freilich noch einige kleine Donnerwetter, besonders als Thomann und ich unsere Bettbündel aus dem Wasser zogen und ein kleiner Bach aus denselben flog. Wir wurden übrigens mit unserer Arbeit schnell fertig, hatten die Ochsen wieder angespannt und fuhren gerade von dieser Stelle weg, als der erste der uns nachkommenden Wagen bei dieser letzten Durchfahrt erschien.

Der erlittene Schaden war nicht groß; die Bogen waren allerdings gebrochen und die Blanke zerrissen, sowie Alles mehr

oder weniger durchnäßt, doch blieb das Schießpulver beinahe ganz verschont. Zwei andern Wagen passirte das gleiche Malheur; wie uns und man machte am 8. September dann Rasttag, um Alles zu trocknen.

Es muß am 10. September gewesen sein, als Rippstein und ich einander beinahe in die Haare geraten wären. Ohne irgendwelche Veranlassung verlangte nämlich jener von mir Versicherung dafür, daß ich ihm in Californien das, was ich ihm schuldig geworden sei, mit barem Geld bezahle. Als ich ihm die Versicherung gegeben, daß die vollständige Zurückzahlung eine selbstverständliche Sache sei, aber das wann und wie von den Umständen abhängen werde und Rippstein gleichwohl auf seiner Forderung beharrte, so kam es zu unangenehmem Wortwechsel und beinahe zu Thätlichkeiten, die dem Einen oder dem Andern das Leben hätten kosten können, denn es empörte mich, daß man hier auf der Reise von mir absolut Unmögliches verlangen könne, nachdem ich ihm all mein Eigentum zugesichert und Rippstein wie Thomann wußten, daß ich schon in St. Louis gesagt hatte, ich könne nicht mitkommen, weil ich zu wenig Geld habe. Rippstein wurde erst ruhig, als Kiburz sich in die Sache mischte und zu ihm sagte: Wie könnt Ihr denn mehr verlangen, als Lienhard Euch offeriert? Ist das, was er zu thun willens ist, denn nicht genug? Mehr könnte er ja nicht thun, als was er Euch versprochen hat und wie könnt Ihr verlangen, was unmöglich ist. Rippsteins Benehmen kränkte mich grenzenlos, da ich mich ja beinahe nackt ausgezogen hätte, um meine Freunde befriedigen zu können und nie kann ich jenen Akt der Niederträchtigkeit vergessen.

Am 11. lagerten wir an den Ufern des Marys-Rivers zu Füßen des Gebirges rechts. Schon seit lange hatten wir des Nachts keine Wachen mehr aufgestellt, denn wir waren am Abend zu müde. Alles war ja bis dato gut abgelaufen und namentlich hatten wir der Indianer wegen nie ernste Unannehmlichkeiten erfahren. Am 12. morgens nun fehlten drei Ochsen, zwei von Kiburz und einer von Barbens. Man hatte Spuren, daß diese

in die fernern Bergniederungen getrieben wurden, aber wir wagten keine Verfolgung, sondern setzten den Weg etwa 12 Meilen fort, bis wir wieder lagerten und wo uns Kiburz's schwarzer gestohlener Ochs einholte. Er schien strenge Arbeit gehabt zu haben, so daß es ihm bei uns besser gefiel, sonst wäre er uns nicht nachgereist. Es überraschte dies uns sehr.

Am 14. kamen wir in die Nähe eines hohen, tieffandigen Hügels, den wir am folgenden Morgen zu übersteigen hatten. Unser Lager war kaum eine halbe Meile davon entfernt und unser Vieh hatte nur spärliches Gras, trotz der Nähe des Flusses.

Schon oft hatten wir abends von den großen Leiden und sogar vom Untergang früherer Emigranten gesprochen, welche zu spät im Herbst bei dem Übergang der Californischen Gebirge angekommen waren und deshalb verabredet, daß der letzte Wachhabende am Morgen früh auch den allgemeinen Wecker machen müsse. Thoman, der diesmal die letzte Wache hatte, erfüllte seine diesfällige Pflicht auf's gewissenhafteste, aber mit Ausnahme der five german Boys mußt' sich keine Seele oder es zeigte sich doch wenigstens Niemand. Sogar ein paar Donnerwetter und G...dms von Thoman blieben ohne Erfolg. Diese augenscheinliche Gleichgültigkeit veranlaßte uns zu dem raschen Entschluß, allein aufzubrechen.

Nahel vor uns lag allerdings der sandige Hügel von dem es hieß, daß doppeltes oder dreifaches Gespann erforderlich sei, ihn zu überwinden, aber wir fünf Männer konnten etwas leisten und wenn das Vieh allfällig den beladenen Wagen nicht hinaufzubringen im Stande wäre, so würden wir ausladen und unsere Sachen auf dem Rücken hinauftragen, meinten wir.

Als wir gerade zur Abfahrt bereit waren, kam endlich Mr. Hapy aus seinem Wagen heraus, sah uns überrascht an und wollte wissen, was wir beabsichtigten, worauf wir ihm unser Vorhaben offen darlegten. Mr. Hapy zeigte auf den hohen, sandbedeckten Hügel und warnte uns, indem er versicherte, daß wir dort unmöglich hinaufkämen.

Zins, welcher heute wieder Fuhrmann war, knallte einige

male mit der Peitsche und rief: Get up there! und die Ochsen zogen wie auf einen Gedanken an und hinweg fuhren die five german Boys zum Erstaunen der schlaftrunkenen Zurückgebliebenen. Wir waren bald genug bei dem befürchteten Hindernis. Zins ließ die Ochsen etwas ausruhen und wir übrigen Viere gingen jeder an ein Rad. Jetzt knallte Zins wieder gewaltig und ohne zu ruhen kamen wir etwa Zweidrittheile den Hügel hinauf. Der steilere Dritteil war nun allerdings noch zu übersteigen. Wir hielten mehrere Minuten an, damit die Ochsen verschnaufen konnten, alsdann half ich dieselben antreiben und sobald sie im Gang waren sprang ich ans linke Vorderrad, welches ich schneller zu drehen vermochte, als der Wagen fuhr und wir hatten die Höhe erreicht, ohne stecken geblieben zu sein. Obschon wir schneller atmeten als gewöhnlich, so hatten wir doch noch so viel Luft zur Verfügung, um drei Hurrahs for the five german Boys mit Begeisterung von uns zu stoßen, wobei wir unsere Hüte hoch in die Luft warfen.

Drunten waren die Leute nach einander aus dem Wagen herausgekrabbel und hatten alle ihre Blicke nach uns gewandt; wir aber winkten ihnen noch ein Adieu zu und fuhren davon.

Es war beinahe Mittag, als wir an einer Stelle vorüber mußten, wo früher sichtlich ein schöner Lagerplatz war. An einem Weidengebüsch neben der Straße hing ein Stück Papier, welches beschrieben war und mir deshalb auffiel. Auf demselben stand, daß an dieser Stelle die Indianer angefangen hätten, mit Pfeilen auf die Ochsen zu schießen und dann ein Kampf zwischen etwa dreißig weißen Männern und über zweihundert Indianern stattgefunden habe. Von ersteren sei Einer lebensgefährlich und mehrere leicht verletzt worden und von letzteren seien, wie man annehme, etwa zehn Mann getötet und eine Anzahl verwundet worden.

Diese Indianer hatten sich also nicht gescheut, etwa dreißig Mann anzugreifen und jetzt sind nur unser fünf. Was sollen wir thun? Sollen wir warten bis unsere Gesellschaft nachkommt?

Wir aber waren bald mit uns einig, indem wir das Warten

als einen Akt der Feigheit betrachteten und im übrigen fanden, daß fünf kräftige Männer mit guten Schußwaffen, die keine Rücksichten auf Frauen oder Kinder zu nehmen hatten und ohne frisch zu laden 18 Schüsse abgeben konnten, doch auch etwas leisten könnten, besonders wenn man sich blos für die eigene Haut zu wehren habe und im Falle des Unterliegens kein Hahn nach einem frühen würde. Dies war meine Ansicht und ich hatte die Befriedigung, daß sie von Allen geteilt wurde.

Nachdem ich das Papierchen wieder dahin gethan, wo ich es genommen hatte und wo es Vorübergehende sehen mußten, fuhren wir weiter. Es war ziemlich spät geworden, ehe wir uns am Ufer des Marysriver an einer offenen Stelle lagerten. Unser Vieh ließen wir frei laufen, damit es sich so gut als möglich sättige.

Am nächsten Morgen den 16. September war alles gesund und munter, Menschen und Vieh, und nachdem wir gefrühstückt, trieben wir guten Mutes weiter. Gegen Abend entdeckten wir, daß die verlassene Gesellschaft uns eifrig nachkam, weshalb wir erst spät in der Dämmerung lagerten.

Am 17. abends hatte Kiburz uns mit seinen zwei Wagen erreicht. Der eine wurde von seinem alten Schwiegervater Barben getrieben. Kaum hatten sie jedoch Halt gemacht, als Mr. Barben laut fragte: Kiburz ich frage Sie noch einmal, ob Sie entschlossen sind, mit diesen Männern zu fahren oder mit der Gesellschaft, bei welcher meine Söhne sind? Kiburz erklärte, daß er mit uns fahren werde, wenn Einer von uns seinen zweiten Wagen für ihn treiben wolle, worauf Mr. Barben ihm und uns Allen, besonders aber seiner Tochter, der Frau Kiburz und deren Kinder gute Nacht sagte und uns dann verließ. Zins übernahm es, das früher von Barben besorgte Fuhrwerk zu treiben, wenn Kiburz ihm dafür Nahrung gebe, womit dieser einverstanden war.

Am 18. machten wir uns früh reisefertig. Ich war Fuhrmann; da wir eine sehr staubige Straße hatten war das Vieh bald durstig. Es war etwa mittags 1 Uhr und ich mußte Rippsteins Art brauchen, um die Bolzen loszumachen. Nachdem ich

die Ochsen nach der Ruhepause wieder angespannt hatte, vergaß ich die Art in den Wagen zu legen, was wir erst am Abend beim lagern wahrnahmen. In der Nähe war ein Prairiewolf damit beschäftigt, von einem halbeingetrockneten Ochsen sich eine Mahlzeit abzureißen. Wir hatten bereits öfters Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß die trockene, salzgeschwängerte Luft die Verwesung toter Körper verhindert, so daß diese eintrocknen. Daß sich hier jetzt fast immer Wölfe aufhielten, mochte von dem vielen umgestandenen Vieh herrühren, welches hier liegen blieb, denn es erlagen den Strapazen mehrere Ochsen, weil sie eiterige Füße bekamen.

Wir wunderten uns oft, von was für Nahrung die Indianer lebten, da die Flüsse keine Fische zu besitzen schienen. Verschiedene Heuschrecken, die wir trafen, ließen uns vermuten, daß diese zu gewissen Zeiten die Hauptnahrung dieser Indianer bilden möchten, denn am Sweetwater trafen wir sie so zahlreich, daß wir strichweise keinen Fuß auf den Boden setzen konnten, ohne solche zu zertreten. Einige waren zwei Zoll lang und besaßen hinten einen hornartigen, schwertförmigen Fortsatz.

Als wir uns am Abend lagerten und die Art zum Losmachen der Bolzen brauchen wollten entdeckten wir erst, daß ich sie beim letzten Lagerplatz zurückgelassen hatte, was bei Rippstein wieder böses Blut gab. Was konnte ich anders thun, als diese womöglich holen. Am Morgen borgte ich mir Kiburzens Maulesel und ritt zurück, was aber sehr mühsam war, da das Tier nicht traben wollte. Als ich in die Nähe des mumienartigen Kadavers kam, schnarchte das Maultier gewaltig, denn einige Wölfe waren hier am frühstücken. Als ich der Stelle nahe war, wo ich die Art liegen gelassen hatte, war gerade eine Gesellschaft, die ebenfalls hier gehalten hatte zum Aufbruch bereit, und ich erkundigte mich beim vordersten Wagen, ob man nicht eine Art gefunden habe, was bejaht wurde. Man sagte mir, daß ein dummer Engländerbursche sie gefunden habe. Dieser war im hintersten Wagen. Der Tölpel wollte anfänglich leugnen, aber es half nichts; hingegen hatte er schon den „Halm“

abgefägt und die Art selbst tief unten in dem Wagen verborgen gehabt.

Ich kehrte sofort zurück, hoffend, daß ich meine Kameraden am Abend noch erreichen möchte. Dieser einsame und trostlos langsame Ritt beänstigte mich, weil die Indianer es sehr auf solche Einzelne abgesehen hatten, aber ich erreichte schließlich doch Abends spät meine Kameraden, als sie schon eine Weile lagerten.

Wir waren seit längerer Zeit gewohnt, am Abend noch unser Fleisch für den Morgen zu dämpfen, zu welchem Zweck wir dann vor dem Schlafengehen noch ein wenig Wasser nachgossen und die gußeisernen Pfannen mit dito Deckeln am Kohlenfeuer stehen ließen. Frau Kiburz stellte ihren Kessel mit dem Fleisch unter den Wagen, in welchem sie schliefen, neben diesen legte sich der wachsame Tiger. Wie schon seit längerer Zeit, schlief ich allein in unserem Wagen, während meine Kameraden einige Schritte neben demselben und nicht weit vom Feuerplatze in Kiburzens Zelt schliefen. Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, blieb ich in meinen Kleidern und hatte meine immer mit Rehpösten geladene Doppelflinte, sowie mein Schweizerweidmesser neben mir. Wir hatten uns alle seit wohl einer Stunde zum Schlafen gelegt, als es mir vorkam, ich höre dann und wann metallische Töne und ein Knurren und nachher glaubte ich, daß Jemand um den Wagen herum schleiche. Schnell meine Flinte in die Hand nehmend, richtete ich mich von meinem Lager auf, aber trotz aller Vorsicht krachten die Kisten unter mir einwenig. Wenn Indianer in der Nähe sind, so müssen diese aufmerksam geworden sein, dachte ich, und Pfeile auf mich losschießen, sobald ich aus dem Wagen steige. Ich hatte beide Hähnen der Flinte gespannt und wäre ein Indianer vor meinem Wagen aufgetaucht, so hätte ich ihm wenigstens die Ladung des einen Laufes sofort zugeschickt. Im Zelte hörte ich endlich den Thomant sagen: „Was zum Teufel mag da draußen vorgehen, es ist mir, als ob ich schon ein paar Mal etwas gehört hätte.“ Diese Worte weckten die Andern auf und Kippstein trat, mehr couragirt als besonnen, aus dem Zelt, denn er wäre verloren gewesen, wenn

wirklich Indianer uns nachgestellt hätten. Ich bemerkte trotz der Dunkelheit, daß unsere Pfannen vom Feuer fort waren, also — so meinte ich — müssen Indianer da sein, denn Wölfe würden sich nicht getraut haben, die Pfannen sammt Deckel aus dem Kohlenfeuer zu holen. Alle waren jetzt vollkommen wach und man beriet die Sachlage. Rippstein rief: „Hier ist die Pfanne, aber kein Deckel mehr auf derselben.“

Nun hörte man das Manttier zwischen dem nahen Gebüsch wiehern und sich dem Wagen nähern. „Vielleicht wollten Indianer daselbe fangen und es flüchtet sich zum Wagen“, dachten wir.

Auf einmal erhob sich ein widerliches Wolfsgeheul und nach den Stimmen oder Tönen zu urteilen, waren es nicht Prairiewölfe, sondern von der großen Rasse. Kiburz schoß seinen Schweizerstutzer in der Richtung des Geheuls ab und das Echo von den Bergen her gab den starken Knall schauerlich zurück.

Das Wolfskonzert hatte aufgehört, aber man war noch nicht sicher, ob es etwa bloß von Indianern nachgeahmt war, um unsere Verteidigung irre zu leiten. Man schlief nicht mehr viel und sehnte sich auf den Tagesanbruch, weil wir befürchteten, man könnte uns am Ende doch beraubt haben.

Dies war zum Glück nicht der Fall und es stellte sich heraus, daß es wirklich nur Wölfe waren, welche uns den Schrecken bereitet hatten, denn man fand überall die Spuren von großen Wolfspfoten. Als Frau Kiburz ihren Fleischtopf unter ihrem Wagen hervornehmen wollte, war derselbe verschwunden. Wer konnte das gethan haben, als Indianer, denn der Tiger würde keinen Wolf zugelassen haben. So meinte Frau Kiburz, denn der Hund war ein tapferes Tier und hatte manchen Prairiewolf zu Tode geschüttelt. Es war kein Zweifel, daß der nächtliche Besuch von großen Wölfen abgestattet worden war und man kam zu dem Schluß, daß der geschickte, erfahrene Tiger gedacht haben könne: Thut mir nichts, dann lasse ich Euch das Gewünschte zukommen. Kiburz's Fleischfessel hatten sie ungefähr 80 Schritte

weit fortgetragen und sich natürlich das Fleisch schmecken lassen, denn der Topf war leer bis auf ein ganz kleines Stück.

Trotz der Ruhestörung waren wir noch ganz zufrieden in Anbetracht der anerkeennenswerten Leistungen der klugen Tiere und unseres nur kleinen Verlustes.

Am 20. September waren wir früh aufgebrochen. Wir verließen das Flußufer bis Abends 4 Uhr und hatten die Absicht, hier zu lagern, als wir auf einen frischen Grabhügel aufmerksam wurden. An einem niedrigen Strauch daneben bemerkten wir ein kleines Stück Papier, auf welchem folgendes geschrieben war: „Seht Euch wegen den Indianern vor. In diesem Grabe liegt der Mann, der weiter oben in dem Gefecht mit den Indianern tödtlich verletzt und hier begraben wurde. Wir fanden ihn bei unserer Ankunft aus dem Grabe gewühlt, aller seiner Kleider beraubt, seinen Körper verstümmelt, denn Ohren, Nase, Finger und die Kopfhaut waren abgeschnitten. Wir begruben ihn dann wieder in demselben Grabe.“

Dies war eine Nachricht, die uns den Platz zum Übernachten verleidete. Nachdem wir und das Vieh getrunken und wir uns mit etwas Wasser versehen hatten, zogen wir weiter und kamen wieder auf die höher gelegene Wüstenebene. Die Sonne war untergegangen und es zeigte sich noch keine günstige Stelle zum lagern, so daß wir drauflos fuhren, bis wir wieder in die Nähe des Flusses kamen und es ganz dunkel wurde. Da für das Vieh kein Futter da war, so mußten wir dasselbe an der steilen Seite des Bluffs hinunter treiben, damit sie sich selber Gras und Wasser suchen konnten.

Meine Ansicht war, an diesem Abend kein Feuer anzuzünden, um die Indianer nicht heranzulocken. Rippstein wollte aber absolut Feuer haben, damit er Kaffee bekomme und wenn der Teufel in der nächsten Umgebung wäre. Ihm schien das Sprichwort nicht bekannt zu sein: Vorgethan und nachgedacht hat Manchen in groß Leid gebracht. Auf der ganzen Reise hatte ich nie wie an diesem Abend befürchtet, daß unser Vieh am Morgen fort sein werde, denn wir sahen noch bei Tage in der

ferne dichten Rauch aufsteigen und hielten dies für ein Zeichen zwischen den Indianern; daß Emigranten auf dem Wege seien.

Am Morgen war jedoch Alles in Ordnung, was Rippstein gewußt zu haben behauptete. In Californien ging es dann aber nicht so ab, als er ähnlich handelte.

Am 21. setzten wir unsere Reise fort bis abends 4 Uhr, nur mit einem kurzen Zwischenhalt; da trafen wir an einem Strauch wieder ein Papier, auf welchem folgende Worte geschrieben standen: Lo ok out for the Indians, kill every one who comes, for there are great thieves here. Ich theilte natürlich den Inhalt so gut ich konnte, unseren Reisegefährten mit. Wir waren dem Flusse wieder nahe gekommen und hatten keine Idee, daß wirklich Indianer in unserer Nähe sein könnten. Das Papierchen hatte ich kaum wieder am gleichen Ort aufgesteckt, als ich links schauend Etwas sich nähern sah, was sehr einem Manne glich. In der That war es dann doch ein Indianer, den wir also auf den Rat der uns Vorausgezogenen sogleich hätten totschießen sollen. Es wurde unter uns allerdings ernstlich die Frage besprochen, ob wir den Herannahenden gleich niederschießen sollten oder nicht, denn wir mußten doch annehmen, daß jenes Papier nicht umsonst den Nachreisenden diesen Rat gebe.

Der Wilde kam aber zu ungenirt und unverdächtig auf uns zu, als daß wir ihn tödten konnten. Ich gestand meinen Kameraden, daß ich einen Dieb, wäre es ein Indianer oder ein Weißer, allerdings todt schießen könnte, aber ohne Not einem Menschen, und wenn's auch nur ein Wilder wäre, das Leben zu nehmen, wollte mir nicht einleuchten.

Der Indianer war schon eine kleine Strecke mit uns gegangen und hatte ausgesagt, daß er ein Shoshanee sei und von den hintern Bergen herkomme. Er war ein großer Mann und trug als Kleidung ein ärmelloses, hoch und dick versticktes Wams, welches jedenfalls von einem Hinterwäldner-Emigranten als ausgedient weggeworfen worden war. Die Straße führte nahe am Fluß vorbei und wir beschloßen, hier zu lagern. Aber was fangen wir mit dem Indianer an? Kam er vielleicht, um zu

spioniren? Keiner von uns wollte zum Mörder an dem muthmaßlich unschuldigen Menschen werden. Ginge er aber vom Lager fort, so mußte man doch riskieren, daß er mit einer größeren Anzahl Genossen uns in der Nacht überfallen könnte. Da ich mich von uns Allen am besten mit Zeichen verständlich machen konnte, so suchte ich von ihm Einiges zu vernehmen. Wie ich ihn zu verstehen glaubte, wollte er uns sagen, daß drei von seiner Gegend mit einander nach dem Sink auf Marys-River gegangen seien und daß sie, um jenen Platz zu erreichen, unbedingt einmal übernachten mußten. Ich zeichnete in den Sand eine schlangenartige Linie mit einem Punkte am unteren Ende, deutete dann auf den Fluß und versuchte durch Zeichen zu erfragen, ob die anderen zwei Kameraden an dem Sink schliefen. Er nickte mit dem Kopf bejahend. Wir waren vorher schon entschlossen, den Indianer durch das Versprechen eines Geschenkes bei uns im Lager zu behalten. Rippstein hatte eine alte Joppe, an welcher die Ellbogen aus den Ärmeln hinausguckten, wenn er sie trug; im Vergleiche zu des Indianers Wams aber immer noch ein Prachtstück von Kleidung. Ein anderer hatte ein Paar alte Hosen herbeigeholt, welche die Knie ungefähr durchblicken ließen wie die Joppe die Ellbogen. Wir hatten an der Straße selben Tags einen alten Korb aufgelesen, den wir mit getrocknetem Büffelfleisch füllten. Mit diesen Geschenken ging ich zu dem Indianer und bedeutete, daß er am Morgen diese Herrlichkeiten als Geschenk bekomme, wenn er bis zum Sonnenaufgang bei uns schlafe. Der Shoshanee nahm dieses Abkommen willfährig auf. Wir hatten übrigens unsere Waffen immer in Bereitschaft. Unserem Indianer gaben wir von unserem Nachessen, was wir selber hatten und er ließ sich's wohl schmecken. Bevor wir uns zum Schlafen legten, wies ich ihm gerade vor der Deichsel des Wagens auf dem Boden den Platz zum schlafen an, den er augenblicklich wie ein gut gewöhnter Hund einnahm. Dann stieg ich in den Wagen und legte mich so hin, daß ich nur die Augen zu öffnen brauchte, um ihn zu sehen. Meine Doppelflinte und der Karabiner waren beide geladen und lagen an meiner Seite,

sowie das Waidmesser. Ich glaube, daß ich wenig geschlafen habe, denn ich sah immer den Indianer vor mir, wenn ich ein bißchen einnickte.

Derfelbe lag ganz ruhig und genau an der vorgeschriebenen Stelle. Mitternacht war vorüber, als ich neugierig wurde, ob er wirklich schlafe und leise stieg ich aus dem Wagen hinaus und ging hin und bog mich zu ihm nieder, ihm ins Gesicht schauend, was er bemerkt haben mußte, da er die Augen aufschlug und mir winkte, womit er wohl sagen wollte, daß Alles in Ordnung sei. Es war eine sternenhelle Nacht, so daß man auch in der Umgebung leicht etwas sehen konnte. Ich nickte ihm natürlich auch zufrieden zu und deutete ihm mit der rechten Hand, daß er nur bleiben und schlafen solle.

Am frühen Morgen, es war der 22. September, als der erste von uns sich erhob, that der Indianer desgleichen und half uns beim Feuermachen mit, indem er sich sehr gefällig und anständig zeigte. An unserm Frühstück ließen wir ihn natürlich teilnehmen. Sobald dies vorüber war, präsentirten wir die Geschenke. Sein altes Wams zogen wir ihm aus und ließen ihn in Rippsteins Joppe schlüpfen, auch die Hosen hatten wir ihm angezogen und dann kam der Korb mit dem Büffelfleisch, den ich ihm an den linken Arm hing. Der Shoshanee deutete mir noch einmal, daß die andern Indianer den Fluß abwärts an den Sink gegangen seien und dort schliefen und er nun auch dorthin gehe. Er nickte uns noch einigemale freundlich zu und schritt dann seines Weges weiter. Wir aber fuhren unserm Ziele entgegen. Den Fluß hatten wir den ganzen Tag zu unserer Linken und lagerten dann zwischen großen felsblöcken, wo wir jedenfalls eine schwere Position gehabt hätten, wenn Indianer gekommen wären, was glücklicherweise nicht der Fall war.

Am 23. glaubten wir auf der Weiterreise einen großen schimmernden See zu sehen, was natürlich wieder ein bloßes Trugbild war und hier oft gesehen wird. Das Abfallen eines Wagenradreifens versäumte uns eine Stunde, da es ohne Werkzeug nicht leicht ist, solche Sachen zu repariren. Auf einigen

Karten ist in dieser Gegend ein See gezeichnet, aber wir trafen keinen, hingegen mag die salzige niedere Fläche zu gewissen Zeiten mit Wasser bedeckt sein. Am Abend spät kamen wir zu dem Sink, von dem unser Indianer sprach und wo also seine Kameraden von ihm übernachteten würden. Wir waren sehr müde und dabei noch gleichgültig und schliefen nur zu gut, denn am Morgen fehlten uns 5 Stück von unserm Vieh, nämlich unsere Frontochsen, zwei ausgezeichnete Tiere und die beiden Kühe, sowie ein junger Ochse, welcher Kiburz gehörte. Ich fand auch sofort heraus, daß sie von drei oder vier Indianern fortgetrieben worden waren und zwar nahe dem Flusse nach und hinüber zu den Bergen, von wo nach Aussage des Indianers drei oder vier seiner Leute hieher an den Sink gegangen seien. Natürlich verursachte diese Thatsache große Aufregung, denn wir sollten von hier bis zu dem aus dem Ostabhang der Sierra Nevada herabfließenden Prentys-River, eine 40 Meilen lange Distanz ohne Gras und Wasser machen, wovon 6 Meilen noch eine tiefe Sandbank war, welche man nur mit doppeltem Vorspann zweier Fuhrwerke überschreiten konnte. Ich hatte wieder in einer niedrigen, strauchartigen Pflanze einen Papiersehn gefunden, auf dem uns geraten wurde, Wache zu halten, da die Indianer der Umgebung große Diebe seien. Diese sehr verdankenswerte Warnung kam leider zu spät. Wären wir noch bei Tagesanbruch angekommen, so hätten wir den Papierstreifen wohl rechtzeitig gesehen und dann anders gehandelt.

Nun war guter Rat teuer. Nach Rippsteins Meinung hätten drei von uns den Spuren folgen sollen, um das Vieh wieder zu holen. Wir hätten zu diesem Zweck wenigstens etliche 40 Meilen nach rückwärts durch Sand zu laufen gehabt und drüben über den Bergen vielleicht noch viele Meilen weit gehen müssen, bis wir zum indianischen Lager gekommen wären. Und was dann dort todmüde und halb verdurstet anfangen? Und die Rückreise hieher, falls wir auch wieder zu unserem Vieh gekommen wären, ohne Wasser und Futter? Übrigens war ja nicht daran zu

denken, daß die Indianer uns nur so leichtthin das gestohlene Vieh wieder zur Verfügung gestellt hätten. Zehn berittene und gut bewaffnete Männer hätten vielleicht mit Erfolg dieses Unternehmen wagen dürfen. Und was wäre dann aus den hier Zurückgebliebenen geworden? Kurz, an die Ausführung des von Rippstein gemachten Vorschlages war gar nicht zu denken. Leider hatten wir mit unnützem Beraten die kühlen Morgenstunden verloren, so daß es auf 11 Uhr ging, bis wir die Reise fortsetzen konnten. Um dem Kiburz, welcher nun vier Stück Zugvieh verloren hatte, zu ermöglichen, daß er die Reise mit uns fortsetzen könne, mußten wir aus einem seiner Wagen eine wenigstens zentnerschwere Kiste in unsern Wagen nehmen. Der eigentliche Sink (Endpunkt) des Marys oder wie er jetzt meistens benannt wird, Humboldt-River, ist ein stinkender Pfuhl Wasser zwischen zwei Hügeln. Nur sehr großer Durst und das Bewußtsein, daß man noch 40 Meilen weiter marschiren müsse, um zu richtigem Trinkwasser zu kommen, konnte Einen schließlich dazu bewegen, daß man ein bißchen von dieser Teufelsbrühe trinkt. Es schien wie eine Mischung von lauem Wasser, Bittersalz und faulen Eiern zu sein.

Die vor uns liegende, lange Gebirgskette endigte in einer hohen Spitze. Die Felsen besaßen hier eine eigentümliche Formation, wie ich sie früher und seither nie mehr gesehen habe. Offenbar war hier vor Jahrtausenden Alles vulkanisch. Rippstein und Thomann gingen voraus und wir folgten mit den Wagen nach. An den heißen Quellen wollten wir uns treffen, aber die Entfernung war noch so groß, daß wir die Nacht zum Fahren benutzen mußten. Am Mitternacht sahen wir in der Ferne ein helles Feuer, das abwechselungsweise hell leuchtete und dann wieder erlosch. Es war von Rippstein und Thomann angezündet, um uns zu zeigen, daß sie am Ziel bei den heißen Quellen seien. Es sind dies mehrere Bassins, die wahrscheinlich unterirdisch miteinander zusammenhängen. Aus dem größten Kessel schoß ein Strahl kochendes Wasser etwa 10 Fuß hoch. Da der Boden überall ganz heiß war, so fanden wir es hier nicht sonderlich ge-

heuer, als wir Alle nahe bei einander standen, denn der hohle Ton beim Auftreten bewies, daß auch ein Einbruch der Kruste möglich wäre, womit das Ende unserer Reise zu einer Art Höhle hätte werden können.

Das Wasser in der Nähe dieser Quellen war überall warm, aber doch trinkbar, weil man kein anderes hatte.

VIII.

**Von den heißen Quellen bis zum Übergang über die
Sierra Nevada. Schicksal früherer Emigranten.**

Am 25. September schon vor Sonnenaufgang waren wir unterwegs und um 1 Uhr nachmittags kamen wir bei der 6 Meilen breiten, tiefen Sandbank an. Hier trafen wir zwei schöne, junge Amerikaner mit einem kleinen, leichten Wagen und zwei Mauleseln. Sie hatten schon einige Zeit auf die Ankunft nachkommender Emigranten gewartet, mit deren Hülfe sie über die Sandbank zu kommen hofften. Da wir die Ersten waren, gingen sie uns um Hülfe an, die wir ihnen zusicherten, wenn sie dann auch uns ihre Maulesel anspannen wollten. Der ältere hieß Lang und war ein Doktor, der jüngere John Miner aus Kentucky. Da wir mit unsern reduzirten Zugkräften es nicht wagen durften, mit einem Mal die Durchfahrt zu versuchen, so beschloffen wir, daß Zins, Thomann, Diel nebst Kiburz und seine Familie mit beiden, dem Kiburz gehörenden Wagen sofort nach dem Truckys-River hinüber sollten, auch Miner müsse seine zwei Esel vorspannen. Am andern Morgen mußten sie dann zurückkommen, um unsere und des Amerikaners Wagen abzuholen. Mr. Lang, Rippstein und ich waren freiwillig bei unserm Wagen zurückgeblieben, um Wache zu halten. Ich wäre zwar schon am Abend gerne hinüber gegangen, da mir der Mund nach dem prächtigen Wasser wässerte, welches drüben zu finden war.

Der Himmel hatte sich bewölkt, was für das Vieh gut war. Lang und Rippstein hatten nahe neben unserm Wagen Kiburz's Zelt aufgeschlagen, worin sie des Nachts schlafen wollten,

ich blieb aber im Wagen. Lang und Miner waren vorher am Truckys Fluß gewesen und Lang wußte uns manches davon zu erzählen, was uns nicht geradezu freudig stimmte. Er hielt die Indianer aus dieser Gegend für die gefährlichsten und empfahl uns strenge Vorsicht. Als es Nacht wurde, ging ein außergewöhnliches Wolfsgeheul an, wie wir vorher selten ein stärkeres gehört hatten. Lang meinte, es sei nur nachgemacht und komme von Indianern her, die vor dem Angriff so zu heulen pflegten. Ich hoffte um so eher das Bessere, als ich vom Wassertrinken her etwas angegriffen war und in der Nacht mehrmals aufstehen mußte. Ohne ein Ereignis kam der Morgen des 26. September und der Himmel war ebenfalls bedeckt, was uns lieb war. Bald kam von der andern Seite unser Zugvieh. Diel trieb dasselbe und wußte nicht genug zu erzählen von dem frischen, guten Wasser, das der Trucky enthalte und das das beste von Allem sei, was wir auf der ganzen Reise gefunden hätten. Von Indianern hätten sie nichts bemerkt, aber der Weg in dem tiefen Sand sei sehr schwer. Die begeisterte Rede von Diel veranlaßte mich, dem Wagen voranzugehen. Ich hatte den Karabiner mitgenommen, aber er wurde mir zu lästig und da ich glaubte, ihn nicht mehr nötig zu haben, so legte ich ihn quer über die Straße und gab dem nachkommenden Diel ein Zeichen, daß er ihn mitnehmen solle. Ich ging durstig wie ein wasserloser Fisch meines Weges und mochte die Stelle nicht erwarten, wo die Emigranten ihr Labfal schlürfen, wenn sie über den brennenden Sand kommen, aber auf der Hut sein müssen, damit sie nicht von Pfeilen durchbohrt werden, wenn sie nach dem Trunke aufstehen.

Endlich sah ich ziemlich weit unter resp. neben mir die Stelle, wo sich das frische, klare Wasser durch's Gebüsch windet. Ich erinnerte mich an die Erzählung eines Mitreisenden, wie hier schon wiederholt Angriffe auf Solche gemacht worden seien, die hier den Durst löschen wollten und sah mich nicht bloß vorsichtig um, sondern nahm dann in der Nähe des Bächleins einen Stein und schleuderte ihn ins nahe Gebüsch. Als ich keine Bewegungen in demselben wahrnehmen konnte, eilte ich schnell zum

Wasser, legte mich nieder und trank für die erste Lust, um mich wieder schnell zurückzuziehen und nöthigenfalls zum Wagen zu flüchten, da ich ja keine Waffen bei mir hatte.

Als ich absolut nichts von Indianern entdecken konnte, so ging ich mehrmals hin und löschte meinen Durst bis zur vollständigen Sättigung. Es war mir nur höchst sonderbar, daß ich hier im Sand frischere Spuren von Indianern wahrnehmen konnte, als die der Ochsen waren, welche man hier getränkt hatte. Dies mußte mich ängstlich und vorsichtig machen, so daß ich meine Doppelflinte sehr vermißte. Im Lager hatte man nichts von Indianern gesehen, aber es waren sicher welche da gewesen und somit Vorsicht geboten. Unsere Wagen kamen dann etwa nach einer halben Stunde an, aber wir fanden links und rechts vom Fluß nur spärliches Gras.

Diese Nacht mußten wir wachen, das war sicher und ich schlug vor, daß nur Zwei hiezu verwendet würden, der Eine vor Mitternacht, der Andere nach derselben bis zum Aufbruch; aber eben drüben beim weidenden Vieh, nicht bei den Wagen. Ich anerbote mich hiezu für die erste Nacht und ging anfangs derselben über den Fluß hinüber. Das Wasser war etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß tief. Als Waffe hatte ich meine Doppelflinte und mein Waidmesser bei mir und als Schutz vor der Nachtkühle, sowie als Bett, meine Büffelhaut. Die Nacht war finster, trotz des klaren Sternenhimmels. Ich begab mich von einem Gebüsch zum andern und legte mich dann hin, aber der Schlaf übermannte mich so, daß ich wieder aufstehen und gehen mußte. Die Wölfe heulten diesmal auffallenderweise nicht, dagegen hörte ich gegen Mitternacht das Geläute eines Glöckleins vom flusse her unterhalb unseres Lagers. Ich dachte mir: „Dies müssen Indianer sein, welche glauben machen wollen, als ob das Vieh herumlaufe, während sie es forttreiben, auf Zimmerwiedersehen.“

Jetzt meinte ich die Rufe Chee! Oh! Haw! zu vernehmen und hielt auch dies für eine bloße List, weil ich diesen Kommandoruf auch schon oft von Indianern aussprechen hörte. Nun kam aber auch das Knallen der Peitsche und das Knarren von Rädern

dazu, so daß ich nicht mehr im Zweifel sein konnte, daß es ein Fuhrwerk sei. Endlich knallte ein Schuß, worauf eine Männerstimme laut fragte: Is there nobody in Comp near?

Unserer Abendverabredung gemäß hätte ich schießen sollen, wenn sich Indianer zeigen würden, aber was nun thun, da es ein Wagen war. Ich hielt es in meiner Pflicht zu antworten und schoß den einen Lauf ab, was natürlich die Schläfer weckte und beängstigte. Ich beruhigte sie aber schnell dahin, daß es ein Wagen sei und bald kam dieser in unserm Lager an. Es war unser ehemalige eintägige Capitain M. Peter Inmann, der ganz allein mit seiner Familie mitten in der Nacht über die Sandbank gekommen war. Rippstein hatte mich abgelöst und ich fand bald den ersehnten Schlaf.

Am 27. morgens früh war Rippstein entgegen unserm Übereinkommen vom Vieh weg zu uns ins Lager hinüber gekommen und als wir 10 Minuten später ersteres holen wollten, so war nichts mehr von demselben zu finden. Sogleich machten sich mehrere von uns auf, rasch den Spuren nach und fanden es weiter oben am Fluß zwischen zwei Hügeln und zwar allein ohne Indianer. Ob sich solche sofort geflüchtet hatten, als sie uns kommen sahen, blieb unermittelt, denn noch nie war das Vieh in corpore so fortgelaufen. Das hatten wir wieder der Gültigkeit Rippsteins zu verdanken. Eine Viertelstunde später wären wir um unser Vieh gewesen und was hätten wir dann angefangen?

Wir fuhren nach dem Frühstück langsam dem Fluß entlang aufwärts, machten aber nur etwa 8 Meilen, denn die Straße war schlecht, führte über felsige Hügel und mehrere Male über den schäumenden Trufysfluß. An unserm neuen Lagerplatz war wieder wenig Gras für das arme abgetriebene und ausgehungerte Vieh. Die Witterung war kühl. Am folgenden Tag war es nicht besser und wir machten nur etwa 12 Meilen bis wir wieder lagerten.

Erst am 29. erreichten wir am Abend ein schönes, offenes Thal, wo wir am Ufer des Flusses schöne Weide für das Vieh

fanden und beim Übergang über ein ganz kleines Bächlein unerwartet Fische von 6 bis 9 Zoll Länge entdeckten und davon leicht einen halben Eimer voll fangen konnten. Obwohl es noch verhältnismäßig früh war, so blieben wir doch des schönen Grases wegen hier, denn unser Zugvieh hatte auch Erholung nötig.

Am 30. September führte die Straße anfänglich durch das schöne Thal weiter; aber dann kamen wieder böse felsige Hügel und Übergänge über den Fluß. Überhaupt nahm die ganze Gegend einen andern Charakter an, denn hohe bewaldete Berge mit einzelnen Gipfeln traten an die Stelle der sandigen Hügel. Von einem dieser Hügel quoll ein dicker, grauer Rauch auf, also wieder ein Indianersignal.

Am 1. Oktober hatten wir die 27. und zugleich letzte Durchfahrt des Truckyflusses gemacht und wir befanden uns am eigentlichen östlichen Fuße der Sierra Nevada, deren Nadelholzwälder bis an den Fluß hinunter reichten. Nun ging es aufwärts durch Waldungen mit herrlichen Bäumen auf steinigem Grund und sehr schlechter Fahrstraße bis zu einem engen, feuchten Thälchen, wo wir zu lagern beschlossen. Ringsum war prachtvoller Wald mit riesigen Tannen, Föhren, Fichten und Cedernarten. Einige hatten bis auf 6 Fuß Durchmesser und eine Höhe von 150 bis 200 Fuß. Meine täglichen Einträge ins Journal hatten hier ihr Ende erreicht, denn die Strapazen waren so ermüdend, daß ich am Abend froh war, ausruhen zu können. Ich erinnere mich aber noch genau an Manches mit Zeit und Ort, was ich so gestreut als möglich erzählen will. Es ging mehrere Tage, bis wir so gestiegen waren, daß wir durch den Wald zwischen einzelnen Baumwipfeln auf der Höhe des Berges Emigrantenzüge unterscheiden konnten. Wir bekamen in diesen Tagen einen Vorgeschmack von der zukünftigen Straße durch die Sierra Nevada. Nur zu bald stand die nackte Wirklichkeit vor uns, da wir schon gegen vier Uhr am Fuße des Gipfels anlangten. Der Übergang des Rückens mochte von der Stelle, wo wir mit den Wagen Halt gemacht hatten, etwa 200 bis 300 Fuß höher liegen, die vordere Gesellschaft, deren Wagen wir von ferne über den Baumwipfeln

auf dem Grat des Berges gesehen hatten, war noch an der Arbeit, die letzten Wagen hinauf zu befördern. Es waren mit den unsrigen noch sieben Stück und wir begriffen sofort die Schwierigkeit dieser Operation, denn wo die Kraft von zwanzig Männern nötig ist, reicht der beste Wille von fünf nicht aus. Es war dies auch die steilste Stelle des Übergangs. Da kein Vieh dahinauf gehen konnte, so hatten sie die sämtlichen Ochsenketten der vielen Wagen aneinander gehängt und nachdem diese zu kurz waren, noch eine Anzahl langer schlanker Tannenbäumchen (Latten) ausgeastet und an beiden Seiten tief eingeschnitten, um daran Ketten befestigen zu können. Oben auf der Höhe waren 20 Joch Ochsen hinter einander gespannt und mit diesen die Wagen dann hinaufgezogen worden, nachdem sie genügend an das aus Lattenholz und Ketten gefertigte Tau befestigt waren. Die Männer stellten sich seitwärts der Wagen auf, um nachzuhelfen, obwohl der Abhang so steil war, daß sie sich kaum halten konnten, ohne rückwärts hinunterzustürzen. So gelang es der vereinten Kraft und Intelligenz, das Hindernis zu überwinden. Die Ochsen hatte man auf schmalen, stufenartigen Pfaden vorher verhältnismäßig leicht hinauf bringen können.

Ich will hier gerade einfügen, was man nachher über das Schicksal anderer Emigranten in betreff dieser schwierigen Stelle erzählt hat, nämlich von der Gesellschaft, die wir an der letzten Durchfahrt am Platt-River getroffen hatten und die zu spät hier angekommen war, um vor Eintritt des Winters noch hinüber zu kommen. Es sollen in der Nähe einige Seen sein, an denen diese Emigranten damals gelagert hatten, um dann den Übergang noch zu machen. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft hier soll es stark geschneit haben, so daß ein weiteres Vorwärtskommen nicht mehr möglich gewesen sei. Viele hätten dann vorgeschlagen, man solle das Vieh schlachten, damit man nicht verhungere, wenn es wirklich ernstlich Winter werden sollte. Zu diesem Vorschlag habe aber die Mehrzahl nicht gestimmt, in der Hoffnung, daß das Wetter wieder milder würde und zufällig seien sie arm an Vieh gewesen, weil ihnen von den Indianern

viel gestohlen worden. Auch sollen sie das noch vorhandene zu wenig bewacht haben, so daß es am Morgen nicht mehr da gewesen sei. In der gleichen Nacht sei dann noch Schnee gefallen, wodurch die Spuren vom Vieh nicht mehr aufgefunden werden konnten. An Lebensmitteln habe es vorher schon gefehlt und somit mußte schnell das Vernichtungswerk durch Hunger und Kälte beginnen. Um das Leben zu fristen, habe man altes Leder und Riemenzeug gekocht und gegessen und die Not sei jeden Tag größer geworden. Einige hätten sich dann zu Fuß auf den Weg gemacht, um die ersten Ansiedlungen jenseits zu erreichen, was ihnen noch gelungen sei. Andere wollten bleiben in der Hoffnung, man werde ihnen von den Ansiedlungen aus Hülfe senden, denn sie ahnten nicht, wie weit diese noch entfernt waren. Unter den Zurückgebliebenen befand sich eine Familie Damner, nach welcher man später einen der kleinen Seen den Damner-Lake nannte, resp. jetzt noch nennt. Die Familie soll laut den Berichten aus einer Frau und mehreren Kindern bestanden haben und ziemlich wohlhabend gewesen sein, denn sie habe zwei Wagen mit Gespann und viel baares Geld besessen. Schon vorher habe aber das Unglück diese Gesellschaft förmlich verfolgt, indem ein Mann durch einen Revolverchuß aus Unvorsichtigkeit getötet worden und zwar von seinem eigenen Schwager, der dann bei dem großen Sandhügel am Marys River vom befehlenden Capitain im Jähzorn erstochen worden sei, weil er ihm den Gehorsam verweigert habe und es sei dann also noch die Frau und die Kinder allein übrig geblieben und bis hieher gekommen. Ein anderer Mann aus dieser Gesellschaft sei bei den heißen Quellen und dem Truckysfluß allein vorausgegangen und habe, weil es heiß gewesen, sein Gewehr quer auf die Straße gelegt, wie ich es dort auch gemacht habe. Das Gewehr habe man mitgenommen, aber der Mann sei verschwunden, und nachher habe man Blutspuren gefunden, welche bewiesen hätten, daß man ihn getötet habe.

Von Californien aus kam wirklich einige Hülfe, aber wer nicht zu Fuß gehen konnte, für den war die Aussicht trostlos.

Ein Holländer brachte zwei deutsche, junge Frauen mit nach den Ansiedlungen. Die eine war die Frau des auf der Sandbank von den Indianern entführten Mannes, die andere war eine Frau Käseburg, deren Mann sich zu schwach fühlte, die Fußreise durch den tiefen Schnee zu machen. Käseburg zog vor zu bleiben und er und die franke Frau Dammer waren bald noch die einzigen Überlebenden, weil die meisten dem Hunger und der Kälte unterlegen waren. Man hatte zwar schnell Hütten gebaut, aber diese waren nicht geeignet, Schutz gegen die Kälte zu gewähren.

Im April des folgenden Jahres seien dann wieder mehrere Männer hingeritten, um die allfällig noch Lebenden zu retten, oder, wie man vermutete, um sich mit dem Geld der Verstorbenen zu bereichern, da man behauptete, die Frau Dammer sei im Besitze von 1400 Dollar gewesen. Als die Männer an der Unglücksstätte angekommen, fanden sie nur noch Käseburg am Leben, aber sehr mager, blaß und entkräftet. Und womit hatte er das Leben gefristet? Man fand verschiedene Eimer mit den Körperteilen und Gliedmassen von Verstorbenen, auch von der Frau Dammer teilweise angefüllt, wovon der arme Mann gegessen habe. Sogar das Fleisch seiner eigenen Kinder habe er gegessen, wie man behauptete. Der Anführer der angeblichen Retter war, wie mir der obenerwähnte Holländer sagte, ein sehr großer, waghalsiger Mann, namens Toller und man nahm allgemein an, dieser habe die Rettungs-Expedition nur der lockenden 1400 Dollars wegen gemacht, von denen der halbverhungerte Käseburg aber nichts zu wissen geschworen habe und zwar trotz den Drohungen des Toller, daß man ihn hängen werde, wenn er nicht sage, wo das Geld sei.

IX.

**Übergang über den Kamm des Felsengebirges und
Reise bis zu den Ansiedelungen.**

Am 4. Oktober machten wir, die 11 Eigentümer der sieben Wagen, uns an die Arbeit, dieselben ebenfalls über den Kamm zu bringen. Wir hatten lange nicht genug Ketten, um auf dem gleichen Weg hinüberzukommen. Weiter rechts gab es eine viel kürzere, aber nicht weniger steile Stelle und auf dieser glaubten wir den Übergang bewerkstelligen zu können. Beim ersten Wagen spannten wir 9 Joch Ochsen an, alle 11 Männer halfen mit, aber es brauchte fast übermenschliche Anstrengung, bis wir oben waren, so daß wir es mit den übrigen Wagen auf andere Weise versuchten. Vor allem aus entleerten wir diese fast ganz und kletterten dann — von Gehen war keine Rede — mit den Waren hinauf, worauf wir die Wagen holten, was leichter ging, weil sie leer waren. Es war beinahe gegen Sonnenuntergang, als wir fertig waren und wir hatten keine Zeit zu verlieren, weil hier oben weder Gras noch Wasser vorhanden war. Nun gings so rasch hinunter, als ob uns ein Feind verfolgen würde und ich hatte tatsächlich Angst, es könnte oder müsse der eine oder andere Wagen umstürzen, besonders da man des aufsteigenden Staubes wegen fast nichts sehen konnte. Endlich machten wir in einem Wäldchen Halt, als es zu dunkel geworden war. Das Vieh ließen wir los, damit es sich so gut als möglich seine Nahrung selber suchen könne und wir nahmen ein frugales Nachtessen.

Am 5. Oktober schneite es ein wenig und der Himmel war grau überzogen. Das Vieh hatte sich während der Nacht entfernt, weil es Gras suchte, das hier spärlich war, aber man fand es

bald und wir reisten weiter durch ein flaches Wiesenthal, an dessen unterm Ende, nur drei Meilen vom letzten Lagerplatz, schönes Gras und genügend Wasser war. Wir lagerten uns hier in der Absicht, ein paar Tage zu bleiben, damit sich das Vieh wieder erhole, weil wir noch strenge Touren vor uns hatten. Als wir aber am 6. aufwachten, lag ein Nebel auf der ganzen Gegend, so daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Wir befürchteten, daß dies ein Vorbote des Winters sei und entschlossen uns, entgegen unserer frühern Absicht, das Lager sofort zu verlassen, um bald in tiefer gelegene Gegenden zu kommen. Nun ging's sozusagen über Stock und Stein auf ganz miserablen Weg, so daß wir riskirten, daß die Wagen zertrümmert würden. An die Daten erinnere ich mich nicht mehr, sondern bloß an verschiedene Schwierigkeiten, die wir zu überwinden hatten. Das Schlimmste war der Mangel an guter Weide, was die Ursache war, daß wir am Morgen unser Vieh beinahe nicht mehr fanden. Oft mußte es nur mit Blättern von Mais vorlieb nehmen und es fraß sogar mit Lust Maisröhrenblätter von einem Strohsack, den man fortgeworfen hatte, weil ein Mann auf diesem gestorben war. Eine andere Gesellschaft hatte den Sack am Beerdigungstag fortgeworfen und ich streute das Stroh vor das Vieh ohne anzunehmen, daß es wirklich davon fressen werde; aber, wäre es nur zehnmal mehr gewesen!

Wir kamen zu einer Stelle, wo zwei Männer bei einem Wagen stunden und uns um Hülfe ansprachen. Es ging nämlich über einen Felsen hinunter, wo das Vieh kaum allein passiren konnte. Die Männer waren glücklicherweise im Besitze eines langen Seiles, mit dessen Hülfe wir den Wagen hinunter lassen konnten, indem wir dasselbe um eine Fichte schlugen und tüchtig hielten, bis der Wagen langsam zu rutschen anfang und glücklich unten war. So machten wir es dann auch mit dem unstrigen und wir waren über die Hülfe der andern, namentlich über das Seil so froh, wie die andern über uns.

Wenn ich nicht irre, so kamen wir am folgenden Tag dann in die Gegenden, wo wieder Laubholz gedieh, allerdings nur

zwerghafte Bäumchen von kaum Armsdicke; dann kamen der immergrüne Lebensbaum, Cedern, Fichten, Föhren und Tannen von ausgezeichnetem Wachstum und tadelloser Schönheit. Wir schätzten einige auf 200 Fuß Länge und man konnte sich fast nicht daran satt sehen. Die schönsten scheinen Cedern oder eine Art Cypressen zu sein. Die Luft war wunderbar würzig und erfrischend und wir bekamen hier einen Vorgeschmack von Californiens unvergleichlicher Vegetation.

Am Nachmittag war der Weg nicht schlecht und am Abend lagerten wir auf einem offenen Wiesengrund. Am nächsten Morgen kamen wir bald zu einem sehr steilen Abhang, dem größten der ganzen Reise. Zins fuhr mit dem kleinern von Kiburz's Wagen voran, spannte die hintern Räder und glitt mit Vieh und Wagen gleich wie mit einem Schlitten hinab.

Kiburz's zweiter Wagen war schwerer und seine Familie, Frau und Kinder, saßen in demselben; auch hatte derselbe Federn (Springs), die sich hier als unbequem erwiesen, weil sie durch die Last verschoben wurden. Wir hatten Mühe, den Wagen vor dem Umstürzen zu schützen und mußten zu diesem Zwecke sogar ein Seil an kleinen Bäumchen festmachen. Der schlimmste Teil kam aber erst nach und trotz aller unserer Vorsicht warf der Wagen um, so daß wir mehr als eine Stunde mit dem Zusammensuchen unseres kleinen Werkzeuges, Feilen, Zangen, Meißel, Hämmer 2c. versäumten. Die Familie war vorher ausgestiegen und ging zu Fuß. Beim Weiterfahren mußten wir sehr vorsichtig sein, daß wir nicht an Tannen streifen, wodurch die Achse oder die Räder demolirt worden wären.

Ohne weitere Hindernisse erreichten wir endlich Bear Valley (das Bärenthal), wo wir wieder lagerten. Obgleich für das Vieh nicht mehr Gras in Fülle zu finden war, so würden wir doch einen Tag geblieben sein, wenn wir nicht schlechte Witterung befürchtet hätten.

Eines Nachmittags kamen wir zu einer prächtigen Quelle, aber es fehlte an Gras. Wir lagerten hier gleichwohl und nährten das Vieh mit Eichenlaub und andern grünen Zweigen.

Hier trafen wir mehrere Ochsen, welche krank waren. Sie hielten ihre Mäuler weit offen und hängten die Zunge heraus, dabei athmeten sie sehr schnell und gaben bei jedem Athemzug einen tiefen, kratzenden, rauschenden Ton von sich. Sobald ich einen berührte, so stürzte derselbe wie vom Blitz getroffen zu Boden. Als ich am nächsten Morgen nach unserem Vieh schaute, traf ich unsern alten Ben stark krank und auch er stützte sofort um. Wir Alle hatten Mitleid mit dem armen kranken Burschen, denn der Streich, den er uns bei der Überfahrt einst gespielt hatte, war längst verziehen. Wir ließen das Tier hier zurück und setzten unsern Weg fort, ohne gute Lagerplätze zu finden. Die Passage war so schlecht, daß wir uns kaum helfen konnten. Dann ging's Hügel hinauf und Hügel hinunter, als ob's kein Ende nehmen wollte und wir zweifelten, ob wir mit unserem Vieh die Ansiedelungen erreichen werden. Endlich entschlossen wir uns, ein Paar frische Ochsen anzuschaffen, was nur von den Ansiedelungen aus geschehen konnte. Rippstein war der beste Läufer von uns Allen und er ging dann hinunter zu den nächsten derselben, um sich nach einem guten Gespann umzuschauen. Mittlerweile fuhr Kiburz mit beiden ihm gehörigen Wagen vorwärts, um dann auch den unsrigen zu holen. Ich blieb allein beim Wagen, um ihn zu bewachen und benutzte diese Zeit, um meine indianischen Schuhe und meine Kleider zu flicken. Währenddem ich da schneiderte, kamen von den steilen Hügeln mehrere Wagen herunter und dann bis neben die unsrigen herauf. Bei diesen war Dicky, mit welchem wir am Windriver-Gebirge bald in ernstliche Konflikte gekommen wären. Von seinem Begleiter, der ein Deutscher war und mich sehr brutal behandeln wollte, werden wir später seiner tollen Streiche wegen noch hören.

Als ich ganz ernstlich am flicken war, kam unerwartet Diel mit einem Joch starker fetter Californierochsen, die noch ziemlich wild waren und im Führen große Sorgfalt erforderten. Die Handhabung war so schwer, daß wir vom Zurückhalten in den ärgsten Schweiß kamen. Sie zogen unsern Wagen bergauf, wie wenn er ein Kinderwägelchen wäre und bald hatten wir die

Wagen von Kiburz eingeholt. Beim Lagern mußten wir alle Vorsicht anwenden, daß diese Thiere sich nicht losmachen und davon rennen konnten.

Hier machten wir eine interessante Beobachtung. Wir hatten nämlich einige große Eichen gesehen, deren Rinde am ganzen Stamme mit einer sehr großen Anzahl Eichel gespickt war. In jedem runden Loch, groß genug eine Eichel aufzunehmen, saß eine solche. Wir konnten nicht begreifen, wie sich Jemand die Mühe genommen haben könne, so viele Löcher zu bohren und je eine Eichel hineinzustecken. Später hatte ich dann öfters Gelegenheit, die Arbeiter kennen zu lernen, welche diese Sticerei ohne Maschine ausführten. Es ist nämlich eine kleine häufig vorkommende Spechtart, mit schwarz und weiß scheckigem Gefieder und einer roten Kopfbedeckung, aus welcher die Indianer gerne allerlei Zierarten anfertigen.

An diesem Abend lagerten wir zum letzten mal außerhalb der Ansiedlungen, denn am Morgen führte uns die Straße durch die letzten Hügel der Sierra Nevada. Zum erstenmal hörte ich an diesem Nachmittag den Ruf der kalifornischen, kleinen, stolzen Rebhühner, deren Stimme sehr viel Ähnlichkeit mit derjenigen von kleinen Kindern hat, so daß man anfänglich glaubte, solche rufen zu hören.

Spät am Nachmittag hatten wir das letzte Gebüsch hinter uns und fuhren einige Zeit über ein Stück hochgelegenes Prairieland, von wo aus wir einen Blick auf die ganze Landschaft hatten. Wir hielten unsere Fuhrwerke einige Augenblicke an, um diese californische Landschaft mit Muße zu betrachten und machten dann unserer Freude über das endlich erreichte Ziel mit begeisterten Hurrahs Luft, indem wir das Lied anstimmten: „Hail Columbia, Happy Land.“

Zwar gehörte damals Californien noch zu Mexiko, das hinderte uns aber keineswegs, unserer Begeisterung Ausdruck zu geben.

Es war für unsere Wagen höchste Zeit, da wir es nur dem Eisenbeschlag des Deichsels zu verdanken hatten, daß derselbe noch

seiner Aufgabe gewachsen war. Die Bear-Creek, welche wir in Bear-Valey zum erstenmal getroffen hatten, floß nahe neben uns zur Linken nach nordöstlicher Richtung. Endlich erschienen ein paar kleine Häuschen, rechts auf der Anhöhe neben der Bear-Creek. Ein neues Adobe-Haus war im Bau begriffen und nackte Indianer arbeiteten an demselben. Mr. Johnson, der Eigentümer, ein englischer Matrose, war dabei.

Wenn man eine Reise wie diese überstanden hat, ohne dabei weder gute Freunde verloren noch großen materiellen Schaden erlitten zu haben, so hat man eine Empfindung, als ob man sich einer schweren Last entledigt hätte. Tief durchdrungen war ich von Dankbarkeit gegen ein gütiges Geschick und Den, der diese Geschehe lenkt.

Unser Lager hatten wir am linken Ufer des Bear-Creek aufgeschlagen und unsere gemieteten Ochsen dem Eigentümer zurückgegeben. Dieser hieß Siger und hielt sich eine indianische Frau, Johnson sogar zwei. Das Land worauf wir lagerten, war ein schwärzlicher, etwas sandiger, trockener Botton. Es schien nur wenig unter Kultur gebracht zu sein, denn die Leute gaben sich mehr mit der Zucht des beinahe wilden Viehes ab, für welches es hier selten Mangel an Gras gab. Das Leben der Rancheros (Farmer), wie die verschiedenen Landbesitzer nach dem Spanischen gewöhnlich genannt wurden, war so ziemlich patriarchalisch und gefiel mir nicht übel, da es die vollste Freiheit in sich schloß. Die ganze Ansiedlung bestand aus vier Männern, Mr. Johnson, ein Engländer, Mr. Reiser, ein Deutscher, auf dem rechten Ufer des Creek, Mr. Siger, und Mr. Jos. Vero auf dem linken Ufer; also ein Engländer, ein Deutscher und zwei Franzosen. Mr. Reiser besaß damals aber noch kein Haus, sondern baute sich erst im Sommer 1847 ein solches. Er ließ tiefe Gräben um sein anzubauendes Feld graben. Reiser wollte zwar kein Deutscher sein und überhaupt gar nicht einmal Deutsch verstehen.

Hier lagerten wir drei oder vier Tage, um unserm Vieh Gelegenheit zu geben, sich ein wenig zu erholen. Während wir

hier waren, kam der schon oben erwähnte große Caller, um Freiwillige für die Vereinigten Staaten gegen die Spanier anzuwerben.

Rippstein, dem nun sehr am Herzen zu liegen schien, daß er keinen Cent. an mir verliere, nahm sich besonders Mühe, mich zu bestimmen, daß ich mich für drei Monate als Freiwilliger anwerben lasse gegen eine monatliche Gage von 25 Dollars. Er meinte, damit könne ich ihn dann bald bezahlen, denn ich bekäme doch jetzt während des Krieges keine andere Beschäftigung. Ich wollte mich anfangs absolut nicht dazu bestimmen lassen, denn ich war nicht nach Californien gekommen, um Soldat zu werden und bevor ich mich verbindlich mache, wolle ich zu Sutter. Würde ich dort sehen, daß es keine andere Beschäftigung für mich gäbe, so könnte ich noch immer freiwilligendienst nehmen. Rippstein ließ mir aber keine Ruhe und ich willigte endlich ein.

Da das Rindfleisch so billig war und wir fünf Burschen mit unserm riesigen Appetit schon lange kein gutes, saftiges Stück mehr gegessen hatten, wollten wir uns einmal gehörig für die Entbehrung entschädigen. Wir aßen dann wirklich ein so großes Quantum, daß wir uns vor einander geschämt hätten, wenn nicht alle fünf im gleichen Fall gewesen wären. Wir dachten sogar daran, uns einen ganzen Ochsen zum Abschachten zu kaufen.

Thomann war uns vorangegangen und wollte gerne das Fort Neuhelvetia sehen. Während dieser Zeit reparirte Zins unsern Wagen, da er in solchen Arbeiten der beste von uns war und wir wollten dann den Weg auch dorthin machen.

Hier hatten wir zum erstenmal Gelegenheit, die californische Reitkunst zu bewundern. Ein Deutscher, namens Cordua, welcher 15 Meilen von hier ein Rancho besaß, hatte eine Anzahl junger Ochsen zum Verkauf an die Emigranten hieher gebracht. Sein Mayordomo (Aufseher) war ein schöner, schlanker, junger Amerikaner namens Nye. Dieser, nebst einigen berittenen In-

Dianern hatten das Einfangen der sehr wilden Tiere zu besorgen. Da man einen ziemlich großen Ochsen billig bekommen konnte, kauften sich größere Gesellschaften oft ganze Tiere. Wir waren also nicht die Einzigen, welche einen guten Appetit mitgebracht hatten. Sobald sich die Leute das betreffende Stück ausgelesen hatten, war es Sache der Vacqueros und Mr. Nye, dasselbe einzufangen, um es abzuschlachten zu können. Dieses Einfangen hatte für einen frisch Eingewanderten besondern Reiz. Die Vacqueros (Kuhhirten) umstellten zu Pferde die Heerde Ochsen, während der junge, verwegene Amerikaner ebenfalls zu Pferd mit einem langen Lasso (Wurfschlinge) in der Hand sich anfänglich behutsam zu nähern suchte. Dann schwang er den Lasso in einem weiten Kreise und ritt, so schnell er konnte, dem ausgewählten Stücke Vieh nach, welches Alles versuchte, unter und mit den übrigen zu entrinnein. Allein plötzlich war es von der Heerde getrennt, der Reiter war ihm ganz nahe gekommen und wie ein Blitzstrahl flog dem Tier die verderbenbringende Schlinge um die Hörner. Der Ochse suchte nun durch Kreuz- und Quersprünge zu entrinnein und hatte dem Reiter auch wirklich den Lasso aus der Hand gerissen, auch versuchte er aus Leibeskraften die zerstreute Heerde wieder einzuholen. Der Mann hatte aber dem Pferde die Sporen in die Lenden gesetzt und befand sich bald wieder neben dem auf dem Boden nachgeschleppten Lassoende. Da bog sich Nye, trotz des rasend schnellen Galopps neben dem Pferde zu Boden, hob den Lasso wieder auf und trennte den Gefangenen von der sich wieder nach allen Seiten zerstreueten Heerde. Der Ochse wurde nun im schnellsten Galopp nach dem Lager der Gesellschaft getrieben und ich befürchtete, daß dort Verwirrung oder ein Unglück entstehe, denn man suchte sich hinter Wagen oder Zelte zu verbergen. Im nächsten Augenblick mußte ja Ochse, Pferd und Reiter zwischen den Wagen sein. Doch nein! Der Reiter macht mit seinem Pferd eine plötzliche Wendung nach links und der Ochse stürzt so schnell und heftig, daß man meinte, er müsse Hals und Rücken gebrochen haben. Schnell umwickelte der Reiter dem gefallenem Tiere die Beine mit der Schlinge des

Lasso, ähnlich wie die Spinne ihre Beute umspinnt, sprang dann vom Pferde und schnitt dem Ochsen die Kehle ab.

Dies Alles wickelte sich so schnell ab, daß das Lesen der Erzählung fast länger dauert, als der wirkliche Vorgang selbst gedauert hat. Es war für mich ein Schauspiel, welches nachzumachen mich förmlich gelüstete.

Drei junge Amerikaner nebst Diel und mir entschlossen uns, einen Tag vor dem Fuhrwerk zu Fuß über die Prairie nach Sutters=fort zu gehen, täuschten uns aber so in der Entfernung und bezüglich des Weges, daß wir beinahe vor Durst starben und mit den Händen an feucht scheinenden Stellen Löcher gruben, um Wasser zu bekommen. Ich mußte hier wieder den richtigen Instinkt der Tiere bewundern, denn ich fand eine Stelle, wo jedenfalls ein Prairiewolf den „Wasserschmecker“ gemacht hatte. Hier grub ich mit den Händen ohne Werkzeug ein tiefes Loch, und es kam dann wirklich etwas Wasser zum Vorschein. Diesem Funde und einigen wilden Trauben, die wir im Gebüsche entdeckten, hatten wir es zu verdanken, daß wir uns wenigstens so weit erholten, um am Abend unser mitgenommenes Stück Rindfleisch kochen zu können. Erst am Nachmittag des zweiten Tages erblickten wir nach der Ankunft auf einer kleinen Anhöhe das lang ersehnte Sutters=fort oder Neu=Helvetia.

X.

Sutters=fort oder Neu=Helvetia. Bekanntwerden mit Sutter. Sein früheres Leben. Ich werde Freiwilliger im Dienste Mexiko's.

Wir waren bald neben dem großen von Adobemauern (Pisenbau) gebauten Corals (Einzäunung, um das Vieh beisammenzuhalten) angelangt und traten durch ein Doppelthor in das Innere des forts. Oben auf dem einen Thürpfosten wehten die langen, schwarzen Haare eines Indianer=Scalps (Kopfhaut). Aus den Adobemauern zu beiden Seiten des Thores blickten die Mündungen zweier eisernen Kanonen. Innerhalb des forts, gerade gegenüber und vielleicht 50 bis 60 Fuß vom Hauptthor, stand ein großes, zweistöckiges Adobehaus, das Hauptgebäude des forts, und in der front dieses Gebäudes war auf zwei Rädern eine schöne, messingene Kanone, deren Mündung gegen die Öffnung des Thores schante. Uns lag am meisten daran, ausfindig zu machen, wo es etwas zu essen gebe. Man wies uns ein Zimmer östlich vom großen Hause an, wo wir bereits einige junge Leute fanden, welche sich als Freiwillige hatten anwerben lassen. Hier nahmen dann auch wir Quartier und hatten aus einigen großen Stücken frischen fleisches bald ein Mal bereitet. Mit Heißhunger genossen wir sodann, was Leib und Seele zusammenhält.

Wir blieben hier mehrere Tage lang, um auf die Anfunft von weiteren Freiwilligen zu warten. Thomann trafen wir hier endlich wieder, nachdem er bereits die nächste Umgebung vom fort ein wenig durchsucht hatte. Von ihm erhielt ich einen Bericht von Sutter, der günstig lautete, denn dieser hatte ihm Allerlei

von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Californien erzählt, was höchst interessant lautete. Wie mir Thomann sagte, habe Sutter auf seine Erzählungen hin, meine Person betreffend, sich vorgenommen, mich als Aufseher anzustellen, welchen Posten bis dahin ein heruntergekommener Engländer innegehabt hatte. Durch meine Unterzeichnung für den Freiwilligendienst war dies leider vereitelt. Wie oben bemerkt, ließ mir Rippstein schon mehrere Tage vorher keine Ruhe, bis ich's that.

Den Namen Capitain scheint sich Mr. Sutter selbst angeeignet zu haben, indem er behauptete, er habe schon unter dem ersten Napoleon als Hauptmann unter den Schweizertruppen gedient. Ich war sehr neugierig, unsern Landsmann kennen zu lernen, über den ich mehrere Zeitungsartikel gelesen und allerlei abenteuerliche Dinge hatte erzählen hören. Auf Thomann schien er einen angenehmen Eindruck gemacht zu haben, indem er auch seine körperliche Erscheinung als empfehlend bezeichnete. Als Letzterer sich gerade wieder entfernt hatte, trat ein Herr aus dem großen Hause und ging über den Hauptplatz. Nach Thomann's Beschreibung mußte das Capitain Sutter sein. Ich nahm mir die Freiheit, von mir aus seine Bekanntschaft zu machen, indem ich mich als den Mann vorstellte, der ihm von Thomann empfohlen worden sei. Er sagte, daß er bedaure, vernehmen zu müssen, ich sei bereits als Freiwilliger engagiert, aber ich müsse ihm versprechen, nach meiner Dienstzeit wieder zu ihm zu kommen, indem er mich als Aufseher über seine Arbeiter ausstellen werde. Mir that es natürlich sehr leid, daß ich mich von Rippstein hatte überreden lassen, aber ich konnte nichts mehr machen.

Mr. Sutter erzählte mir dann Einiges aus seiner Vergangenheit, was mich sehr interessirte, da viel Romantisches und Abenteuerliches darin vorkam, was mir damals sehr Eindruck machte.

Weil dieser Mann schon ein paar Jahre später infolge der Entdeckung des Goldes einen Weltruf — ich darf nicht sagen „weltberühmt“ wurde — bekam, so muß ich hier einschalten, was ich dann später von ihm selber und von andern Seiten über seine Abstammung erfahren habe.

Sein Vater sei ein gebürtiger Badenser gewesen und soll sich dann in Eiestal, Baselland niedergelassen haben. In Basel habe er die Kaufmannschaft erlernt und als junger Mann die Bekanntschaft einer Tochter aus Burgdorf, Fräulein Dupont, gemacht, welche einiges Vermögen hatte und die er heiratete. Er verließ aber seine Frau nebst vier Kindern schon in den 30er Jahren (1833?) und reiste nach Amerika. Wenn man ihn hierüber näher fragte, so gab er gewöhnlich zur Antwort, daß er in seinen politischen Gesinnungen zu liberal gewesen und dadurch gezwungen worden sei, seine Heimat, Frau und Kinder zu verlassen. In Westport, Missouri, habe er ein Handelsgeschäft eröffnet und Verbindungen mit Santa Fé in Neu-Mexiko gehabt, wohin er zweimal persönlich gereist sei; das zweite Mal sei er aber nicht mehr nach Westport zurückgekehrt, sondern mit einer Anzahl Personen nach Oregon gegangen.

Hier soll Sutter zufällig mit der Mannschaft eines russischen Schiffes zusammengetroffen sein, welches von Silka, im russischen Amerika kam und dorthin zurückfuhr. Als ehemaliger Capitain französischer Schweizertruppen sei er mit Achtung behandelt worden und weil dieses Schiff gleich nachher nach Honolulu auf den Sandwichs=Inseln gesegelt sei, so habe er diese Gelegenheit benützt und sei mitgefahren. Man wollte wissen, daß er dort etwa 8 Monate herrlich und in Freuden zugebracht und dann mit einer Anzahl Canakas (Ureinwohner der Sandwichs=Inseln) männlichen und weiblichen Geschlechtes nach Mazolan am Golf von Californien=Mexiko gekommen sei.

Um diese Zeit lernte Sutter, wie er mir selber erzählte, den damals von Mexiko für Californien neu ernannten Gouverneur Alvarado kennen, welcher sich einzuschiffen im Begriffe war, um seine Stelle anzutreten.

Dieser hatte die Aufgabe, die zwei großen und sehr fruchtbaren Thäler des Sacramento und des San Juquinflusses, welche noch ausschließlich von Indianern bewohnt waren, namentlich das äußerst fruchtbare Sacramentothal, so bald als möglich zu besiedeln. Sutter schien dem Alvarado, wie ich ganz gut begreifen

kann, hiezu der rechte Mann. Mexiko lieferte ihm eine Anzahl alter, leichter, eiserner Kanonen und eine kleine, messingene auf einer Lafette angebrachte, nebst mehreren alten Musketen. Als Begleiter und erste Ansiedler nahm sich Sutter seine mitgebrachten Canakas mit.

Im Anfang versah die Regierung die Ansiedler auch noch mit Lebensmitteln, sowie mit Kleinigkeiten zu Geschenken, Perlen, Zierarten, Kleidern zc. für die Indianer, um diese für die neue Ansiedlung günstig zu stimmen. Sutter sollte dann versuchen, verschiedene Personen zu bestimmen, daß sie für wenigstens zehn Jahre sich am Sacramento, Amerikasofk, Pettar-River, Bear-Creek und Nuba-River niederlassen, wogegen ihnen ein Landkomplex von 12 spanischen Leguas als Eigentum überlassen werden würde.

Sutter schiffte sich mit seinen Ureinwohnern von den Sandwichs-Inseln, mit allen ersten Bedürfnissen wohlversehen, auf mehreren Booten in San Francisco ein und fuhr durch die Bay der Ausmündung des Sacramento entgegen. Nachdem er diese nach langem Suchen endlich gefunden hatte, steuerte er flußaufwärts bis er zu einer offenen, etwas höher gelegenen, schönen Stelle kam, die ihm so gefiel, daß er sich entschloß, dort die erste Ansiedlung zu gründen. Die Entfernung von der Bay beträgt etwa 5 Meilen und liegt am linken Ufer des Flusses. Die Sacramento-Indianer waren die ersten, welche sich der Ansiedlung näherten, sie beobachteten aber die neuen Ankömmlinge nur aus respektabler Ferne und wollten die verschiedenen Zeichen zu einer Visiten-Einladung nicht verstehen.

Um das Zutrauen der Indianer zu erwerben, habe man allerlei bunte Kleinigkeiten an Stellen hingelegt, wo sie diese sehen konnten, z. B. Nastücher, Glasperlen, Zucker, bunte Bänder zc. und ihnen bedeutet, daß die kostbaren Herrlichkeiten für sie bestimmt seien.

Auf diese Weise brachte man es dann dazu, daß einige ins Lager kamen, wo man ihnen nur Freundlichkeit erwies und das nächste Mal erschien schon eine größere Zahl.

Nachdem diese Menschen genügend Zutrauen gezeigt hätten sei es dann leicht gewesen, diese gegen Bezahlung (Beschenkung) auch für Arbeiten zu verwenden und auf diese Weise überhaupt an Arbeit zu gewöhnen. Die Sacramento-Indianer, welche da wohnten, wo jetzt Sacramento-City steht und die Busheny-Indianer, welche am Zusammenfluß des Sacramento mit dem Amerikafork auf dem rechten Ufer des letzteren wohnten, seien die tödtlichsten Feinde gewesen und hätten stets Fehde miteinander gehabt. Nur der Fluß habe beiden Stämmen etwelche Sicherheit vor gegenseitigen Angriffen gewährt. Ihre Sprache war auch sehr verschieden. Diese Feindschaft sei dann auch schuld gewesen, daß wohl ein Jahr lang keine Busheny-Indianer in die Ansiedlung gekommen seien. Zuerst war die Furcht vor dem neuen Nachbar und nachher die Antipathie gegen die andern Indianer, welche man nun in der Ansiedlung etwa traf, daran schuld. Endlich sei aber doch auch dieses Hemmnis weggefallen.

Diese Indianer bildeten nun den Hauptteil von Sutters Arbeitern, wozu sich noch Weiße, meistens Abenteurer, entlaufene Matrosen, Jäger zc. gesellten und entweder die den Indianern noch nicht bekannten Arbeiten verrichteten oder sich wirklich ansiedelten.

Ich glaube, Sutter habe mir gesagt, daß es im zweiten Jahre seines dortigen Aufenthaltes gewesen sei, als er sich daran machte, ein Fort zu bauen; aber nicht am Ufer des Amerikaforks, sondern eine halbe Meile südlich davon auf einer Anhöhe neben einem tiefen Wasserloch, welches sich beim hohen Wasserstand des Flusses füllte. Die Gebäude wurden mit riesigen Sumpfbinsen gedeckt, welche ein gutes, aber sehr feuergefährliches Dach bilden und so kam es denn, daß dieses erste Fort niederbrannte. Eine zweite Baute habe er dann mit Schindeln decken lassen.

Sutter hatte sich nach und nach mit den Indianern der Umgebung auf freundschaftlichen Fuß zu stellen gewußt und die Widerspenstigen oder feindlich Gesinnten mit Hilfe der Weißen und der ihm gut gesinnten Indianer gewaltsam unterworfen oder gezüchtigt.

In den reichen Bottomländereien (Niederungen) am Amerikafort legte er große Weizenfelder an, wo er überaus reichliche Ernten erzielte. Seine Indianer exerzierte er mit seinen mitgebrachten alten Musketen zu Militär ein, als es sich bei den spanischen Californiern um den Versuch handelte, sich von Mexiko loszutrennen. Mexiko sandte Militär nach Californien und Sutter wurde aufgefordert, sich mit seinen indianischen Soldaten und etwa 20 Schützen, meistens Amerikaner und Engländer, und zwei Kanonen am Kampfe zu beteiligen, und zwar unter Anführung Sutters, was ich zwar für nicht ganz wahr halte.

Der Ausgang des Gefechtes oder wohl besser gesagt des Angriffs, sei dann die Gefangennehmung Sutters gewesen, aber man habe ihn wieder freigelassen und gezwungen, sich ins Fort zurückzuziehen. Was hier über Sutter gesagt ist, vernahm ich selbstverständlich nicht schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Sutters-Fort oder Neu-Helvetia, sondern nur nach und nach, so daß ich diesbezüglich auch nicht für absolute Wahrheit bürgen kann. Ich kehre daher zu meinen eigenen Anschauungen und Erlebnissen zurück.

Kiburz, Rippstein und Zins waren endlich mit unsern Wagen auch im Fort angekommen. Unser Vieh nebst Wagen verkauften wir an Sutter und Thomann und Rippstein hatten mit diesem bald einen Handel für Land am Fetha-River abgeschlossen und zwar für das eigene Geld, welches sie hatten, zuzüglich deren Guthaben an mich, welches an Thomann 4.30 Dollars und an Diel und Rippstein je 2.25 Dollars, also im ganzen 9 Dollars betrug. Zins schuldete an alle drei etwa 11 Dollars.

Für die Zeit meiner Abwesenheit vom Fort ließ ich meinen Koffer, der alle meine Kleider und Bücher, sowie meine Doppelflinte enthielt, zur sichern Aufbewahrung in Sutters-Fort zurück und nahm nur die Kleidung, welche ich auf dem Leibe trug, nebst zwei Hemden, Büffelpelz als Decke, ein Taschentuch, meinen floridas-Karabiner und mein Waidmesser mit. Sutter wurde also für die 9 Dollars, welche ich ihm jetzt durch den Landhandel mit Rippstein und Thomann schuldig geworden war, mehr als hin-

reichend gedeckt. Mir war dadurch viel Erleichterung verschafft, obschon die Schuld so gering war, daß Rippsteins Ängstlichkeit mich anwiderte.

Unser noch übriges Pulver und Blei theilten wir genau unter uns und somit hatten wir die Bande, welche uns über sechs Monate zusammengehalten, endlich zu Aller Zufriedenheit gelöst. Es hatten noch andere ledige Männer miteinander in einem Wagen die Reise zusammen angetreten, sich aber lange vor der Ankunft am Ziel wieder getrennt. Wir waren die Einzigen, welche trotz der verschiedenen Charaktere als Freunde von einander schieden.

Thomann zog vor, bei Sutter Beschäftigung zu nehmen und blieb daher zurück. Wir vier übrigen bezogen unser Essen von Unkel Sam, in dessen Dienste wir uns hatten anwerben lassen. Nach einigen Tagen sammelten sich noch mehr Freiwillige von den jungen, ledigen Männern der uns nachgekommenen Emigranten.

Die ersten Nächte konnte ich im Fort nicht schlafen, weil spielende Indianer einen eigentümlich widerwärtigen Lärm machten. Ich hätte damals nicht gedacht, daß ich mich in zwei Jahren so an diesen Spektakel gewöhnt haben würde, wie dies wirklich damit der Fall war.

Es hieß endlich, wir würden in den nächsten Tagen vermitteltst Sutters kleinem, zweimastigem Schooner alle miteinander nach San Francisco gebracht werden und daß wir nur noch die Ankunft einiger freiwilligen abwarten müßten.

XI.

**Erlebnisse als Freiwilliger. Drei Tage am Bord des
Kriegsschiffes. Reise nach St. José.**

Als wir uns endlich auf dem kleinen Schooner einschifften, fanden wir bald, daß die Bequemlichkeit auf demselben für uns Alle — wohl an die 30 Personen — nicht überaus groß sein könnte, allein das ließ sich eben nicht ändern und so mußte jeder von uns sich nach den Umständen fügen. Wir waren nur wenig den Fluß hinuntergeschwommen, als man schon am rechten Ufer anhielt, um eine — zwecklose — Erfrischung zu nehmen.

Anmerkung des Herausgebers: Nun beschreibt der Autor die Reise der Freiwilligen bis nach der Bay von San Francisco in einer Art, die nur für seine Familie Interesse hat und fährt dann fort:

Ist man an dieser Insel vorüber, so befindet man sich erst recht in der San Francisco-Bay und hat die Ausmündung derselben gegen das Meer bald gerade westlich neben sich. Wenn ich nicht irre, so beträgt die Distanz von dieser Insel bis nach San Francisco 6 bis 7 Meilen. Bei der Überfahrt von dieser nach dem Hafenplatz passirt man das felsige, hohe, aber im übrigen nur kleine, beinahe ganz vor der Einfahrt liegende und folglich dieselbe beherrschende Birds-Insel, wahrscheinlich so genannt, weil fast immer, aber besonders bei Nacht, eine ungeheuer große Zahl verschiedener Seevögel hier ihr Quartier nehmen.

Beinahe südlich von uns erhob sich ein ziemlich hoher, runder Hügel, hinter welchem der Hafenplatz San Francisco liegt, oder wie er damals noch genannt wurde Herba buena (Gutes Kraut); so genannt nach einem Kraut, wovon die älteren Ansiedler oft ihren Thee bereitet haben sollen. Links, wohl eine starke englische

Meile östlich vom Hafenplatz, liegt die zweitgrößte Insel der Bai, damals oft auch Herba buena oder Goat Island genannt; es scheint ein Labyrinth von mit Gestrüpp bewachsenen Felsen zu sein. Der damalige Hafenplatz war eine halbrunde Einbuchtung nach Westen in die Landzunge, welche die Bai vom Meere trennt und mochte vom Fuße des großen Hügels — Telegraph-hill — bis zu einer südlich in die Bai hinausreichenden Landzunge, die mit zwergartigen Eichen bewachsen war, kaum eine Meile entfernt sein.

Die ganze Stadt zählte damals etwa 250 Einwohner. Von Gebäulichkeiten war kaum zu sprechen, denn es mögen kaum etwa 50 verschiedene Bauwerke oder Häuser gewesen sein. In der Mitte war die Plaza, der öffentliche Platz, auf welchem ein langes, einstöckiges mit Holzziegeln gedecktes Wohnhaus stand, das von einer Gallerie umgeben war. Dies war das Stadthaus, in welchem einige Unteroffiziere nebst Marinesoldaten und Matrosen als Wache stationirt waren. Auch uns Freiwilligen wies man hier Quartier an, wo wir wie die regulären Truppen der Vereinigten Staaten unsere Rationen an Lebensmitteln erhielten. Im Hafen lag die Vereinigte Staaten Kriegsschaluppe „Portsmouth“ mit Capitain Montgomery als Kommandant vor Anker. Dies war das erste und bis dahin einzige Kriegsschiff, an dessen Bord ich kam und Gelegenheit hatte, kennen zu lernen; denn schon am zweiten Tage unserer Ankunft brachte man uns auf dasselbe. Am Bord der „Portsmouth“ befanden sich Offiziere, Mariners und Matrosen, zusammen 200 bis 250 Mann; beinahe lauter kräftige, junge, lebhafteste Leute. Die größte Reinlichkeit und Ordnung schien gehandhabt zu werden. Die Verdecke wurden jeden Morgen äußerst blank gescheuert und die Matrasen sahen aus, als ob sie alle Tage Feiertag hätten. Auf die verschiedenen Kommandos wurde zuerst vermittelst einer äußerst schrillen, Mark und Bein durchdringenden Pfeife aufmerksam gemacht und dieselben erst dann vom Oberbotsmann ausgerufen oder durch einen Marineoffizier dem Capitain oder kommandirenden Offizier überbracht.

So ein Kriegsschiff kam mir vor, wie eine kleine Welt für sich. Alles hatte seinen eigenen Platz, alles seine regelmäßige genaue Zeit; Jeder wußte genau, wohin er gehörte und was seine Pflicht war und alles schien so regelmäßig ineinander zu greifen, wie ein Uhrwerk.

Während der Capitain und die höheren Offiziere ihre Mahlzeiten in den Kajüten zu halten pflegten, nahmen die übrigen Leute ihr Essen im untern Deck in Gruppen von je sechs Mann zusammen. Dasselbe bestand aus gesalzenem Schweinefleisch, gesalzenem Rindfleisch, Reis, Bohnen, Schiffszwieback, Kaffee und Zucker und wurde von besonderen Köchen gut zubereitet, sowie in hinreichenden Quantitäten ausgeteilt. Abends wurden nach einem schrillen Pfiff und Kommando des Hochbootsmanns von sämtlichen Mannschaften die Hängematten von den Seitenbrüstungen des obersten Decks, wo diese tagsüber verpackt waren, in das untere Verdeck hinunter geholt und an starken eisernen Haken, welche an den Querbalken der Decke befestigt waren, aufgehängt. Dieser Schiffsraum hatte dadurch wie durch Zauber ein ganz anderes Aussehen erhalten, denn nun waren auf einmal hunderte von schmalen, langen, sackartigen hängenden Betten da. Wir, in allen solchen Dingen unwissenden freiwilligen hatten mit Neugierde diesem ameisenartigen Treiben zugeschaut und begriffen, daß man nun aufrecht nicht mehr durch diesen Raum gehen konnte. Droben auf dem Verdecke wirbelte die Trommel, begleitet von den lauten Tönen einer Pfeife. Der Yankeedoodle wurde gespielt und mit dem letzten Ton knallte ein Kanonenschuß, worauf sofort Alles still und ruhig wurde, wie in einer Kirche oder in einem Grab. Es war ein kolossaler Gegensatz zur vorherigen Geschäftigkeit. Nur einzelne wenige und bloß lispelnde Laute ließen sich noch da und dort hören, dann wurde es ganz still; bloß auf dem Verdeck hörte man die regelmäßigen Schritte der Wache und von Zeit zu Zeit vernahm man gewisse Schläge der Schiffsglocke nebst dem Ausrufen der Nachstunde.

Früh am nächsten Morgen wiederholte sich das ähnliche oder vielmehr ganz gleiche Getriebe, der Schuß mit der Kanone, die

Pfeife und die Trommel, wodurch aus der Stille der Nacht und Ruhe ebenfalls durch den Kommandoruf des Hochbootsmanns neues Leben entstand. Überall sprangen die Matrosen aus ihren Hängematten, kleideten sich an, wuschen sich und auf einen zweiten Pfiff und Ruf des Hochbootsmanns wurde von jedem die Hängematte von den Haken gelöst, sorgsam zusammengelegt und oben auf den Seitenbrüstungen des oberen Verdecks an der richtigen Stelle eingebunden. Alles ging ohne jegliche Störung mit erstaunlicher Genauigkeit vor sich.

Das nächste Geschäft war das Schruppen, fegen und Waschen des Verdecks, was mit großer Sorgfalt geschah und jedesmal wurde der genäßte Boden wieder sorgfältig abgetrocknet. Sobald dieses Geschäft vorüber war wurde durch schrillen Pfiff und Ausrufen des Hochbootsmanns der Mannschaft zu wissen gethan, daß das Frühstück fertig sei, worauf Alle mit Ausnahme der Wachhabenden sich durch die Luke hinab in das Zwischendeck begaben, um ihr Morgenessen einzunehmen. Wir Freiwillige erhielten die Mahlzeiten ganz gleich wie die Seeleute, nur blieben wir von der Arbeit frei. Keiner von uns erlaubte sich besondere Freiheiten außer James Savage, welcher durch seine sonderbaren, theils drolligen, theils unverschämten Spässe bald die allgemeine Aufmerksamkeit der Seeleute auf sich zog, sie zum Lachen brachte und so eine Art Löwe wurde, bis man ihm zu verstehen gab, daß auch er nicht gegen die Schiffsregeln handeln dürfe, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten zuziehen wolle.

Ich glaube, es sei an einem Vormittag gewesen, als die Mannschaft zum Grog gerufen wurde, worauf sich Alle sofort einfanden und woran auch wir teilnehmen durften. Das Wort Grogg war für mich neu und ich war begierig, das Ding kennen zu lernen. Einer der niedern Offiziere, Proviant- oder Quartiermeister, erschien mit einer großen, kühfernen Kanne und theilte in ebenfalls kühfernen Becherchen der Reihe nach jedem Mann eines dieser kleinen Gefäße voll Flüssigkeit zu, welche der Betreffende gewöhnlich auf einmal in sich aufnahm und dann das Gefäß zurückreichte. Als die Schiffsmannschaft bedient war und die Reihe

an uns kam, war ich der erste, dem dieses mir unbekannte Naß dargeboten wurde und da ich die Begierde einzelner nach diesem Göttertrank, wie ich wähnte, beobachtet hatte, so stellte ich mir etwas absonderlich Gutes vor. Als ich aber das Gefäßchen zu meinem Munde brachte, kam mir ein Geruch in die Nase, der mich vorsichtig machte. Gleichwohl kostete ich ein wenig davon und überzeugte mich, daß es nichts als ganz gemeiner Schnaps war. Ich konnte nicht weiter trinken, nahm aber wahr, daß mir mehrere Matrosen deuteten, ich solle meinen Teil ihnen überlassen. Ich gab den Rest aber mit Dank an den Geber zurück. Dies war mein erster und letzter Grog, den ich getrunken habe.

Die Matrosen beschäftigten sich in der Zwischenzeit mit allerlei Arbeiten, flicken ihrer Kleider, trieben Holzschmiederei, oder lasen Seeromane, sangen, spielten Flöten zc. Die Mannschaft sah gut aus und schien aus Amerikanern zu bestehen, ein Matrose war Indianer.

Unser Shoshawnee = Indianer, welcher von Neugierde getrieben sich den Emigranten angeschlossen hatte und mit uns bis hieher gekommen war, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit der Schiffsmannschaft. Da der arme Kerl nur überaus notdürftig gekleidet und mit Ausnahme von einem Bogen und einigen Pfeilen auch unbewaffnet war, wurde er bemitleidet und man kam auf den glücklichen Gedanken, daß man ihn kleiden und bewaffnen sollte, da er doch im Dienste der Vereinigten Staaten sei. Gesagt, gethan. Er bekam Hosen, Weste, einen dicken Matrosenrock, Hut, Schuhe zc. und wurde nun seines Indianerkostüms, das aus ein paar Lumpen bestand, entledigt, so daß Mr. Shoshawnee ein ganz ordentliches Aussehen bekam und sich selbst kaum mehr recht zu kennen schien. Auch eine alte Büchse mit Pulver, Kugeln und Zündkapseln brachte man ihm und lehrte ihn diese laden und handhaben.

Die Portsmouth war gut bewaffnet, sie führte 18 Kanonen, wovon die meisten 32pfünder, einige aber 64pfünder waren. Jede war vor einer Schußpforte auf einer Laffette mit starken Seilen befestigt, ein paar Kugelpyramiden waren auf dem Ver-

deck in Bereitschaft. An den Seiten und um die Masten herum waren an verschiedenen Stellen Enterhaken und Piken, sowie die sogenannten Cutlasses (ein kurzes, gerades, doppelschneidiges Schwert) regelrecht angebracht und bequem zum Gebrauch bei der Hand. Die Masten waren alle sehr hoch und Alles in bestem Zustande.

Wir blieben drei Tage an Bord des Kriegsschiffes, dann brachte man uns wieder ins Stadthaus zurück.

Troßdem wir zirka acht Tage in San Francisco blieben, kamen wir nicht über seine damaligen Stadtgrenzen hinaus. Vielleicht war's, weil man sich vor den Spaniern nicht sicher glaubte.

Während nach Nordwesten das damalige San Francisco von ziemlich hohen Hügeln umgeben war, grenzten an dessen südliche Seite einige Sandhügel, durch welche sich kleinere Thälchen zogen, die fruchtbares Gartenland enthielten. Ein großer Teil dieser Gegend war mit dichtem, zwerghaften, theils immergrünen Buschwerk und Eichen bedeckt, was passende Schlupfwinkel für Wölfe und Panther bildete, deren Geheul man ganz nahe der menschlichen Wohnungen hörte.

Endlich sollten wir diesen Platz verlassen. Eine schöne Nordwestluft wehte und durfte nicht unbenußt gelassen werden. In zwei großen zur Portsmouth gehörigen Vollen wurden wir eingeschifft. Auf jeder derselben waren mehrere Seeleute als Ruderer und Segler mitgegeben und das Ganze stand unter dem Kommando eines Seekadetten. Da der Wind frisch anhielt, so machten wir recht schöne Fortschritte durch die Bay südwärts und kamen am Abend zu einem zweimastigen Schooner, wo wir ein Abendessen bereit fanden und uns bald schlafen legten.

Einige Matrosen hatten sich während der Nacht betrunken und wurden dafür jeder mit 12 Hieben auf den bloßen Rücken bestraft.

Hier blieben die Seeleute zurück und wir mußten den Weg zu Fuß fortsetzen bis nach Pueblo de San José, wo wir bereits eine Anzahl Emigranten, meistens frisch angeworbene Freiwillige trafen. Unter den Anwesenden befand sich unser Mr. Hastings, der

Mann, welcher uns den vermeintlich kürzeren Weg vom Marys-River aus zeigte. Diesen beabsichtigten wir, zu unserm Capitain zu wählen, wenn er sich auch damals betreffend des Weges geirrt hatte. In San José blieben wir mehrere Tage, damit sich noch mehr Leute anschließen konnten, denn erst jetzt durften wir uns recht als in Feindesland betrachten.

Mir kam es übrigens sonderbar vor, daß ich diese mir fremden Leute, welche mir niemals ein Unrecht gethan hatten, als Feinde betrachten sollte. San José mochte damals zweimal so viel Einwohner zählen als San Francisco und hatte ein entschieden spanisches Aussehen. Die Häuser waren alle aus Adobe mit Holzziegeldächern; die Fensteröffnungen ohne Fenster, einige mit eisernem Gitterwerk versehen. Sogenannte Verandas befanden sich an der Hauptfront. Hinter einzelnen der bessern Häuser gab es Obstgärten, wo die sogenannten Missouriyrebren, Feigen, Oliven, Quitten, Birnen und Äpfel gediehen, deren Zeit aber vorüber war. Ziemlich allein auf freiem Platze stand die einfache Kirche aus Adobe gebaut. Unweit von hier im Küstengebirge wurden vor einigen Jahren die reichen Mameda-Quecksilberminen entdeckt.

Die reinen, alten, spanischen Ansiedler von Californien sind im Ganzen ein schöner Menschenschlag, große, schlankgewachsene Leute mit aufrechter, stolzer Haltung, meistens mit dunkler Gesichtsfarbe und schwarzen, lockigen Haaren. Der Spanier fühlt sich am stolzesten auf einem feurigen Pferde, welches er mit einem schönen Zaum und Sattel ausgestattet hat.

Seine eigene Bekleidung besteht aus, von unten bis zu den Knien geschlitzten, mit Sammet besetzten Tuchhosen, welche, soweit sie offen sind, mit silbernen Knöpfen versehen werden. Der Körper wird über die Hüften mit einer langen, hellroten Schlinge oder Binde umschlungen, so daß die beiden befransten Enden von der einen Seite herabhängen. Unter den aufgeschlitzten Hosen sollen ein Paar feine, womöglich reinweiße Unterhosen hervorblicken. An seinen niedlichen, kleinen Füßen trägt er zierliche Schuhe aus weichem, feinem Leder. Sein Hemd ist meistens zierlich;

gearbeitet und von makelloser Reinheit. Ein seidenes Halstuch ziert seinen Nacken und eine feine, blautuchene, mit schwarzem Sammet garnirte Joppe mit erhabenen, silbernen Knöpfen macht die Bekleidung seines Oberkörpers aus. Auf dem Kopfe trägt er stolz einen hohen, breitrandigen, feinen Pelzhut, gewöhnlich ein wenig nach vornhin und seitwärts geneigt, der ihm fast zu klein zu sein scheint, aber durch ein Sturmband bis unter das Kinn fest auf dem Kopf gehalten wird. Nun braucht er zu seiner Ausrüstung in der Kleidung noch einen Mantel, nämlich eine mit einem Loch versehene Decke, durch die er sein Haupt stecken kann und womit seine Schultern, der Rücken und die Front bedeckt werden, seine Arme aber frei bleiben.

Solche Decken werden oft von feinem Tuch bereitet und mit feinem Sammet garnirt.

Will er nun eine Reittour machen, so werden seine Absätze an den Schuhen mit reich gearbeiteten, großrädri gen und mit Klingler versehenen, silbernen Sporen angethan, seine Glieder vom Knie abwärts mit zierlich gearbeiteten Leggings umschlungen.

Ein derartig ausgerüsteter Cavallero, wie jeder fein gekleideter Mann genannt wird, verfügt gewöhnlich auch über mehrere schöne, mutige Renner, welche er mit viel Grazie und großer Leichtigkeit besteigt. Sitzt er einmal zu Pferd, mit seiner nie fehlenden Cigarre oder Cigarette im stolzen Munde, dann läßt er seinen stolzen, feurigen Renner zuerst allerlei Sprünge hin und her machen, grüßt nach allen Seiten höflich und graziös, besonders gegen die schönen Senoritas, berührt endlich mit seinen Sporen die Flanken seines Pferdes und hinweg fliegt er, wozu die Klingeln der Sporen den Takt machen, sein Surrepe aber hoch hinten in den Lüften weht. Solche Schauspiele gereichten mir, so oft ich sie sah, zu vielem Vergnügen.

Wir wählten endlich unsern Capitain, natürlich in der Person des Mr. Hastings, und Lieutenant wurde ein schlanker, feiner Amerikaner, der aber vom Exercieren nichts verstand. Eingedenk des Wortes, man müsse den bösen Hunden das Brod ins Maul werfen, schlug ich den Savage als Lieutenant vor.

Unser Aufenthalt in San José dauerte so lange, bis wir alle mit Pferden, Sätteln und Zäumen hinreichend versehen waren. Eines Tages sattelten mehrere unserer Leute ihre Pferde, unter ihnen auch Savage in der Meinung, man wolle nur einen Ausflug unternehmen, um die Umgebung zu besichtigen. Ich wollte mich auch anschließen und war dazu beinahe fertig. Als ich mich erkundigte, wohin wir denn eigentlich reiten wollten, so erhielt ich von Savage zur Antwort: „Jrgendwohin, wo es Pferde, Sättel, Zäume, Sporen und dergleichen gibt.“ „Also auf eine Diebstour?“ fragte ich. „Jawohl, wir holen uns, was wir brauchen!“ war die Antwort. „Nun dann mache ich nicht mit, denn ich habe mich nicht anwerben lassen, um zu stehlen.“ Man lachte über mich. Ich war ihnen natürlich nicht der rechte Mann. Sie ließen mich willig zurück und ich blieb auch ebenso willig, als sie mich ließen.

Nachdem die Offiziere unserer Kompagnie, welche etwa 70 Mann stark war, gewählt waren, wurde beschlossen, daß nachts Wachen neben dem Haus aufgestellt werden müßten, in dem wir uns versammelt hatten und man wählte mich, um den allerersten Wachtdienst zu übernehmen. Ein Paßwort gab man mir nicht, was schon in der ersten Nacht zu einem Unglück hätte Veranlassung geben können, da ich sicher den scharf geladenen Karabiner auf einige abgeschossen hätte, die mir auf zweimalige Anfrage: „Wer kommt?“ gar keine Antwort gaben, bis sie meine Bewegung zum Zielen und Abdrücken wahrnahmen.

Zu unserm Indianer (Shoshawnee) gesellten sich hier noch zwei aus seinem Stamme, ich glaube Vater und Sohn. Sie schienen über die unerwartete Begegnung sehr erfreut zu sein und unterhielten sich, besonders am Abend, beim Schlafengehen auf ihre eigentümliche halblaute, flüsternde Art miteinander, so daß die meisten unserer Leute, durch diese ungewohnten Laute gestört, nicht schlafen konnten und unseren Alliierten oft zuriefen, endlich einmal stille zu sein.

Da die Indianer aber noch zu wenig englisch verstanden, so bekümmerten sie sich nicht um diese Warnung und mehrere

waren auf dem Punkt, sie durchzuprügeln, bis ich aufstand, mich zu ihnen herant begab und ihnen durch Zeichen endlich die nötige Warnung zustellen konnte, worauf sie schwiegen und die andern bald schlafen konnten.

Noch ehe wir San José verließen, hätte unser Shoshawnee beinahe ein kleines Abenteuer erlebt. Er hatte sich den Ort ein wenig ansehen wollen und sich zu diesem Zweck allein etwas davon entfernt. Seine Kleidung ließ ihn von den Einwohnern sogleich als einen der unsrigen erkennen und wenn ich seine Zeichen recht verstanden habe, so wollte man ihm den Matrosenwamms nehmen und hatte ihm einige Knöpfe daran abgerissen oder abgeschnitten. Ich bedeutete ihm, daß er sich allein nie mehr entfernen solle, weil wir mit diesen Leuten im Kriege seien, suchte ihm auch verständlich zu machen, daß diese Feinde ausgezeichnete Reiter seien &c. Der Indianer war über diese Mitteilung sehr erregt und zwar weil, wie es mir schien, er von seiner Heimat aus auch einiges von dieser Kunst verstand und Freude daran hatte, sie gelegentlich ausüben zu können.

Ich fühlte mich seit einigen Tagen nicht ganz wohl und empfand eine gewisse Mattigkeit in meinen Gliedern, hatte auch Kopfschmerz und leichtes Frösteln, so daß mir bange war, ich könnte wirklich krank werden. Dies teilte ich dem Capitain Mr. Hastings mit, aber er gab mir kein rechtes Gehör. Nun besorgte ich, man könnte mich als Heuchler oder Simulant betrachten, weshalb ich mein Pferd sattelte, am Sattel meinen Bündel mit einigen Hemden, dem Rasierzeug und mein Nastuch befestigte. Über den Sattel legte ich meinen Büffelpelz, weil er mir auch ferner als Bett dienen sollte. Mein Pferd war ein folgsames Tier, dem das Einfangen anderer Tiere nicht fremd zu sein schien. Mein Sattel war stark aber einfach, auch Zaum und Halfter fehlten nicht, nur Sporen hatte ich nicht, was bei der Vortrefflichkeit meines Pferdes auch nicht geradezu nötig war.

XII.

Reise der Freiwilligen bis Monterey, wo ich im Spital krank zurückbleiben muß. Die zwölfschwänzige Katze.

In einem schönen Nachmittag — es war im November 1846 — waren wir endlich zum Weitermarsche fertig. Der Befehl zum Aufsitzen war gegeben und in doppelten Gliedern, Rippstein und ich nebeneinander, verließ unser Zug San José. Wir machten an diesem Nachmittag nur etwa 12 Meilen, dann hielten wir in der Nähe eines Rancho, um zu lagern. Der Ranchero hatte bald ein Stück Vieh geschlachtet, dessen Fleisch an den vielen Feuern gebraten wurde. Das Haus lag an der westlichen Seite am Fuß einer Anhöhe, wo ich den ersten Weinberg in Californien zu sehen bekam. Die Rebstöcke waren weder an Spalieren noch an Pfählen befestigt, sondern standen für sich allein da, wie kleine Bäumchen. Hier traf ein gewisser Capitain Weber zu uns, welcher etliche zwanzig Mann befehligte, jedoch nur zwei Mann bei sich hatte. Er wollte den Mr. Hastings überreden, daß man sich an einen gewissen Fremont anschliesse, der ein tüchtiger Krieger sei, wozu man sich endlich auch entschloß.

Mein Kopfschmerz und die kalten Schauerfröste wiederholten sich diesen Abend, meine Eßlust wurde geringer und ich konnte nicht schlafen. Am Morgen fühlte ich mich nicht besser und nur mit Not konnte ich die Weiterreise mitmachen. Am Abend lagerten wir an einer schönen Wasserquelle, am östlichen Fuße des Küstengebirges, in der Nähe eines verlassenen Hauses. Mein Zustand hatte sich während des Tages verschlimmert und ich trank nur noch etwas leichten Thee. Die Nacht durch hatte ich gefiebert und nie geschlafen und am Morgen fühlte ich mich sehr matt

und angegriffen. Nach dem Ausbruch behielt ich noch meinen Platz neben Rippstein. Am Nachmittag wurden zu unserer Rechten in einiger Entfernung einige Ranchos sichtbar. Dort gäbe es gewiß einige Pferde, Sättel, Zäume und Sporen zu holen, hieß es und Jim Savage's Augen glänzten vor Begierde.

Capitain Hastings mochte wohl gedacht haben, daß eine kleine Vermehrung dieser Artikel nichts schaden könnte und ging gern darauf ein, sechs Mann auf diese Annegionstour zu schicken. Unter den Begeisterten, welche diesen Streifzug mitmachen durften, befand sich natürlich Savage, der bei derartigen Raubzügen nicht fehlen durfte und dabei ein besonderes Aufspürgenie entwickelte. Aber auch mir wurde die Ehre zu Theil, diesen Raubzug mitmachen zu dürfen. Ich war, wie es sich zeigte, von diesen sechs Auserlesenen der einzige, welcher keinen Geschmack an dieser Auszeichnung finden konnte und frug unsern Capitain, ob er uns Geld mitgeben werde, um die zu holenden Pferde, Sättel, Zäume, Halftern und Sporen zu bezahlen, was er verneinte und mich erstaunt ansah, wobei die übrigen, besonders Savage, in helles Lachen ausbrachen. „Nun, dann sollen wir also diese Gegenstände den Leuten stehen. Ich habe mich wohl als freiwilliger anwerben lassen, um nötigenfalls mit den spanischen Einwohnern zu kämpfen, aber daß ich sie bestehlen helfen sollte, dazu hätte ich mich nie einschreiben lassen!“

Der Capitain, welcher jetzt sah, daß er mir mit seiner Wahl einen schlechten Dienst geleistet hatte, erwiderte, daß ich nicht gezwungen sein solle, mitzumachen, wenn ich es nicht gern thue und ein Anderer nahm gern den von mir abgelehnten Auftrag an.

Bei unserem Vorrücken erblickten wir bald auf einer etwas erhöhten Ebene die massiven Gebäulichkeiten der Mission San Juan, auf welche wir jetzt zuritten und die wir bald erreichten.

Gar gerne hätte ich die Gebäulichkeiten und die umliegenden Obst- und fruchtgärten näher betrachtet, allein ich fühlte mich zu elend und bedrückt.

Die sechs Männer hatten sich uns wieder angeschlossen und natürlich einige Beute gemacht. Savage glaubte sich besonders

als Held der Expedition rühmen zu müssen. Er erzählte, wie er einer alten Frau ein Paar schöne Sporen und Zäume unter den Kleidern hervorgekommen habe, die sie da verborgen gehalten, bis er gemerkt habe, daß da etwas Rechtes zu finden sei.

Die meisten unserer Leute schliefen im Freien, ich hingegen lagerte in meiner Büffelhaut in einem geräumigen Zimmer nicht weit von der Kirche, essen konnte ich nicht, nur etwas Thee hatte ich getrunken. Kalte Schauer wechselten fortwährend mit großer Fieberhitze. Der Schmerz im Kopfe und Rücken nahm immer noch zu, dabei träumte ich allerlei unsinniges Zeug und als beste Beigabe wurde ich noch von einer Armee hungriger Flöhe gequält. Nach einer langen, fast nicht endenwollenden miserablen Nacht, brach endlich der neue Tag an.

Unsere Leute waren bereits am Bereiten des Frühstücks und machten sich in fröhlicher Emsigkeit zur Abreise bereit. Nur ich konnte mich kaum von meinem Lager erheben, so daß ich wünschte, man möchte mich hier zurücklassen. Mr. Hastings meinte aber, man würde mich hier morden, sobald sie weggezogen wären. Nachdem alles marschbereit war, wurde dem Capitain von einem Missionär die Mitteilung gemacht, daß letzte Nacht Jemand in der Kirche einige silberne und goldene Gefäße entwendet habe. Natürlich hatte man uns Freiwillige im Verdacht und es sollte mich gar nicht wundern, wenn der famose Jim Savage der Thäter gewesen wäre. Hastings hielt eine Rede, in welcher er die That verdammt, aber das war Alles.

Das Kommandowort zum Abmarsch wurde nun gegeben und ich nahm wieder meine Stelle neben Rippstein ein, konnte mich aber vor Schmerz kaum halten.

Als wir Nachmittags in die Salinsebene hinab gelangt waren, konnte ich es nicht mehr länger aushalten. Ich verließ meinen Platz, stieg ab und legte mich auf den trockenen Boden.

Capitain Hastings, welcher bei den losen, hinter der Compagnie hergetriebenen Pferden geblieben war, die von sechs Freiwilligen getrieben wurden, war bald an meiner Seite und wollte

nicht leiden, daß ich hier bleibe. Ich hatte allerdings schon vorher erfahren, auf welcher abscheulichen Weise die Spanier Einzelne, die ihnen in die Hände gefallen, zu Tode gemartert hatten und ich stieg mit großer Anstrengung wieder zu Pferd. Nun ritt ich etwas langsam vorwärts und hörte das immer näher kommende Getrampel der Hunderte loser Pferde hinter mir, sowie die Zurufe der Treiber, die ich aber nicht verstand, weshalb ich glaubte, man rufe mir, daß ich Platz machen solle, was mich veranlaßte, mehr seitwärts zu reiten. Als ich schnalzte, war mein Pferd in einen leichten Galopp gegangen, jetzt aber, da gerade in diesem Augenblick eine Anzahl des halbwildes californischen Viehs nicht weit von mir die Straße in schnellem Laufe kreuzte, glaubte das Pferd wahrscheinlich, daß ich eines dieser Thiere einfangen wolle, denn kaum hatte es das Schnalzen vernommen, so sprang es in mächtigen Sätzen hinter dem Vieh her und brachte mich bald genug ganz nahe einer Kuh. Ich hatte am Morgen leider meinen guten Zaum einem jungen Manne geliehen, der ein unlenkbares Pferd ritt und für mich nur eine Halfter genommen. Jetzt aber, da es hinter diesem Vieh her rannte, waren meine Kräfte nicht hinreichend, das an solche Verfolgungen gewöhnte Thier zurückzuhalten. Meine Kappe war mir bald vom Kopfe geflogen, meinen Karabiner hatte ich absichtlich fallen gelassen, meine Büffelhaut hatte sich losgelöst und fiel vom Pferd, ohne daß ich mir die Stelle gemerkt hatte. Mein kleiner Bündel mit den Habseligkeiten hing auf der rechten Seite des Pferdes hinunter und machte alle erdenklichen Schwingungen. Mein Rücken schmerzte mich so, daß ich im Begriffe war vom Pferd zu springen, aber ich riskirte damit bloß, ein Glied zu brechen, anstatt wie ich damals gewünscht hätte, tot zu bleiben. Da ich auch aus den Bügeln gekommen war, so mußte ich, wie ein kleiner Knabe, mich am Sattelknopf halten. Das Pferd blieb erst stehen, als er seine Aufgabe gelöst zu haben glaubte, indem endlich eine Kuh vor Mattigkeit nicht mehr weiter rennen konnte. Dieser unfreiwillige Ritt ging so lange, daß ich von unserer Compagnie nur noch den Nachtrab, die losen Pferde mit den

Treibern sah und sie endlich einholte. Man verhöhnte mich auf die lächerlichste Weise, bis die Leute sahen, daß ich krank sei. Einer hatte meine Kappe aufgehoben und ein Anderer meinen Karabiner, aber der Büffelmantel war fort.

Als ich endlich bei den Andern im Lager ankam, war es Nacht und ich wäre am liebsten sofort ins Bett gegangen, aber dieses war ja verloren. Rippstein hatte mir dann seine Wolldecke angeboten, die ich dankbar annahm; schlafen konnte ich natürlich nicht.

Am andern Tag war unser nächstes Ziel Monterey. Ich wußte, daß es mir nicht möglich sein werde, mit den Andern gleichen Schritt zu halten, durchschritt jedoch mit ihnen noch den Fluß, aber traben konnte ich nachher nicht mehr. Daß man mich, den Kranken, so einsam zurückließ, erbitterte mich über die ganze Compagnie und besonders über Rippstein und Diel.

Damit es mir ja nicht in den Sinn komme, mich bei einem Überfall zu verteidigen schloß ich, nachdem mich Alles verlassen hatte, die Ladung aus meinem Karabiner. Als ich mehr denn eine Stunde später wie die andern im Lager von Monterey ankam, waren Rippstein und Diel die ersten, welche mir entgegen kamen und unter Lächeln nach dem Befinden fragten. „Geht mir aus den Augen! Ihr, die Ihr meine Kameraden sein wollt, mit mir in demselben Wagen über die Felsengebirge gekommen seid, konntet zugeben, daß ich krank im Feindesland allein zurück gelassen wurde, ohne einen Versuch zu machen, mich zu schützen, Ihr seid saubere Freunde, von welchen ich nichts mehr wissen will.“ Ich ritt an ihnen vorüber einigen Amerikanern zu, die mir aus dem Sattel halfen und sie breiteten zwischen Sätteln, Säunen, Laffos u. dgl. ihre Wolldecken aus, worauf ich mich hinlegte. Ich war kaum einige Minuten dagelegen, als ich eine bekannte Stimme meinen Namen aussprechen und sich nach mir erkundigen hörte. Where is Henry? I heard he is sick, that he had just arrived and must be somewhere about here! Es war der alte gute Barben, Kiburz's Schwiegervater. Ich hatte ihn wohl gesehen, aber fühlte mich zu schwach, um ihm zu sagen,

wo ich sei. Dieser gute, alte Freund sorgte dann dafür, daß ich in den Spital gebracht wurde.

Hier müssen wir den Faden der eigenen direkten Erzählung für ein-
weilen unterbrechen, weil Einhard ernstlich krank war und längere Zeit im
Spital bleiben mußte. Aus jener Zeit will ich nun diejenigen Stellen aus
demselben wörtlich wiedergeben, welche allgemeines Interesse haben oder zur
Illustration dienen.

Der Herausgeber.

Zwischen den Spaniern und den Freiwilligen kam es nicht
mehr zu einem ernstem Gefecht und eines Tages hieß es, der
Friede sei geschlossen und die Freiwilligen wurden unerwartet
entlassen.

Aus jener Spital- und Erholungszeit in Monterey sagt der
Autor: „Einen Gebrauch oder eine Sitte sah ich hier, die mir
neu war und wohl nur den Spaniern oder Californiern eigen
sein möchte und diese bestand darin, daß man der Frauensperson,
welche man z. B. an einem Ball oder bei einer anderen Tanz-
belustigung besonders ehren wollte, ein frischtes Hühnerei auf dem
Kopf zerbrach und das Weiße auf demselben ein wenig ausein-
anderstrich, dann eine Hand voll feinen verschnittenen Goldblattes
darüber ausstreute, wodurch die Haare ganz damit bedeckt wur-
den. Die betreffende Schöne war auf diese Auszeichnung nicht
wenig stolz.“

An einer anderen Stelle sagt das Original-Manuskript:

„Während der Abwesenheit des Capitäns Madder mit seiner
kleinen Schaar passirte nichts in Monterey, was von besonderem
Interesse gewesen wäre, außer daß im Hafen das amerikanische
Transportschiff „Independance“ und ein Paar kleinere Segel-
fahrzeuge anlangten, wovon eines die Kriegsschaluppe „Dale“
war. Es hieß, daß die Ankunft dieser Schiffe den alten An-
siedlern nicht besonders gefallen habe, denn dadurch wurden na-
türlich die Vereinigten Staaten-Kräfte vermehrt und vermittelst
deren Kanonen hätte das Städtchen leicht zusammengeschossen
werden können, wenn sie sich unterstanden haben würden, die
kleine Garnison zu überrumpeln. Wir drei zurückgelassene Frei-
willigen hatten während dessen gute Zeiten, denn Kochen und
Essen war unsere Hauptbeschäftigung.“

Wir hatten natürlich genügend Zeit das Wesen und Treiben der zurückgebliebenen Kriegsmannschaft näher kennen zu lernen und so viel sah ich bald ein, daß mir dieses Leben nichts weniger als gefallen würde. Die Matrosen, wie die Marinesoldaten bestanden aus ganz verschiedenen Nationalitäten: Amerikaner, Engländer, Irländer, Deutsche, Dänen und dergleichen. Die Offiziere waren aber so viel ich glaube nur Amerikaner. Natürlich standen die Leute unter gewissen strikten Regeln, welche genau befolgt werden mußten. Wurden diese übertreten, z. B. durch Ungehorsam gegen die Vorgesetzten, zu viel trinken u., so wurden die Fehlbaren sogleich eingesperrt und erhielten mit der sogenannten Kage oder Neunschwanz (Cat or Ninetail) 12 kräftige Hiebe auf den nackten Rücken. Diese Kage war ein Schiffsgewehr von neun dünnen Stricken an einer etwa fußlangen, hölzernen Handhabe. Der Delinquent wurde dann in ein besonderes Zimmer gebracht, seiner Kleider oben bis auf die Hälfte entblößt, an seinen Händen mit dem Gesicht gegen die Mauer aufgezogen, so daß er mit seinen Füßen den Boden kaum noch recht berührte. Der Pfeifer, welcher gewöhnlich als Vollstrecker verwendet wurde, war ein schlanker, junger Kerl von etwa 25 Jahren. Dieser zog dann seinen Rock aus, nahm seine Stellung ein, ein paar Schritte hinter dem Delinquenten, hob die Kage rückwärts und machte damit einige Schwingungen durch die Luft um dadurch mehr an Kraft und Wirkung zu gewinnen, dann applizierte er, einen Schritt nach vorne nehmend, die neun Stricke durch die Lüfte tausend auf des Verbrechers nackten Rücken.

Ich erinnere mich, nie einen Matrosen schreien gehört zu haben, wie heftig ihm auch die 12 Hiebe vom Pfeifer aufgemessen wurden, denn sie schämten sich, einen Laut von sich zu geben und verbissen die Schmerzen, mochten diese noch so heftig sein.

Die Marinesoldaten schrien aber schon beim dritten oder vierten Hieb gewaltig auf, so daß es abscheulich war, sie hören zu müssen. Für diese Schreierei wurden sie dann nachträglich von den Matrosen noch recht ausgelacht und verhöhnt. Sie

würden, meinten diese Letztern, es den Offizieren nicht zum Gefallen thun, ein solches Geheul zu machen, worüber diese sich noch freuen würden.

Ich anerkenne, daß es notwendig ist, diese zusammengewürfelten Mannschaften unter strenger Zucht zu halten, aber ich glaube doch, daß mancher auf diese Art gezüchtigt wurde, der es nicht verdient hatte, je nachdem der Offizier disponirt war.

Einmal sollte ein Matrose seine 12 Hiebe erhalten, weil er am vorhergehenden Abend etwas angetrunken nach Hause kam. Da aber der Pfeifer nicht anwesend war, wurde von dem kommandirenden Lieutenant ein alter Matrose, der Unteroffiziersstelle vertrat, zu diesem Zweck herausbeordert. Der Matrose behauptete, daß er nicht hiezu verpflichtet sei und daß es schon seines Alters, Amtes und langjährigen Dienstes wegen nicht von ihm verlangt werden sollte. Allein der Lieutenant bestand darauf und erklärte ihm, daß er selber 12 Hiebe bekomme, wenn er den Befehl nicht sofort ausführe. Da der Matrose sich nun gezwungen sah, ging er murrend daran, seinem Genossen die verschriebenen 12 Hiebe zu applizieren, aber so sanft, daß der Lieutenant immer rief: Härter, härter! Allein der Alte that, als ob er nichts höre und warf dann die Kasse brummend auf den Boden. Der Gezüchtigte meinte nachher: „Wenn ich wüßte, daß ich keine strengere Strafe zu gewärtigen hätte, so würde ich sogleich hingehen und mich nochmals betrinken.“

Man sollte glauben ein öffentliches Auspeitschen sollte einen tiefen Eindruck auf Jeden hinterlassen. Allein mir schien, daß die Betreffenden nur davon abgestumpft und gleichgültiger wurden; denn ich hörte mehrere sich damit brüsten, sie hätten, seit sie an Bord wären, so und so viel Mal die Kasse bekommen.

XIII.

**Aus meiner Reise von Monterey nach Sutters-Fort
zurück, nach der Abdankung der Freiwilligen.**

Das Schwierigste der Rückreise von Monterey nach Neu-Helvetia war die Partie von der Ausmündung des Sacramento dem Flusse nach aufwärts. Als Reisegefährten hatte ich einen gewissen Mr. Dawel und einen Indianer.

Leider reichte der tiefe mit Wasser bedeckte Schilfsumpf gar oft bis an den Wald heran. Dann kamen aus demselben wieder mehr und weniger breite und tiefe Wasserläufe, wo das Wasser aus diesen überfüllten Sümpfen angefangen hatte, im schnelleren Abfluß in den im Fallen begriffenen Sacramento zurückzufließen. An solchen Stellen gab es immer einigen Aufenthalt. Wir mußten ausfindig zu machen suchen, ob man da durchkommen könne, ohne durch zu große Tiefen gehindert zu werden. Wir hatten mehrere solche natürliche Kanäle zu durchgehen, wo das kalte Wasser uns oft bis zu den Hüften und sogar bis unter die Arme reichte. Mr. Dawel fand jeden Augenblick, wie er meinte, eine Stelle, wo man gut lagern könnte, ich wollte jedoch noch nichts davon wissen. Wir hatten bis dahin noch keine Raubthiere gesehen, einige Prairiewölfe ausgenommen, so wie einige Stinkfägen. Antilopen und besonders Hirsche hatten wir öfters aufgescheucht, sogar einmal auf einer offenen grasigen Stelle sechs bis acht Stück.

Bald kamen wir zu einem Ablauf, wo das Wasser zu tief war, um es durchwaten zu können. An solchen Stellen sahen wir uns um, ob wir nicht dicht neben dem Abfluß irgend einen breitastigen Baum entdecken könnten, dessen Äste bis hinüber auf die andere Seite des Kanals reichten. Und da es meistens an

solchen Bäumen nicht fehlte, so gelang es uns über Erwarten gut, solche zu erklettern und über deren lange Äste hinaus so weit auf die andere Uferseite zu kommen, daß wir mit einem kleinen oder größern Sprung trockenen Boden erreichten. Das Sinken der Äste durch unser Gewicht half dabei wesentlich mit, so daß wir oft bloß den Ast loszulassen brauchten. Es mochte bald Mittagszeit gewesen sein, als wir wieder mitten im Walde zu einem tiefen und breiten Ablauf gekommen waren. Einige Zeit lang war ich der Vorderste gewesen und blieb jetzt stehen, da eben neben mir ein sehr breitaftiger Wachholderbaum dicht am Ufer stand und in denselben hinein ein langer, beinahe rindenloser Sicamora gefallen war, der nun eine Art Steg bildete, um leicht auf den Baum zu gelangen. Ohne mich lange zu besinnen, benutzte ich diese Naturbrücke und balancirte auf einem der dicksten und längsten Äste in einer Höhe von 10 bis 12 Fuß über dem Boden so weit hinüber, bis sich der Ast möglichst senkte und ich so von Ast zu Ast hinuntersteigen und endlich mit einem kleinen Sprung auf festem jenseitigen Ufergrund war. Ich hatte, als ich oben war, auf einem nahe stehenden Sicamorebaum eine große Anzahl Nisvögel gesehen, Königsgeier, den Turkybussard, Raben, Krähen und Elstern, also mußte sich irgend ein Nis in der Nähe befinden, was Alles zusammen einen unheimlichen Eindruck machte. Ich rief meinen beiden Gefährten zu, sie möchten sich beeilen; der Indianer war mir zuerst gefolgt, aber auch er hatte mit sich selbst zu thun, ohne auf die Ursache dieser Feder-
viehverversammlung zu sehen. Mr. Dawel war bei solchen Gelegenheiten sehr langsam, denn seine Revolverbüchse war ihm hindernd, weil er Angst hatte, sie könnte ihm einmal in die Tiefe der Wasser fallen. Ich nahm sie ihm ab und er kletterte, natürlich unbehüllicher als ein großer Affe, von Ast zu Ast hinunter, bis er den kleinen Sprung auf den Boden wagen durfte. Nun machte der Baum beim Loslassen der Äste jedesmal eine stark schwingende Bewegung, wobei sich ein entsprechendes Rauschen hören ließ. Kaum hatte der unbehülliche Mr. Dawel den letzten Ast losgelassen und den Grund mit einem lauten Tramp

(Aufsprall) erreicht, womit die Schwingungen des Baumes viel stärker wurden als vorher, so ließ sich ein lauter Pfiff von dem nahen Sicomorebaum hören und die Nasvögel flogen alle mit einander auf und davon. Zwischen dem genannten Baum und uns war ein dichtes Gebüsch, sogenanntes Unterholz, wodurch der obere Teil desselben unsern Blicken entzogen wurde. Unser Indianer, welcher die Töne und Stimmen der Natur besser verstand, als wir Kulturmenschen und Neulinge in einem Urwald, schien über den lauten Pfiff ganz aufgeregt und sah sich überall um, ohne von der Stelle zu gehen. Dies beobachtend frug ich ihn: „Ist's ein Wolf?“ „No, no!“ „Ist es ein Hirsch?“ „No, no!“ „Ist es ein Elen?“ „No, no!“ „Ist's denn ein grauer Bär?“ „Yes, Yes, Yes!“ war die schnelle bestimmte Antwort. Nun fragte ich den Mr. Dawel, ob er seine Revolverbüchse geladen habe. „Nein,“ war die Antwort. „Doch die Pistolen?“ „Auch diese nicht!“ „Nun, dann mag der grisly Bear eine Gelegenheit haben, einen von uns aufzufressen, ohne daß wir uns gegen ihn verteidigen könnten, da wir ihm nicht einen einzigen Schuß entgegenzuschicken hätten, um ihn zu erschrecken. Ich sah mich schnell nach irgend einer Zufluchtsstelle um und entschloß mich, da vor uns der Wald von Unterholz frei war, mich mit meinem Schweizer Scharfschützen-Waidmesser hinter einer großen Eiche so gut als möglich zu wehren. Als der Indianer nicht vorangehen wollte, so nahm ich ihn am Rockfassen und schob ihn vor mir her und der Letzte war Mr. Dawel. Zuerst ging's langsam und vorsichtig, uns überall umschauend, dann schneller und endlich fingen wir an, förmlich flüchtend davonzurennen.

Daß uns der graue Bursche ungeschoren entrimmen ließ, mußte wohl daher kommen, daß er uns bei dem sonderbaren Übergang auf dem Baum=Diaduft beobachtet haben muß und nicht recht wußte, was er aus diesem Schauspiel machen mußte. Das starke Rauschen des Baumes beim Loslassen der Äste und besonders das plötzliche Auffliegen seiner besflügelten Mitbewohner dieser Wildnis muß ihm Furcht eingejagt haben.

In dem jetzt von Unterholz freien Walde bemerkten wir

an mehreren Orten Schweinelager oder Nester, nämlich zusammengehäuftes, trockenes Laub. Es stammten diese hier herumlaufenden Schweine offenbar von Sutters Heerde her. Wie mir dieser nämlich später erzählte, hatte er früher hier eine große Schweinezucht, die ein Angestellter von ihm hätte besorgen und bewachen sollen, der aber seine Zeit anderswie verwendet habe, so daß die Verwilderung der zahmen Tiere und deren Vermehrung im Urwald leicht möglich gewesen sei. Der König dieser Gegenden, der graue Bär, mag zur Abwechslung in seinem Menu dann und wann ein Exemplar dieser Grunzer verspeist haben.

Mr. Dawel hätte hier gerne kampirt, weil so schöne Gelegenheiten sei, irgend ein Wild zu erlegen, wozu wir nun auch die hiesigen Schweine rechneten und schließlich ließ ich mir dies gefallen, nachdem er mir seine Revolverbüchse anbot und ich drei Schüsse geladen hatte. Nun war aber trotz meiner Mahnung, möglichst ruhig zu sein, um das Gewild nicht aufzuschrecken, Mr. Dawel so unvorsichtig laut im Sprechen und Rufen, daß keine Rede mehr von einem erfolgreichen Schuß sein konnte. Dies machte mich ärgerlich und ich erklärte, daß ich nicht hier bleibe. Mr. Dawel mußte sich fügen und wir wanderten weiter und kamen bald zu dem sogenannten big Jungle. Dieser Verbindungsgraben zwischen dem Sacramento und dem Binsensumpf mochte etwa 60 Yards breit sein und das Wasser erwies sich an einzelnen Stellen als tief. Bäume hätten es uns hier, wenn auch solche dagewesen wären, nicht ermöglicht, auf ähnliche Weise wie bisanhin hinüber zu gelangen.

Mehrere hundert Yards oberhalb war eine Stelle, wo Indianer lagerten, aber wir sahen nirgends ein Canoe, mit dem man uns hätte hinüber bringen können und es blieb uns somit nichts anderes übrig, als das Wasser zu durchschreiten. Ich hatte bald eine Stelle gefunden, wo ich menschliche Fußspuren, vielleicht von Jägern her, entdeckte. Da ging ich vorsichtig hinein, denn jeder Schritt vorwärts brachte mich in tieferes Wasser. Meine Wolldecken hielt ich hoch über die Wasserfläche. Die Mitte war noch nicht erreicht, als mir das Wasser bis über die Schultern

ging. Mein Vorwärtskommen war sehr langsam, denn ich mußte immer mit den Füßen sondiren, ob nicht auf einmal eine tiefe Stelle komme und meine Lippen berührten schon die Oberfläche. Hier war der Kanal aber auch am tiefsten und ich überzeugte mich sofort, daß nun das Schlimmste überstanden sei und betrat bald das Ufer. Mr. Dawel war erst an der andern Seite angekommen und schaute verdrießlich und schimpfend um sich, folgte aber endlich nach, nachdem ich ihm versichert hatte, daß das Wasser nicht weiter als an meinen Mund gereicht habe und für ihn keine Gefahr zum Ertrinken sei. Er war nämlich etwa 2 Zoll größer als ich. Betreffend den kleinen Indianer war ich unbesorgt, denn ich wußte, daß er schwimmen konnte, wie fast alle Indianer und er war denn auch bald neben uns, worauf wir rüstig vorwärts schritten. Beim Indianerlager angekommen, wollte Dawel für den Gebrauch eines alten Schimmels bis zu Suttersfort, welches von hier noch, dem Fluß entlang, in einem Bogen 20 Meilen entfernt war, ein Hemd geben; allein der Indianer wollte nicht und so war Dawel gezwungen, trotz allem Fluchen und Schimpfen, wie wir zu Fuß zu gehen. Nicht weit oberhalb des Indianerlagers war bereits wieder eine tiefe, wenn auch nicht breite Slongle; da aber zu beiden Seiten größere Bäume standen, deren Äste aneinanderreichten, so war leicht hinüberzukommen. Der Indianer war schnell drüben und ging rasch weiter, so daß Mr. Dawel mutmaßte, er habe sich gänzlich von uns losgemacht, wofür er ihm, sobald er ihn träfe, den Bauch aufschlitzen werde. Es war dies Dawels Lieblingsausdruck. Ich war schon auf dem andern Ufer, als der schimpfende und jammernde Deval mich ersuchte, wieder zurückzukommen, um ihm seine Büchse abzunehmen, damit sie ihm nicht ins Wasser falle.

Obschon ich mich in diesen Tagen schon genug an dem lästermauligen und dabei feigen Dawel geärgert hatte, so willfahrte ich ihm doch, aber seine Kameradschaft hatte mich übersättigt, denn anständige Worte hatte ich noch wenige von ihm gehört. Er war überhaupt ein gallfüchtiger Grobian, dem Schimpfworte und Gallsucht zur zweiten Natur geworden waren. Da

wir bald den Indianer auf uns warten sahen, so blieb er vor dem Bauchaufschlagen verschont.

Der Indianer schritt jetzt wieder voran und sagte das spanische Wort „Vamos“, auf deutsch vorwärts. Ich erklärte dem Deval ernstlich, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren hätten, wenn wir das Indianerdörfchen, welches wir in der Ferne kaum sehen konnten, noch erreichen wollten, er müsse daher entweder mit uns aushalten oder zurückbleiben, indem ich fest entschlossen sei, mit dem Indianer gleichen Schritt zu halten. Wir mochten wieder etwa eine Meile gegangen sein, als er schon wieder zurückblieb und fluchend uns nachrief, wir sollen warten oder er werde uns zu Riemen schneiden &c. Es gelang mir diesmal noch, den Indianer zu halten und zum Warten zu bewegen und Dawel wollte hier lagern, was wir natürlich verneinten. Vamos, vamos rief der Indianer und vorwärts ging's abermals etwa eine Meile weit, dann ging das Schimpfen und fluchen wieder an, aber der Indianer ließ sich nicht mehr zum Warten bewegen. Um dem unverschämten Dawel gleichwohl möglichst Rechnung zu tragen, packte ich sogar den Indianer am Rockfalten, aber er riß sich los und sprach einige unverständliche Worte auf Deval zeigend. Letzterem gab ich die Versicherung, daß ich nun mit dem Indianer gehen werde, möge er noch so lange schimpfen und fluchen.

Ich hörte meinen Vormann noch einige Male etwas sprechen, aber ich verstand ihn nicht, er schaute sich auch nicht mehr um, denn es war indessen Dunkelheit eingetreten. Mr. Dawels Flüche ertönten eigentümlich durch die nächtliche Stille, aber wir kümmerten uns nicht mehr um ihn.

Es ging noch lange, bis wir endlich das kleine Indianerdörfchen erreicht hatten. Mein Begleiter besann sich nicht lange, sondern schlüpfte bei der ersten Hütte durch deren Thüröffnung ins Innere derselben, wo sich Licht und Feuer blicken ließen.

Hätte ich nicht vom Hinweg her gewußt, daß diesem Indianerdörfchen gegenüber ein holländischer Junggeselle in einem Häuschen wohnte, wo ich Monate vorher jenen fein schmeckenden

Salm hatte essen helfen, so würde ich wohl dem Beispiele meines Begleiters gefolgt sein. Ich erinnerte mich aber des Ungeziefers von damals, das der Begleiter beinahe aller Indianer ist, aber ebenso gerne auch Blut von Weißen nimmt, wenn sich Gelegenheit dazu darbietet, was ich zweimal nur zu deutlich erfahren hatte. Um einer derartigen Bekanntschaft vorzubeugen, ging ich an dem Ufer des flusses auf und ab, um zu sehen, ob nicht ein Canoe oder ein anderes Fahrzeug da sei, womit man mich zu Mr. Schwarz hinüber bringen könnte und ich war bald so glücklich, das Gesuchte zu finden. Zuerst suchte ich den Indianern begreiflich zu machen, daß einer mich hinübrudern solle, allein sie schienen mich nicht verstehen zu wollen und ich sah mich daher gezwungen, es ohne ihre Hülfe zu probieren. Das Canoe war mit ganz andern Rudern versehen, als ich vorher zu hantiren gewohnt war und es trieb mich daher flugabwärts, aber ich konnte dann doch endlich am jenseitigen Ufer Zweige vom Gebüsch erfassen und mich daran halten und aussteigen. Nachdem ich das Canoe befestigt, ging ich dem Fluß nach aufwärts und hörte Hundegebell, das mir die Nähe der Hütte verriet und wo ich endlich ankam. Auf den deutschen Ruf „Herr Schwarz“ wurde die Thüre behutsam geöffnet und ich trat ein, naß, kalt und hungrig, denn ich hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen. Mr. Schwarz stellte mir endlich furchtbar versalzenen, geräucherten Salm und eine Flüssigkeit auf, welche er Kaffee nannte, die aber wie Abwaschwasser schmeckte.

Schlecht wie dieses Essen war, so aß ich doch herzhaft d'rauslos, vielleicht für Mr. Schwarz nur zu viel, denn der Hunger ist der beste Koch. Als ich fertig war, bat ich Mr. Schwarz um einiges Bettzeug, worauf er erklärte, daß er dieses selber brauche und sonst sei noch eine Hängematte und einige Decken hier, die einem Holländer gehörten, die er aber nicht zu gebrauchen berechtigt sei. Auf meine Frage, ob denn sein Landsmann am gleichen Abend noch zurückkehre, wurde diese verneint, aber beigelegt, daß er sie doch nicht gebrauchen lassen könne. So blieb mir keine andere Wahl, als mich mit meiner einzigen,

dünnen Wolldecke zu behelfen. Mr. Schwarz bot mir als Bettlade eine vielleicht 5 Fuß lange und 10 bis 11 Zoll breite Bank an, ohne etwas darüber zu legen. Meine Kleider waren natürlich noch naß und sogar meine Wolldecke feucht. Der feuchtkalte Südostwind blies durch die verschiedenen Spalten und Öffnungen recht empfindlich auf mich herein und das Feuer von Weidenholz verbreitete nur eine geringe Wärme. Kurz, es schien mir, als ob sich Alles vereinigt hätte, meine Lage recht unangenehm zu machen. Von Schlafen war fast keine Rede, ich schauerte und fror, obwohl ich das Feuer schürte, so weit es der Holzvorrat erlaubte und legte mich dann wieder hin; aber ich blieb kalt, unbehaglich müde und wünschte mit Sehnsucht den Tag herbei. Wie Alles einmal ein Ende nehmen muß, so endete endlich auch diese Nacht, eine der unangenehmsten, die ich erlebt habe. Mr. Schwarz erwachte endlich, kleidete sich an, schürte das Feuer und bereitete wieder ein Frühstück aus ebenso geräuchertem, versalzenen Salm nebst dem geschirrwasserähnlichen Kaffee und war dann so liberal und gastfreundlich, mich an diesem Frühstück teilnehmen zu lassen. Als dieses vorüber war, mußte ich dem Gastgeber erklären, daß ich keinen Cents in der Tasche habe, um das Genossene zu bezahlen, worauf Hr. Schwarz nicht antwortete, aber durch sein in die Länge gezogenes Gesicht seine Enttäuschung verriet. Auch ich war sehr verlegen, denn ich wußte nicht, womit ich diesen Mann befriedigen könnte. Ich besaß noch einen blechernen Becher, für den ich in Independence vor 9 Monaten mein letztes Stück Silber, 6½ Cents bezahlt hatte und schon dieser Erinnerung wegen gerne behalten hätte. In der eiteln Erwartung, Schwarz würde diesen gewiß nicht als Vergütung annehmen, sagte ich zu ihm: „für diesen Becher habe ich in Independence in Missouri mein letztes Silbergeld bezahlt und möchte ihn gern behalten, dennoch bin ich bereit, Ihnen diesen zu geben, wenn Sie denken, daß ich Ihnen irgend eine Vergütung für die mir erwiesene Gastfreundschaft geben soll“. Schwarz warf einen Blick auf den Becher, wie wenn er sagen wollte: „Ist das Alles für die zwei prächtigen Mahlzeiten, welche ich diesem

Manne gegeben, für die Erlaubnis in meinem Hause auf der Bank zu schlafen, sich an meinem Feuer zu wärmen und für den Gebrauch meines Canoe her und hin über den Fluß?" Diesen alten, knauerischen Geizhals hätte ich so gerne bezahlt, wenn ich es nur ohne den Becher herzugeben, hätte thun können. Da Schwarz gar keine Sprache mehr recht sprechen konnte, sondern ein Gemisch von Holländisch, Deutsch, Englisch, Spanisch und Indianerisch, alles untereinandergemischt herproduzirte, war es oft überaus schwierig, ihn zu verstehen, so daß ich oft fragen mußte: „Wie, was sagen Sie?“ Daß er gern den Becher haben wollte, verstand ich wohl und ich gab ihm denselben natürlich auch. Ich nahm Abschied und fuhr an's jenseitige Ufer hinüber, wo ich weder den Indianer noch Mr. Dawel fand. Der Himmel war seit langer Zeit zum erstenmal wieder klar und die Sonne schien freundlich.

Anfangs war mein Weg trocken und ich hoffte, daß an diesem Tage keine tiefen Wasserläufe mehr zu durchwaten sein würden, aber nur zu bald mußte ich meinen Irrtum einsehen, denn ich war jetzt an einen solchen herangekommen, welcher für mich zum Durchwaten zu tief schien. Ich fand dann eine Stelle, wo einige Bäume diesseits und jenseits durch wilde Weinreben wie ein Netz oder eine Hängematte mit einander verbunden waren. Dies schien mir als Übergangspunkt günstig und ich kletterte so hoch in die Gebüsche, Bäume und Reben hinauf, daß ich hoffte wenigstens über dem Wasser zu bleiben. Bald fand ich indessen, daß ich mich in einer ähnlichen Lage befand, wie eine Fliege im Spinnweben, machte schlechte Fortschritte und stürzte einmal beinahe ins Wasser, kam aber doch schließlich hinüber. Einige Meilen weit stellte sich mir nun kein Hindernis entgegen, aber nachher kamen doch wieder Stellen, wo das Wasser mir bis unter die Arme ging und ich wohl oder weh durchwaten mußte. Nach Überwindung all dieser Schwierigkeiten kam ich gegen Mittag endlich in Sutters=fort an. Für 8 Meilen (engl. à ca. 20 Minuten) hatte ich trotz aller Eile drei Stunden Zeit gebraucht.

XIV.

**Meine Anstellung in Sutters geplante[m] Kunstgarten
Minal. Mein Verkehr mit den dortigen Indianern
und deren Lebensweise. Ein von mir veranlaßter
Prairiebrand.**

Mein erster Gang im Fort war der zu Sutter, den ich in seinem Office fand. Dann ging ich in das Gemach, wo mein Koffer war, legte meine nassen Kleider ab und zog trockene an und ich fühlte mich endlich nach langer Zeit wieder einmal etwas behaglich. Daß ich mich verhältnismäßig glücklich schätzte, die 43 Meilen weite Fußreise durch Wasser, Sumpf und Wald hinter mir zu haben, wird der Leser gewiß begreifen.

Ich war nicht wenig überrascht, zu erfahren, daß Mr. Dawel schon im Laufe der Nacht im Fort angekommen sei, aber ich suchte ihn nicht auf, da er uns ja mit Leibauffspalten gedroht hatte.

Hier fand ich unerwartet Kiburz mit seiner Familie wieder; Sutter hatte ihn mit der mir versprochenen Aufseherstelle betraut, so daß ich glaubte, mich nach einer andern Beschäftigung umsehen zu müssen, aber Sutter sagte mir dann bei der nähern Besprechung, daß er eine andere Arbeit für mich habe, für die er nebst zwei andern auch meinen Freund Henry Thomann angestellt habe. Er war nämlich im Begriff, oben am Nuba, einem Nebenfluß des Sacramento, einen großen Gemüsegarten anzulegen und hatte die Oberaufsicht einem vermeintlichen Kunstgärtner, einem Deutschen namens Müller, den ich auf der Reise über das Felsen- gebirge kennen gelernt hatte und der nichts weniger als ein Kunstgärtner war, übertragen.

Sutter versprach mir 25 Dollars Lohn per Monat nebst freier Kost und da ich einerseits ihm noch 11 Dollars schuldig war, anderseits von der Gärtnerei etwas verstand, so besann ich mich nicht lange und nahm das Anerbieten an und schon nach zwei Tagen reisten wir nach dem Bestimmungsort, Mineral genannt, ab.

Mit Indianern, die Sutter als Arbeiter angestellt hatte, schiffte ich mich bei Sutters Gerberei am Amerika-River oder Americanfork, wie man den Fluß auch nannte, ein. Sutter hatte mir ein Arobe (25 Pfund) Zucker zur besondern Aufsicht übertragen, welchen ich dem Harry auf der Haefarm abliefern sollte. Als Lebensmittel waren in einem Korb 50 bis 60 Pfund Rindfleisch und in einem Sack 20 bis 30 Pfund ungesiebtes, grobes Weizenmehl im Boot. Die Indianer hatten sich im übrigen mit großen Ballen geräucherter Fischeier und geräucherten Enten ziemlich gut versehen. Wir stießen vom Ufer ab und bald kamen wir zu dem kleinen Bushnydörfchen, wo die Indianer noch über Nacht bleiben wollten, indem sie ihre Decken mitnahmen und auch mich zum Mitkommen einluden, während ich gehofft hatte, wir würden nun auf dem Sacramento und dann auf dem Federfluß gleichen Tages ein schönes Stück hinauffahren. Die Sonne war noch hoch, so daß wir leicht ein paar Stunden hätten fahren können, wenn es den faulen Indianern gefällig gewesen wäre. Ich fand mich also plötzlich allein an den stillen Ufern des Sacramento auf einem kleinen Stück grasigem Uferland neben dem Urwald. Hier suchte ich mich so gut als möglich in meine Lage zu schicken, machte mir ein Feuer an, entfernte mich aber nie weit vom Boot, worin das Fleisch, Zucker und Mehl waren, denn auf den Zucker schienen die Indianer besonders Bedacht zu nehmen. Da weder ein Kochgeschirr noch Salz da war, so schnitt ich zwei dünne Stöcke, an welche ich zwei ganz dünn geschnittene Fleischstreifen spießte und über dem Feuer in den Grund steckte. Dann nahm ich eine Handvoll Mehl, tauchte diese in den Fluß, dann wieder in den Sack und wieder in den Fluß und fing an mit beiden Händen zu kneten, so daß ich einen

Klumpen Mehls Teig hatte, welchen ich in zwei breite Kuchen ausdehnte, diese über zwei in den Grund gesteckte Stäbchen legte und derart backte. So war bald mein Nachtessen fertig, das mir trotz dem Mangel an Salz ordentlich schmeckte. Der Vollmond beleuchtete meine Umgebung hinreichend, um diese ziemlich genau sehen zu können. Da die Nacht kühl war, so nahm ich noch das Segel vom Boot zu meiner Wolldecke und legte mich im hintern Teil des Schiffes zur Ruhe hin. Vorn im Boot war das Fleisch und Mehl. Meine Flinte war natürlich fertig geladen an meiner Seite und ich lag längere Zeit, ohne schlafen zu können, denn bald hörte ich etwas leise rauschen oder sich regen und glaubte sogar zwei Hörner zu sehen, aber dann meinte ich wieder, es könne nur Einbildung gewesen sein. Endlich konnte ich deutlich einen Wolfskopf unterscheiden, mit einem allmählig zum Vorschein kommenden Hinterkörper. Es war nur ein Cagato, der begierig und verlangend am Fleischkorbe roch und mich dabei im Auge hielt. Mit einem Schrotschuß konnte ich ihn dann so verjagen, daß er sich entfernte und nicht wieder kam, woraus ich schloß, daß er doch einige Schrotkörner bekommen habe. Ich schlief diese Nacht wenig, weil ich zu kalt hatte. Am Morgen wurde es ziemlich spät, bis es den faulen Bushunes gefiel zu kommen und wir unsern Weg nach Haekfarm fortsetzen konnten.

Als wir oberhalb der Mündung des Americanforfs waren, kam hinter uns auch ein Canoe, von zwei Indianern gerudert und in der Mitte befand sich ein weißer Mann. Es war ein Deutscher, der auch nach Haekfarm fahren wollte. Da noch hinreichend Platz für mich und den Zucker vorhanden war, so zog ich vor, diese Gelegenheit zu benutzen.

Mit Mr. Kunze konnte ich mich zudem auch noch unterhalten, was die langweilige Fahrt auf dem Fluß mit ziemlich hohen Ufern etwelchermaßen verkürzte. Bald nach Mittag zeigten die Indianer auf einen Waschbär und deuteten, daß ich ihn schießen solle. Ich hätte dies ohnehin gethan, weil wir nichts zu essen bei uns hatten. Die Schrotladung traf den Kopf und er fiel augenblicklich ins Wasser. Bald darauf trafen wir noch

zwei solche Tiere, die sich in den Wald hineinschlüchteten, aber ebenfalls meiner Mordlust zum Opfer fielen, was ich nachher fast bereut habe. Wir mochten etwa eine Stunde im Halbdunkel der Nacht gefahren sein, als wir aus dem Gebüsch und Wald am rechten Ufer mehrmals rufen hörten. Wir fuhren hinüber und fanden zwischen dem Gesträuch einen englischen Sonderling mit einem Indianerknaben als Koch und Diener. Mr. Harry, so hieß der Mann, hatte ein Land-Claim am Sacramento-Ufer gegenüber dem Federflusse, wo der Boden grasig und ohne Holz war.

Wegen der Nähe des Feuermaterials hatte Mr. Harry vorgezogen hier zu lagern, besaß aber anstatt eines ordentlichen Zeltes nur einen Fegen eines solchen und sein Geräte bestand aus einem eisernen Kochkessel und einer großen Büchse nebst ein paar untergeordneter Dinge. Er schien aber die Autorität eines Fürsten beanspruchen zu wollen, indem er sich berechtigt glaubte, jedermann, der den Sacramentofluß auf- oder abwärtsfuhr, anrufen und eine Art Paßwort verlangen zu dürfen, damit man zu ihm hinüberfahren und sich zeigen müsse. Dieser Mr. Harry soll übrigens seine Capricen vom Trinken her bekommen haben, also muß sein Zustand eine Art Säuserwahnsinn gewesen sein.

Wir kehrten sofort wieder ans jenseitige Ufer zurück, wo wir lagerten und weil wir nur wenig Lebensmittel hatten, so waren wir froh über die geschossenen Waschbären, denen ich am Abend noch die Haut abzog und die Eingeweide wegnahm, um am Morgen bald fertig zu sein. Auffallenderweise aßen aber die Indianer nichts von dem wohlriechenden und mir wohlschmeckenden Braten und auch Mr. Kunze ekelte davor. In der Nähe dieser Lagerstätte haben früher zahlreiche Indianer gewohnt, welche durch eine epidemische Krankheit hingerafft wurden. Weiter flußaufwärts wohnte ein deutscher Mann aus dem Badischen, namens Nikolaus Algier, welcher hier an einer sehr schön gelegenen Stelle eine Farm angelegt und sich eine Hütte gebaut hatte und mit einer Indianerin verheiratet war. Algier war in den felsengebirgen Jäger gewesen und schließlich in dieses schöne Thal ge-

kommen. Er erhielt von Sutter dieses Stück Land, um eine Farm anzulegen und da zu wohnen, denn letzterer war verpflichtet, innerhalb einer gewissen Zeit eine bestimmte Zahl Männer auf dem ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Lande anzusiedeln, wenn die Schenkung oder Abtretung desselben Gültigkeit haben sollte. Obschon Nikolaus Algier in der Wahl seines neuen Wohnsitzes viel guten Geschmack verriet, so beurkundete die Wahl seiner Ehehälfte das Gegentheil, denn seine Squaw war eine dreckige, schielende, hinkende, langnasige, durch die Nase redende Schönheit.

Mr. Kunze hatte hier ein Geschäft mit Algier abzumachen und dann fuhrn wir weiter und kamen erst anfangs Nacht in Haekform an. Hier blieb ich über Nacht, konnte aber der Kälte wegen nicht gut schlafen, obwohl ich wegen dem unbequemen Sitzen im Canoe sehr müde war. Haekform besteht aus mehreren Gebäulichkeiten, teils zum wohnen, teils für die Ökonomie bestimmt. Hier befindet sich auch ein Coral, das heißt ein von einer Adobemauer (getrocknete Backsteine aus Lehm oder Thon) eingefasster Hofraum, welcher dazu bestimmt ist, das Vieh hineinzutreiben und es zu schlachten, oder Pferde und Maulesel, um sie zu markiren, also mit einem glühenden Eisen den Namen des Besitzers aufzubrennen.

Vom Haekfarm bis Minal — also meinem Bestimmungsort — war die Entfernung nur noch wenige Meilen, aber die beiden Indianer zögerten mit dem Aufbruch so, daß ich den Abmarsch kaum erleben mochte und deshalb eine Naturgeschichte mit Abbildungen hervornahm und den andern wartenden Indianern zeigte. Wenn dabei einheimische Tiere zum Vorschein kamen, so hatten jene eine kindische Freude. Die Indianer hatten meine mitgebrachten Sachen auf die Köpfe genommen und bald war der bloß zwei Meilen weiter entfernte Garten zu Fuß erreicht. Hier traf ich also meinen Reisegefährten über das Felsengebirge, Thomann, worüber wir Beide uns sehr freuten.

Nachdem ich genaue Einsicht von den Gebäuden genommen, die ich schon deshalb heimeliger gefunden hatte, weil eine Schar

Hühner mit ihrem Herrn und Beschützer Hahn lebensfroh ihr Dasein verkündeten, besichtigte ich die Anlagen und fand diese nichts weniger als kunstvoll oder auch nur geschmackvoll angelegt.

Zwischen den Gebäuden befand sich auch ein Coral aus Eisenpfosten gebaut. Die Hausgeräte waren natürlich primitiv und das Gartenwerkzeug bestand aus einigen Hacken (Hauen), Spaten, Rechen, einem Karst und einer Schnur oder Leine. Im Haus gab es noch eine große Anzahl Ureinwohner, die mir fast allzu traulich vorkamen und denen ich trotz meiner mir anerborenen Humanität den Tod geschworen hatte, ehe ich recht ihre Bekanntschaft machte. Dies waren nämlich eine Anzahl so zahmer Mäuse, daß sie während unsern Mahlzeiten auf dem Tisch umher-spazierten und ungenirt zugriffen, so daß ich einige mit bloßer Hand ergreifen konnte. Ich verfertigte dann alsobald eine sogenannte Studentenfalle mit Brettchen und Sperrwerk, bis ich eine richtige Falle bekommen konnte. Eine andere Art Ungeziefer ließ sich nicht mit Fallen vertreiben, was mich anfänglich ganz unglücklich machte. Es waren die überall bekannten Schnellhüpfer, die in ein paar Duzend Sprüngen weiter kommen, als ein englischer Renner, sofern sie sich in der gleichen Richtung fortbewegen. Diese nächtlichen Quälgeister ließen mir wahrscheinlich deshalb am wenigsten Ruhe, weil mein Blut ihnen als ungewohnter Leckerbissen vorkam, während dasjenige meiner Kameraden, die doch auch Weiße waren, nur Alltagskost schien. Ich lag faktisch wie auf Brennesseln. Auf meine Klagen am Morgen gab man mir die Antwort, ich werde mich auch wie sie an diese nächtliche Hauptfütterung der kleinen Kanibalen gewöhnen. Andere Ruhestörer waren die Wölfe, die uns allnächtlich Besuch machten und uns mit ihrem Geheul im Schlaf störten, bis ich auch an diese Konzerte wieder, wie auf der Reise gewöhnt war.

Als ich Sutter verließ, bat er mich, ihm dann meine Meinung über den Garten mitzuteilen, da er so verschiedenes darüber gehört habe, was ich dann auch that und aus Überzeugung nur tadeln konnte, denn er entsprach nicht einmal den Anforderungen eines ganz gewöhnlichen Gemüsegartens. Ich hatte das Bewußt-

sein, daß ich die mir versprochenen 25 Dollar unmöglich verdienen konnte, und bereute jetzt dahin gekommen zu sein. Wäre ich nicht in Sutters Schuld gewesen, so würde ich den Platz sofort wieder verlassen haben. Freund Thomann gab seiner Empfindung in verschiedenen Donnerwettern Ausdruck und versicherte, daß er je baldere, je lieber diesen verdammten Platz verlassen werde.

Ein großer Teil unserer Lebensmittel bestand aus Rindfleisch. Wir waren damit beinahe aus, aber Sutter hatte uns sagen lassen, daß wir von Smitts Rancho, welcher 2 bis 3 Meilen oberhalb Minal am Huba lag, einen jungen, zweijährigen Ochsen bekommen sollten. Mr. Smitt war aber zufälligerweise nicht zu Hause. Thomann meinte, daß wir alle Viere auch ohne Pferd und Lasso einen jungen Ochsen einfangen könnten. Dies wollte ich nämlich nicht glauben, da ich wußte, wie wild und schnellfüßig Ochsen werden können. Da aber Thomann auf seiner Meinung beharrte und zu donnern anfang, erklärte ich mich bereit, den Versuch mit den andern gemeinsam zu machen. Wir marschirten dann eines Morgens gegen Smitts Rancho und wurden des Viehes bald ansichtig. Unter der Heerde waren auch ein paar Antilopen, da diese im Frieden mit dem Rindvieh leben. Wir suchten das Vieh zu umgehen und einen Teil davon in den Coral zu treiben, aber es ging, wie ich gedacht hatte; die ganze Heerde kam in Lauf und nur die Antilopen blieben stehen, um zu sehen, was wir dummen Kerls denn eigentlich wollten. Wir überzeugten uns sofort, daß es am flügsten sei, heimwärts zu gehen, denn auch um die Donner und Wetter Thomann's künmmerte sich das Vieh nicht.

An einem der folgenden Tage trieb einer von Smitts Vaqueros einen jungen Ochsen unserm Platz entgegen. Da aber der Graben um unseren Kunstgarten herum noch nicht fertig war, so versuchte das Tier seinem Verfolger durch denselben zu entinnen und so kam es denn, daß sowohl der Ochse, als der ihn verfolgende Vaquero mit seinem Pferde in unsere sorgfältig zubereiteten Samenbeete rannten und sie verwüsteten.

Obschon unser Kunstgärtner Müller nur ein kleiner Mann

war, so hatte er doch eine kräftige Bassstimme, die er nun erschallen ließ, ohne indes vom Ochsen berücksichtigt zu werden. Da sprang ich diesem mit einem hellblauen Überrock in den Händen entgegen, indem ich denselben im Kreise herumschwang, was dem Ochsen Furcht einjagte, so daß er auf einmal verduzt stehen blieb. An einen möglichen Angriff auf mich dachte ich nicht, bis der schnell nachkommende Vaquero mir zuschrie, ich solle mich flüchten. Ich hatte nämlich den Rock vor den Ochsen hingeworfen, war hinter ihn gesprungen, hob den Lasso auf, den er nachschleppte und gab ihn dem Vaquero schnell in die Hände. Dies ging natürlich schneller, als ich es hier schreibe und erst nachdem die Gefahr vorüber war, erkannte ich sie recht; denn wäre ich von dem erzürnten Ochsen mit seinen spitzigen Hörnern aufgespießt worden, so würde es mit meinem Erlernen der Kunstgärtnerei bei dem famosen Gärtner Müller ein plötzliches Ende gehabt haben. Von Thomann hatte ich ein Paar bocklederne Indianerhosen gekauft, welche ihm zu groß waren, mir aber vollkommen paßten und ich gefiel mir in diesen gar nicht übel, wenn ich mein Bild beim Waschen im klaren Nubastuß sah, denn ich trug über diesen schön gearbeiteten von oben bis unten seitwärts mit Fransen aus gleichem Leder verzierten Hosen ein breittragiges Matrosenhemd mit einem weißen Stern auf jeder Ecke des Kragens und um die Taille einen ledernen Gurt, an dem ich anstatt eines Taschenmessers ein mittelgroßes Meßgermesser in einer ledernen Scheide trug. Dies alles gab mir ein räuberähnliches Aussehen, besonders da ich meine schwarzen, krausen Haare längst nicht mehr schneiden ließ und diese in ein paar Wellen über meine Schultern und den Rücken herabhingen. In jedem andern Lande als in Californien würde man mich gefürchtet haben und ich dachte oft, was man wohl zu Hause sagen würde, wenn ich unerwartet in diesem Kostüm dort auftauchte.

Das Frühjahr 1847 war sehr mild und für's Wachstum günstig und die Arbeit ging im ganzen gut von statten. Bald nach meiner Ankunft in Minal kamen täglich viele Indianer zu unserem Hanse von den naheliegenden Ortschaften Sidume, Nuba

und Minal, wovon mehrere bei uns damit beschäftigt waren. den Graben um den Garten aufzuwerfen und ich muß gestehen, daß diese die Arbeit gar nicht übel ausführten.

An Sonntagen waren fast immer mehr oder weniger von diesen broncefarbigen Herren um unser Haus herum, bald aus Neugierde getrieben, bald um sich irgend ein altes, ausgedientes Kleidungsstück gegen ein kleines Fuchs- oder Wildkatzfell voll vortrefflicher Pfeile nebst Bogen von uns einzuhandeln. Diese Pfeile waren alle mit Feuersteinspitzen versehen. Irgend ein altes Kleidungsstück, welches wir als unbrauchbar beiseite gelegt hatten, wurde von diesen Naturmenschen noch als wertvoll angesehen und brachte uns einen Tierfellköchel voll Pfeile nebst Bogen ein, so daß wir, Thomann und ich, sowie der kleine Gartenkünstler bald jeder mit ein paar Bogen und Pfeilen versehen waren. Die Indianer luden uns dann ein, mit ihnen nach verschiedenen Gegenständen zu schießen; ich war der einzige, der dieser Einladung folgte. Begreiflicherweise schoß ich anfänglich oft fehl, was allgemeine Heiterkeit erregte, aber bald kam es besser, so daß ich bei den Indianern in den Ruf eines guten Bogenschützen kam. Die Indianer Californiens oder wenigstens vom Sacramento und Federfluß sind im ganzen schön gewachsen, viele unter ihnen sind schlank und von gutem Ebenmaß. Der Mund ist breit und volllippig, die Haare grob und schwarz, sowie nicht selten lockig. Die Männer tragen gewöhnlich einen Schnurr- und Kinnbart à la Napoléon von tiefschwarzer Farbe; dieser scheint aber von selbst so zu wachsen, ohne daß sie ihn pflegen. Die Armmuskeln sind selten stark entwickelt, wahrscheinlich, weil sie sich wenig in strenger Arbeit üben. Ihre Fußspitzen sind einwärts gerichtet, wie die aller Indianer, während der Weiße die seinigen mehr nach außen kehrt. Die härtesten Arbeiten lassen sie ihre Frauen verrichten; diese müssen das Eichelmehl vermittelst Stampfen mit schweren Steinen bereiten, Wurzeln und Gras sammeln, sowie die Lasten in großen, oft wasserdichten, trichterförmigen Körben mit Hülfe eines Tragbandes über den Kopf auf dem Rücken tragen, während ihre Herren in stolzer, gerader Haltung mit

Pfeil und Bogen in der Hand ihnen vorangehen. Die Männer beschäftigen sich mit Fischfang, der oft sehr erträglich ist, besonders wenn die Lachse zu Tausenden den Fluß hinaufkommen, um zu laichen, wo sie dann in großer Zahl leicht gefangen werden, um sie geräuchert längere Zeit aufzubewahren. Ebenso werden die Roggen gedörret und geräuchert und als Delikatesse aufbewahrt. Auch der Fang von Vögeln, Enten und Gänsen und andern Wasservögeln wird mit Nutzen betrieben. Da es den Flüssen entlang überall sogenannte Sloughs oder sogenannte Sumpfseen gibt, in denen das Wasser zur Regenzeit höher steigt und dann in der trockenen Jahreszeit wieder fällt, nämlich in den Fluß zurückfließt, so bieten diese Sloughs (Teiche) schöne Gelegenheit zum Fangen von Enten und Gänsen zu Tausenden.

In jedem Dörfchen sieht man zur Zierde ausgestopfte Vögel, die mitunter als Lockvögel gebraucht werden, um die im Herbst und Frühjahr zu Tausenden vorüberfliegenden Zugvögel leichter zu fangen. Gewöhnlich gibt es an diesen Teichen auch dichte Gebüsche, in denen sich die Indianer verbergen können. Mit Binsen und Schilf hergestellte Flöße, welche mit trockenem Gras und über diesem mit trockenem Grund bedeckt sind, also kleine, schwimmende Inseln bilden, werden mit Samen bestreut, die den Enten und Gänsen als Leckerbissen dienen. Auf diesen Inseln werden einzelne der ausgestopften Enten und Gänse günstig der Natur ähnlich aufgestellt und etwas im Hintergrund ist ein Bogen von der Länge der künstlichen Insel und seiner Breite angebracht, an welchem ein Netz befestigt ist. Dieser Bogen steht ungefähr, wenn er offen ist, im rechten Winkel zur Bodenfläche und oben ist an demselben ein Seil befestigt, welches von einem im Gebüsch versteckten Indianer gehalten wird.

Kommen die Schwärme von Enten und Gänsen herangeflogen, wie dies fast unaufhörlich der Fall ist, so lassen die im Gebüsch versteckten Indianer die täuschend ähnlichen Töne der betreffenden Vögel hören, was die hungrigen Reisenden anlockt, um das zubereitete Mahl zu sich zu nehmen. Der Indianer mit dem Strick am Bogen hält sich so lange verborgen bis der

günstigste Moment da ist und zieht dann mit kräftigem Ruck den Bogen über das schnatternde Federvieh. Ein Entweichen ist nicht mehr möglich und nun wird Stück um Stück herausgenommen und getötet. Ist der Fang so groß, daß die Tiere nicht frisch gegessen werden können, so werden die übrigen geräuchert und aufbewahrt. Aus den Federn machen die Indianer große, warme Decken, welche sie bei kaltem, nassen Wetter um sich schlagen. Die Decken schienen damals fast das einzige Kleidungsstück der Männer wie der Weiber gewesen zu sein, denn diese waren ebenso nackt wie die Männer, mit Ausnahme einer Anzahl etwa 1½ Fuß langer Fransen, welche sie an einem Gurt um ihre Lenden befestigt hatten, und wovon die eine Hälfte vorn, die andere hinten herabhäng, während die Lenden ziemlich frei und unbedeckt waren. Zum Fangen kleiner Fische stricken die Frauen Netze und ebenso zum Fangen von kleinen Vögeln. Die Baumspechte, deren es in Californien viele gibt, werden mit Fackeln gefangen, indem man sie aus ihrem Schlaf aufweckt und erschreckt, so daß sie aus dem Nest zu fliehen suchen, während man ein Netz vor die Öffnung hält. Die Hasen sucht man ebenfalls mit einem langen Netz zu bekommen, mit welchem man den Ort, wo man solche vermutet, mit einem Netz absperrt und die Hasen durch Schlagen auf das Gebüsch zur Flucht veranlaßt und dann zu schießen sucht. Im Sommer beschäftigen sich die Indianer mit dem Fangen von unzähligen Heuschrecken und zwar auf kluge Weise. Es werden nämlich eine beliebige Zahl Löcher in den Grund gegraben von trichterförmiger Form, oben etwa 3 bis 4 Fuß weit und nach unten bis auf 1½ Fuß verengt, zuletzt senkrecht noch einen Fuß tiefer und etwa ein Fuß weit. Der obere Teil wird sorgfältig abgeglättet, damit die Tiere keinen guten Stand haben. Wenn diese Gruben fertig sind, nimmt jeder der am Fang Beteiligten einen grünen Ast und mit diesem schreitet er, also auch alle andern, langsam in einem weiten Kreis um das oder die betreffenden Löcher herum, indem sie die Tiere dem Loch entgegensehen oder teilweise wischen und jagen. Je näher man der Grube kommt, desto wilder^{er} geberden sich die Grashüpfer und

zuletzt bleibt ihnen nichts anders übrig, als die Sprünge quasi auf Geratwohl hin zu machen, so daß sie dann in die Grube fallen und nicht mehr aus derselben herauskommen können. Nun sind die Fänger bereit, Handvoll um Handvoll aus der Grube herauszunehmen und in den Korb zu werfen, indem jemand dafür sorgt, daß die Tiere nicht mehr herauskommen können, was mit einem breiten Pflanzenblatt leicht zu verhindern ist. Sobald die Gruben geleert sind, bringt man die Körbe zur Lagerstelle oder heim ins Dörfchen, wo man die Tiere mit heißer Asche tötet oder Stück für Stück röstet, indem man sie, an einem Stäbchen eingeklemmt, auf glühende Asche hält, bis dies geschehen ist. Auf diese Weise wird die verderbenbringende Landplage auch teilweise ein Segen für hungrige Mägen. Ob diese Insekten gut schmecken, kann ich aus Erfahrung nicht sagen, da ich es nie über mich gebracht habe, selber einen Versuch zu machen, sondern bloß dahin, geröstete Heuschrecken zwischen die Zähne zu bringen, allein ich schreckte dann vor dem Kauen zurück. Man versicherte mich allgemein, daß gebratene Heuschrecken sehr gut seien.

Meinem Freunde Thomann war der Aufenthalt in Minal bald verleidet, denn es mangelte uns gar manches zu unserer Bequemlichkeit; auch wollte er nicht mehr länger an einer Arbeit bleiben, an der schließlich nichts herauskomme und somit blieben nur noch der kleine Lord Müller und ich zurück. Mehrmals hatte ich Sutter brieflich ersucht, dieses Unternehmen gänzlich aufzugeben, jedoch ohne Erfolg. Bald kam es dann zwischen dem kleinen Müller, vulgo Gartenkünstler, und Sutter zu Differenzen, so daß ich noch allein blieb oder bleiben mußte, denn mir lag daran, ein wenig Geld zu bekommen, da die 200 bis 300 Dollars, die ich von Haus mitgenommen hatte, schon längst fort waren, ohne daß ich sie verspielt oder verlumpt hatte. Jetzt war ich in meinen besten Lebensjahren, entweder mußte ich ernstlich und unentwegt suchen, mir eine Existenz zu gründen, oder ein armer Taugenichts werden, wozu ich mich denn doch noch zu gut betrachtete. Ich war dann auch entschlossen, so lange als immer

möglich da auszuhalten, trotz den vielen Entbehrungen punkto Unterhalt; denn es war ein wohlthuedes Bewußtsein, jeden Monat um 25 Dollars reicher zu sein und zugleich die Beruhigung zu haben, daß das Geld auf ehrlichem Weg mit der Hände Arbeit verdient sei. Zum Verbrauchen des Erworbenen gab es sozusagen keine Gelegenheit, denn ich hatte das bare Geld ja nicht, sondern Sutter war es mir bloß schuldig, obwohl es laut Übereinkunft monatlich hätte ausbezahlt werden sollen.

Im Juni, mehrere Wochen nach Müllers Abreise, wollte ich einmal zu Pferd nach Sutters=fort, um einiges mit Sutter abzumachen. Ein Canadeseer Franzose, der oberhalb Minal wohnte, hatte die Güte mir zu diesem Zweck sein Pferd zu leihen. Die Reise ging ohne besondere Abenteuer glücklich von statten und ich langte am zweiten Tage in Sutters=fort an. Hier war es ziemlich lebhaft, denn eine Anzahl Freiwillige, welche von den Vereinigten Staaten gekommen, waren hier garnisonirt unter dem Befehl eines Lieutnants. Ich machte die Geschäfte mit Sutter möglichst schnell ab, um sofort wieder nach Minal zurückzukehren, nachdem ich zufällig hier die beiden Frauen kennen gelernt hatte, welche am Felsengebirge noch gerettet werden konnten, sowie den Käseborg selbst, der sein Leben dort mit Menschenfleisch gefristet hatte, bis ihm nach überstandnem Winter im April jene sonderbare Hülfe zu Teil wurde.

In Minal war mein kleiner Gefährte froh, daß ich wieder zurückgekehrt, denn während meiner Abwesenheit hatten sich einige junge Sifum=Indianer einige Spässe und Freiheiten mit ihm erlaubt. Ich tröstete ihn damit, daß ich ihm versprach, die Burschen dafür zu bestrafen, wenn sie sich wieder zeigen würden.

Um uns nicht verhungern zu lassen, hatte man uns wieder einen kleinen Ochsen zum Haus getrieben und geschlachtet. Damit sich das Fleisch gut erhalte, schnitten wir es in dünne, lange Riemen, wobei uns einige Minal=Indianer halfen. Ich hatte mich mit Stützen und Stangen versehen, um damit ein Rahmenwerk über das ausgedehnte Feuer zu machen, an welches ich das Fleisch dann zum Dörren und Räuchern hängen wollte. Dieses

Gestell war mehrere Fuß hoch und ich beabsichtigte, einen unweit davon liegenden Eichenblock als langsam brennendes Material zu benutzen. Dieser schien mir dürr zu sein und ich schätzte ihn daher bei weitem nicht so schwer, als er wirklich war. Es lag mir daran, die Anwesenheit des Häuptlings der Minal-Indianer nebst zweien seiner Leute zu benutzen, um den Eichenblock zur Feuerstelle zu tragen und ich deutete denselben in diesem Sinn; sie machten aber große Augen und schienen mich gar nicht zu verstehen. Als ich mich endlich verständlich machen konnte, zeigten diese Leute Widerwillen und sagten: „Na hänni dennin“, das sollte heißen, das Stück sei zu schwer. Auch der Häuptling, den ich durch Zeichen bat, den Indianern zu befehlen, fand dies so daß ich schließlich zeigen wollte, daß es kein Wunder sei, den Block wegzutragen. Ich faßte ihn an einem Ende, um damit ungefähr das Gewicht zu probieren, worauf die Indianer den Überraschungs- oder Verzweiflungston „hum, hum“ ertönen ließen, was etwa sagen wollte: „Laß' du es nur hübsch bleiben.“ Dies ärgerte mich und ich setzte meine ganze Kraft ein, das Stück auf einer Seite zu heben, denn das „hum, hum“ tönte mir in den Ohren. Als ich den Block mit der größten Anstrengung aufgestellt hatte, erinnerte ich mich, daß ich in meiner Heimat immer auch zu tragen vermochte, was ich auf diese Weise aufgestellt hatte und im Gedanken „probieren schadet ja nichts“ gelang es mir den Block auf die Schulter zu nehmen und sofort trug ich ihn auch an den bestimmten Platz, aber mit solcher Anstrengung, daß ich beinahe umfiel. Gleichwohl hatte ich mich stolz, wie höhnisch gegen die Indianer gedreht, ehe ich ihn niederwarf. Diese hatten sich ob meiner Wunderthat entfärbt, ob aus Scham oder Verwunderung weiß ich nicht. Sie blickten mich lange demütig an, wie angewachsen und verließen mich dann, um in ihre Heimat zu gehen. Gewiß kam ich in den Ruf eines wunderbar starken Weißen, was übrigens für mich kein Nachteil war. Ich machte genügend Feuer und das Fleisch war schon in wenigen Stunden ziemlich trocken, denn auch die Sonne half noch bedeutend mit, aber das dürre Gras von bedeutender Höhe rings

um den Räucherungsapparat fing ebenfalls Feuer, welches bald unliebsam große Dimensionen annahm, so daß mir um die Gebäulichkeiten bange wurde, obgleich diese aus Adobe bestanden, denn die Flammen näherten sich dem Coral, dessen Einfriedigung aus Eichenpfosten gemacht und sehr dürr waren. Glücklicherweise hatten die Indianer, welche in der Nähe arbeiteten, den Rauch noch zeitig genug entdeckt und sofort waren mehrere Männer zur Hülfe herbeigeeilt. Wir trugen Wasser aus dem nahen Nuba herbei und konnten den schon an mehreren Orten brennenden Coral retten. Das Feuer hatte sich während dieser Zeit in dem trockenen Grase ausgebreitet, so daß jeder Versuch, dasselbe zu löschen, vergeblich gewesen wäre. Bald konnte man von allen Seiten große, dunkle Rauchwolken aufsteigen und ganze Kränze von hellen, um sich greifenden Flammen sehen, die sich über verschiedene Anhöhen hin wälzten.

Den durch meine Unvorsichtigkeit verursachten Schaden konnte ich nicht genau schätzen, denn ich vernahm erst später, daß der Brand sich meilenweit verbreitet habe, namentlich gegen Süden und Westen in der Richtung des damaligen Windzuges. Ich wunderte mich daher nicht, daß die anstoßenden Viehzüchter über meine Nachlässigkeit unzufrieden waren, aber doch weniger, als ich befürchtet hatte. Einen Vorteil hatte es übrigens gehabt, denn das Feuer hatte Millionen von Heuschrecken den Tod gebracht.

Da einige Wochen nach diesem Vorfall auch mein kleiner Gefährte Lord Müller fortging, war ich nun ganz allein in dieser Wildnis, so daß ich mir vorkam, wie ein Robinson Crusoe oder ein nach Sibirien Verbannter. Nicht daß mir dieses absolute Alleinsein etwa gefiel, aber es jag mir eben viel daran, einen kleinen Anfang zu einer Existenz zu haben. Da ich keine Menschen mehr um mich hatte, so benutzte ich diese Gelegenheit, das Leben und Treiben einzelner Tiere zu beobachten. Viel Spaß machte mir eine 4 bis 6 Zoll lange, bläulich-graue Eidechse, welche sich besonders gern auf alten, umgestürzten Bäumen aufhielt und sehr neugierig war, sich aber schnell zurückzog, wenn sie ihre Wißbegierde befriedigt hatte. Eine andere, viel größere hatte eine gespaltene Zunge,

die sie nach Schlangenart bewegte; sie ließ sich oft kaum wegscheuchen und drohte mit Beißen. Ein Indianer zeigte mir einmal eine Feldmaus mit großen Backentaschen und kurzem Schwanz von der halben Größe einer Ratte. Die Indianer hatten diese an einer dünnen, langen Schnur an die hintern Beine angebunden. Die Maus wurde auf einem freien, rasigen Platz losgelassen, aber das Ende der Schnur in der Hand behalten, sie kam dann so in Zorn, daß sie sich auf eines Indianers Füße stürzte und vor Aufregung und Wut laut zu schreien anfang. Ich fand gelegentlich einmal eine von diesen Mäusen, welche ihre Backentaschen mit Wurzelstücken und Krautstengeln gefüllt hatte. An Grundeichhörnchen, die viel Ähnlichkeit mit den sogenannten Prairiehunden haben, war hier in Nimal und Umgegend Überfluß, da sie oft in Gesellschaft in Wohnungen und Höhlen zwischen den Wurzeln alter Eichen leben. Diese Tierchen sind sehr schwer zu schießen, weil sie sich blitzschnell in ihre Höhlen zurückziehen, sobald sie sich beobachtet sehen. Ich konnte einmal beobachten, wie ein mit einem Pfeil geschossenes Grundeichhörnchen sich bemühte, den Pfeil herauszuziehen, was ihm auch gelang, worauf es sich dann in seiner Angst vor uns auf eine Eiche flüchtete; es sah aber bald ein, daß dies nicht der rechte Zufluchtsort sei, kam rasch zurück und schlüpfte in eine Höhle. Eines abends, als ich beim Kerzenlicht am Lesen war, kam durch die offene Thüre ein Tierchen etwa halb so groß wie eine Katze. Das Licht schien ihm etwas Neues zu sein, denn es blieb stehen, setzte sich auf seine Hinterfüße und schaute mit seinen großen, runden, schwarzen Augen verwundert das Licht an. Weil es für mich ein nie gesehenes Geschöpf war, so ergriff ich einen Stock und konnte es ganz leicht totschlagen. Es schien mir ein kleines Känguru zu sein, denn seine Hinterfüße oder =Beine waren dreimal so lang als die vordern. An Stinkkagen gab es da viel mehr, als mir lieb war und ich hatte einmal Gelegenheit, die Intensität der sonderbaren Waffe, die sie zu ihrer Verteidigung haben, kennen zu lernen. Eines abends bei ziemlich starker Dämmerung hatte ich mich einmal einen Augenblick von Hause entfernt, ohne die

Thüre zuzumachen. Da sah ich, daß ein Tier in das Gemach schlüpfte. Im Glauben es sei ein Waschbär, machte ich die Thüre schnell zu, nachdem ich im Zimmer war. Ich war aber barfuß und da ich immer noch der Meinung war, ich habe es mit einem Waschbär zu thun, so suchte ich meine Flinte, wie Bogen und Pfeil und fand diese im Augenblick nicht und das Tier schien auf mich loszukommen und beißen zu wollen. Ich wußte mich auf keine andere Art zu verteidigen, als daß ich aus einem vollen Backot (Wassergefäß) einen Schöpfer voll Wasser nahm und dem in eine Ecke geslüchteten Tier hinwarf. Mein junger Hund — Tiger — war noch unerfahren und wollte gegen das Tier hineilen, als plötzlich ein solch' fürchterlich durchdringender, tausendfach konzentrierter Knoblauchgestank mir das Atmen unmöglich machte und mein Hund zu heulen anfang. Das Tier muß seinen sämtlichen Stinksaft ausgespritzt haben. Nun war guter Rat teuer, wie ich diesen grauenhaften Gestank wieder aus dem Zimmer bringen könne. Auswaschen half absolut nichts, so wenig wie Durchzug. Auch machte ich vergeblich ein großes Feuer auf dem Lehmboden, auf welches ich spanischen Pfeffer legte und verbrannte, während ich die Fenster schloß und erst nachher öffnete, um mit dem Rauch auch den Geruch zu entfernen. Auch dies half nur wenig und ich bekam von beiden zusammen Kopfweg, so daß ich's beinahe nicht mehr im Zimmer aushalten konnte, bis ich noch längere Zeit gelüftet hatte.

Ich hatte auch ein Fäßchen mit Getreidekörnern für meine Hühner, die ich allabendlich nach dem Nachtessen noch fütterte. Als ich nun einmal im Begriffe war, mit einem kleinen Gefäß Futter für die Hühner aus dem Fäßchen zu nehmen, sah ich auf dem Boden etwas länglichrundes, das wie ein Ring ausah. Bei näherer Beobachtung fand ich, daß es eine Klapperschlange war und ich schätzte mich glücklich, nicht von ihr gebissen worden zu sein, ehe ich sie erkannte. Ich tötete sie leicht mit einem Stab. Sie war nur etwa 3 Fuß lang und hatte sieben Ringe. Ein anderes Mal kam mein stummer Indianer und deutete mir, ich solle doch ins Freie kommen und er zeigte mir dann in einer

Ritze der Adobemauer eine Klapperschlange, die ich mit einem eingespaltenen Holzstab anfaßte und dann zum Gaudium des Indianers auf einem Häufchen feuriger Kohlen röstete. Einmal war ich Zeuge, wie eine Henne ihr Küchlein gegen eine Klapperschlange verteidigte und dabei ihr eigenes Leben einbüßte und zwar nicht durch plötzliche Vergiftung, sondern nur infolge einer Verletzung, die sie an einem Flügel erlitten hatte. Als ich an einem Sonntag zu meiner Unterhaltung mich mit Pfeilschießen auf Eidechsen amüsirte, sah ich im Grase zwei ineinander verschlungene Klapperschlangen. Ob dieses Zusammensein ein freundschaftliches oder feindliches war, konnte ich nicht ausmitteln. Ich wollte sie beide zusammen mit einem Pfeil durchbohren, traf aber nur eine und diese biß heftig in den Pfeil, so daß man nachher die Narben sehen konnte. Ich wollte nun ausfindig machen, ob der Biß einer Schlange andere Schlangen auch töte und suchte sie daher immer zu reizen, damit sie die andere beiße. Mein Vorhaben gelang mir nicht, denn sie lösten sich sorgfältig von einander und ich mußte froh sein, daß ich infolge meines Experimentes nicht gebissen wurde.

Sehr unangenehme Gäste waren die Wölfe, welche es auf die Hühner abgesehen hatten, aber ich ruhte nicht, bis ich denselben Respekt vor meinen Hofräumen und Ställen eingeflößt hatte, denn mancher hauchte seinen Geist infolge meiner Doppelflinte aus.

XV.

Die Indianer bestehlen mich. Ich verwunde einen derselben. Bauart der Indianerwohnungen. Kriegszug behufs Erbeutung von Frauen.

Wie schon mehrmals bemerkt, gab es in der nahen Umgebung hauptsächlich drei Indianerortschaften, Sisum, Nuba und Minal, wovon die Bewohner der zwei ersteren diebischer als die von Minal waren. Es verging selten ein Tag, wo nicht einige dieser Indianer sich bei meinem Hause einstellten, besonders die Männer, die meistens ganz nackt herumliefen. Da unsere Hausthüre kein Schloß hatte, so war es eben keine Seltenheit, daß ich nach Ausgängen bei meiner Rückkehr dies oder jenes vermisse, aber vorläufig konnte ich nichts machen, sondern erst, als im Garten die Melonen zur Reife kamen.

Da die Indianer angefangen hatten, über den die Gartenanlagen umgebenden Graben zu springen und, wie ich glaubte, auszuspioniren, wo sie während der Nacht sich etwas passendes holen könnten, so hielt ich es für nötig, ihnen dies für die Zukunft zu verbieten. Eines Morgens kamen zwei Sisum-Indianer an meinem Hause vorbei dem Fluß entlang aufwärts. Ich bedeutete ihnen, daß sie nicht über den Graben hinüber dürften. Sie lachten aber nur und gingen gleichwohl in der Richtung gegen denselben. Dieses bemerkend, nahm ich meinen Karabiner und eilte damit an das Ufer des Flusses, als die Indianer bereits hinüber in den Garten gesprungen waren, wo sie thaten, als ob sie nach Fischen schauten. Ich hielt den Karabiner an einen Baumstamm, um sicherer zielen zu können, denn ich wollte vorläufig keinen treffen, sondern ihnen nur Schrecken einjagen, weshalb ich bloß auf den Boden in der Nähe derselben zielte

und den Schuß abfeuerte. Wie ich beabsichtigte, verursachte das Geschoß in dem trockenen Grund ein Aufsteigen des Staubes, auch entstand durch die Kugel, die ein Loch hatte, ein eigentümliches Pfeifen, so daß die Indianer glauben mußten, ich habe auf sie geschossen, aber nicht getroffen. Sie beeilten sich aus dem Graben herauszukommen und ich that, als ob ich den Karabiner wieder laden würde, was sie zur eiligen Flucht veranlaßte, namentlich als sie mich beim Rückwärtschauen noch zielen sahen.

Mein Freund d. h. der Indianer Seie, dessen Bruder Häuptling war, hatte mir schon oft gesagt, daß es hauptsächlich die Sifums und Nubas wären, welche sich mit Stehlen meiner Erzeugnisse abgeben. Der jüngere Bruder des Häuptlings Pumel kam einst krank zu meinem Hause und da ich diese Leute für treu und ehrlich hielt, lag mir daran, ihnen meine Freundschaft zu beweisen. Ich wies ihm in dem geräumigen, sogenannten Rauchhaus einen Platz an, wo er sich legen konnte und ich bereitete ihm Thee von Salbei, Dill, Weinwurzel, spanischem Pfeffer 2c., damit er schwitzen könne; gab ihm zum Essen etwas Brot und hatte das Vergnügen, ihn nach einigen Tagen wohler zu sehen. Bald nachher kam auch Pumel, der Häuptling, krank zu mir und ich kurirte ihn ebenfalls, wofür er sehr dankbar war.

Nach einiger Zeit wurde ich selbst ernstlich unwohl, was mein indianischer Freund Seie bemerkte und mich mit der größten Sorgfalt pflegte. Ich erholte mich nur sehr langsam und konnte daher auch meinen Arbeiten nicht recht obliegen und den Garten zu wenig bewachen, so daß ich wiederholt Spuren von Indianerbesuchen im Garten hatte. Nun wollte ich trotz meinem Unwohlsein ein abschreckendes Beispiel konstatieren.

Als ich einmal an einem Abend Verdacht hatte, daß jemand in den Garten geschlichen sei, stellte ich mich auf die Lauer, wollte dann aber bald heim, weil ich nichts Verdächtiges mehr beobachten konnte. Schon auf dem Heimweg begriffen, klopfte ich noch an einer Wassermelone, um zu untersuchen, ob sie ganz reif sei. Da meinte ich wieder ein Geräusch gehört zu haben und diesmal war es kein Irrtum, denn kaum 30 Schritte vor

mir stand ein schlanker Indianer, welcher wohl die Töne, welche die Melone durch mein Anschlagen verursacht hatte, hörte und jetzt die Ursache davon erspähen wollte. Der feste Entschluß, den darfst Du nicht ungestraft davongehen lassen, war gefaßt, aber ich hatte in meiner Büchse eine ziemlich große Kugel, die unter Umständen hätte töten können und töten wollte ich nicht. Während er zu lauschen schien, hatte er seine untern Gliedmaßen auseinandergespreizt, so daß ich hoffen konnte, ihn nicht in ein Bein zu treffen. Der Schuß wurde abgegeben und der Bursche fiel augenblicklich hin, aber ich hielt dies bloß für eine List, denn ich glaubte, gesehen zu haben, daß er Bogen und Pfeil in der Hand hatte und erwartete also eine Antwort durch Pfeile. Um ihn nicht im Vorteil zu lassen, schoß ich nach ihm noch einige Pfeile und sprang dann mit dem Karabiner und dem gezogenen Waidmesser der Stelle zu, wo er lag. Aber er war ebenfalls aufgesprungen und eilte dem nahen Graben zu, den er mit Leichtigkeit übersezte. Seine Schnelligkeit im Springen brachte mich auf den Gedanken, daß er wahrscheinlich gar nicht oder nur wenig verwundet sei und dies reizte mich so, daß ich alles anwandte, ihn einzuholen, was mir endlich gelang. Ich zwang ihn nun, in mein Haus zu kommen, damit ich ihn bei Licht besehen und mich überzeugen könnte, wer er sei. Zu diesem Zwecke mußte ich ihn wiederholt mit dem flachgehaltenen Waidmesser auf den Rücken schlagen. Ich überzeugte mich, daß es ein Sissim-Indianer mit Namen Laggot war. Der Gefangene zeigte mir seinen Schenkel, indem er sein Hemd auszog und zu einem Bündel machte und nahm auch den Baumwollenfetzen, den er um den Leib trug, dazu. Weil ich besorgt war, er habe irgend etwas im Plan, so entriß ich ihm den Bündel. In der That sprang er dann auf einmal in den Uba, wo er sehr tief war und verschwand im Wasser. Ich war bis dahin immer so nahe hinter ihm, daß er ganz in meiner Macht war, aber ich wollte ihm ja kein Leid mehr anthun, sondern ihn eben nur beim Feuerschein recht ansehen. Bald konnte ich ein Plätschern im Wasser von der andern Seite des Flusses hören, was mir bewies, daß er wenigstens nicht er-

trunken sei. Erst nachdem ich den Bündel Laggots auseinandergelegt, konnte ich sehen, daß der arme Kerl viel bedeutender verletzt sein mußte, als ich vermutet hatte und erst jetzt fing ich an zu begreifen, daß er viel Blut verloren und heftige Schmerzen auszustehen hatte und noch ferner zu leiden haben werde. Es gab dann Momente, wo ich mir ernste Vorwürfe machte, so gehandelt zu haben und dann fand ich wieder, daß ich in meiner Stellung nur so handeln durfte. Ich fürchtete, infolge der Aufregung und Neue auf's Neue krank zu werden. Einige anwesende Minal-Indianer bat ich, nach Sisum zu gehen und dort bekannt zu machen, daß ich den Laggot wegen Diebereien verwundet habe und daß man ihn jenseits des Nuba suchen möchte, falls er noch nicht heimgekommen sei. Das Leinentuch und Hemd könne er bei mir abholen, wenn er wieder zu gehen im stande sei. Die Minal hatten meinen Auftrag befolgt, aber ich sah weder an diesem noch am nächsten Tage etwas von Indianern, was mich auf die Vermutung brachte, daß man mich des Nachts überfallen und vielleicht ermorden werde, weshalb ich stets meine Waffen neben dem Bett hatte, auch die Axt war dabei und eine Anzahl Knotenstöcke, denn ich war entschlossen, so lange zu kämpfen, als Leben in mir sei.

Am dritten Tag kam ein einzelner Sisum-Indianer zu mir, von dem ich erfuhr, daß man den Laggot erst am zweiten Tag in einem dichten Gebüsch gefunden habe, daß er sehr schwach und sein Bein stark geschwollen sei. Ich hatte an jenem Vormittag ein Stück Schweinefleisch erhalten, an dem eine Niere mit dem sie umschließenden Fett war. Schnell nahm ich ein Stück von einem alten Leinwandhemd und strich etwa einen Zoll dick frisches Nierenfett darauf und gab dem Sisum zu verstehen, daß Laggot dies auf sein verwundetes Glied binden solle, damit dadurch der Schmerz gelindert werde. Der Indianer nahm es und versprach zu thun, wie ich gesagt hatte. Ein paar Tage später vernahm ich, daß Laggot seine Schmerzen verloren habe und besser sei.

Diese Schießerei hatte übrigens doch zur Folge, daß die

Indianer meine Kunst mehr achten lernten und meine Garten-erzeugnisse in Ruhe ließen, wenigstens so lange, als sie mich in der Nähe wußten. Auch versicherte ich die Indianer, daß es ja in meiner Macht gelegen hätte, den Dieb zu töten, wenn es meine Absicht gewesen wäre.

Für die Indianer am Federfluß war dieser Sommer ein unheilvoller, denn eine Seuche hatte viele, namentlich Frauen und Kinder dahingerafft. Einige Dörfchen hatten sogar fast alle Frauen verloren, versicherte man mir nachträglich. Etwa 400 Schritte von meinem Hause hörte ich längere Zeit die Trauertöne ihrer Totenklagen und man sah mitunter ganz schwarz angestrichene Männer und Frauen, was abscheulich aussah. Ich glaube, daß diese große Sterblichkeit die Folge von verkehrter Behandlung war, denn ich sah selber einmal, wie man ein fieberiges, krankes Kind mehrmals nacheinander in dem von der Schneeschmelze hochgehenden Nubfluß mit dem ganzen Körper untertauchte, weil man meinte, es habe sehr heiß und diese Abkühlung sei eine Wohlthat und heilsam. Wie ich vernahm starb bald darauf das Kind.

Noch bevor diese Seuche grassirte, war ich einmal im Lager von Indianern, um zu sehen, wie es da zugehe. Da brachte mir eine Frau ihr fettes, braunfarbiges Knäblein, welches etwa acht Monate alt sein konnte. Ich nahm den Kleinen aus ihren Armen, hätschelte ihn und schwang ihn durch die Lüste, worüber der Knirps große Freude an den Tag legte. Als man meine Freude an dem Kinde sah, brachte eine andere Mutter mir ihr noch kleineres Kind, ebenfalls ein Bübchen, so daß ich zum allgemeinen Vergnügen der Anwesenden nun mit Zweien zu tändeln hatte. Nun that ich, als ob ich beide mit mir fortnehmen wollte, worauf die Mütter aber schnell ihre Kinder zu sich nahmen. Was die Wohnungen anbelangt, so gibt es deren zweierlei, Sommer- und Winterhäuser. Die letztern sehen einem riesigen Maulwurfshügel nicht unähnlich. Ein Teil dieser, etwa 3 Fuß, ist unter dem Niveau des Bodens, also in die Erde eingegraben und mitten in demselben sind mehrere starke Pfosten angebracht,

welche die Hauptstütze des Gebäudes bilden, auf die die Dachfirst zu ruhen kommt. In einem Durchmesser von 12 bis 20 Fuß, je nach der wünschbaren Größe des Hauses, werden starke, aber biegsame Stangen in dem Boden befestigt oder eingesteckt und gegen die Mitte hin so gebrochen, daß der dünnere Teil auf die Mittelpfosten zu liegen kommt und dort befestigt werden kann, was mit Schlingpflanzen leicht möglich ist. Wenn dieses Rahmenwerk ähnlich einem Schirmgestell fertig ist, so kommen quer auf diese Stangen, die als Rafen dienen, wieder im ganzen Umkreis des Daches leichtere, biegsame Stangen über und unter diese Rafen und werden zusammengebunden je eine obere mit einer unteren, bis das ganze Dach eine Art Geflecht bildet. Auf dieses kommt dann eine Schicht gutverarbeiteten Lehms oder Thons, welcher gut gestampft, geschlagen, getreten und geglättet wird und zwar auf alles vorhandene Geflecht, Wände wie Dach und beidseitig, inwendig wie auswendig. Oben wird mitunter ein Rauchloch oder Luftloch offen gelassen und vorn über der Erde ist die Eingangspforte, nämlich ein Loch von 2 bis 3 Fuß Breite und Höhe und der Palast ist fertig. Der Hausrat besteht aus einer Anzahl verschiedener Körbe, von welchen einige wasserdicht sind und als Wassergefäße benutzt werden. Ich mußte oft staunen über solche Korbarbeiten, die auch zur Zierde gemacht werden und wahre Kunstwerke sind.

In der Mitte der Wohnung versieht ein Loch im Grund oder ein Häufchen Steine den Feuerherd und an den innern Hauswänden sind einige Lager oder Betten angebracht, über welche einfache Matten von Sumpfgas oder Binsen als Unterbett gelegt sind.

Die Sommerhäuser oder Sommerwohnungen bestehen meistens aus Dula (Binsen) und Dulamatten schichtenweise über ein Rahmenwerk, wie bei den Winterhäusern gelegt, aber alles leichter, weil kein Gewicht darauf kommt, wie bei den Winterhäusern. Diese Sommerhäuser kommen aber auf, also über den Grund zu stehen, somit flach mit dem äußern Boden der Umgebung. Von außen angesehen haben diese die größte Ähnlichkeit mit einem Heu- oder Streueschober.

Um das Haupthaus herum werden oft kleinere, ähnlich verfertigte Hütten erstellt, die zum Aufbewahren von Vorräten dienen, wie Getreide, Eicheln, Wurzeln 2c.

Wie bei den Weißen der Weizen als Hauptbrodfrucht betrachtet wird, so ist es beim Indianer die Frucht des Eichbaumes, also die Eichel. Je nach der Art der Eichbäume ist auch die Frucht sehr verschieden in Form und Geschmack. Aus dem Mehl der Eicheln bereitet sich der Indianer eine Art Mehlsuppe und auf Steinen gebackene Kuchen verschiedener Art, die aber selten angenehm schmecken und noch seltener ohne Sandbeimischung sind, was zwischen den Zähnen höchst unangenehm knirscht. Wie bereits schon mehrmals bemerkt, fehlt es auch nicht an Fleisch aller Art, Fischen und Heuschrecken. Als Gemüse benutzen sie verschiedene Kräuter, Wurzeln Grassamen. Sehr geschätzt ist die Wurzel der *Eschholzia California*, die Ähnlichkeit mit unsern Kartoffeln hat. Sie wird auf Steinen gebraten, indem man sie auf Unkrautblätter legt und auf heißen Steinen mit Erde bedeckt. Auch Knoblauch und Zwiebel ähnliche Knollen kennen die Indianer, so daß sie in dieser Beziehung, also punkto Nahrung, nicht zu bemitleiden sind.

Obwohl Californien damals ein Paradies für Jäger hätte genannt werden dürfen, so waren die Indianer doch selten gute Schützen. An Wild aller Art fehlte es nie; das stolze Elkatier von der Größe eines Maultiers war nicht selten, die Böcke derselben hatten majestätische Geweihe, mehrere Sorten Hirsche und Rehe, eine Anzahl von Antilopen bis gegen 200 Pfund schwer, der graue Bär, in den gegen Oregon gelegenen Bergen der californische Löwe, von besonderer Größe und Stärke, verschiedene Katzenarten, der Dachs, der europäische Hase und verschiedene Kaninchenarten, eine kleine Art Füchse mit langen Zehen versehen, ähnlich einer Kinderhand, welche flink klettern und arge Hühnerdiebe sind, Waschbären, Seeratten, Biber und die schon früher vielfach erwähnten Büffel und Wölfe, sowie eine Anzahl von Enten und Gänsen. Von den Vögeln und deren Fangweise habe ich schon gesprochen.

Ich konnte mir die Gleichgültigkeit der Indianer gegen die Jagd nur damit erklären, daß sie fische und Geflügel auf sehr leichte Art zur Genüge bekommen konnten, denn sie verachteten weder Hirsch-, Reh-, Elk-, Antilopen- noch Bärenfleisch, sondern sie aßen, nein, verschlangen solches in unglaublichem Maße, wenn man es ihnen anbot.

Da die Federfluß-Indianer so viele ihrer Frauen durch den Tod verloren hatten, so waren sie auf Mittel und Wege bedacht, wie sie diesen Verlust wieder ersetzen könnten. Es wurde von ihnen ein Kriegszug gegen die Berg-Indianer beschlossen, deren Männer sie umbringen, die Frauen aber als Hauptbeute mit sich heimführen wollten. Um einen Anlaß zu einem Kriege zu haben oder vorschützen zu können, benutzten sie die Beschwerde, daß ihnen die Vaqueros von Cordua Vieh gestohlen hätten. Zur Sicherung eines Sieges wurden längere Zeit vorher die Bogen und Pfeile und Lanzen ausgebessert und Übungen veranstaltet. Jrgend ein Tago mußte den Feind vorstellen. Drei Haupttrufe wurden als Kriegsgeschrei geübt und wie mit einer einzigen Kehle momentan ausgestoßen und zwar immer in Oktaven vom höchsten bis tiefsten Ton. Als ich diese Rufe zum erstenmal hörte, war ich gerade im Garten beschäftigt und da ich nicht wußte, was dies Geschrei zu bedeuten habe, so stieg ich auf eine Anhöhe und sah zu meiner großen Überraschung eine große Zahl nackter mit Bogen, Pfeilen und Lanzen versehener Indianer in der Richtung gegen mich eilen. Hätte ich damals den Taggot schon verwundet gehabt und nichts von dem Unternehmen gegen die Berg-Indianer gewußt, so würde ich schnell die Flucht ergriffen haben, so aber blieb ich unter einer Eiche stehen, um zu sehen, was diese Schar nackter Kerls eigentlich wollten. Es stellte sich heraus, daß sie als Laufübung einen Wolf verfolgten und der beste dieser Schnellläufer war der nämliche Taggot, den ich später verwundete. Ich bin in meinen Erzählungen nämlich in chronologischer Hinsicht nicht immer genau, weil ich viel aus dem Gedächtnis nehmen muß. Die Thatfachen selbst sind absolut auch bis ins allerkleinste wahrheitsgetreu.

Der Kriegszug wurde endlich unternommen, von einigen dem Cordua angehörigen Vaquero's und Pumel zu Pferd, sämtlich mit Lasso's versehen, begleitet, scheint aber ohne Erfolg gewesen zu sein, denn sie sollen keine einzige Frau als Beute heimgebracht haben. Einige Minal-Indianer erzählten mir, daß sie schon am Abend gegen das erste Dörfchen der Berg-Indianer vorgegriffen seien, aber den Angriff erst am Morgen gemacht hätten und zwar erfolglos, weil der Feind von dem Vorhaben inzwischen Kenntniß erhielt. Ein einziger Berg-Indianer sei umgekommen und zwar durch meinen Freund Seie. Er selber erzählte mir, daß jener gerade ihn töten wollen und mit großer Schnelligkeit auf ihn geschossen habe; einige Zeit sei er den Pfeilen ausgewichen, dann aber habe er ihn scharf ins Auge gefaßt und ihm dann einen Pfeil in den Leib gesandt, worauf der Betroffene laut aufschreiend rücklings gefallen sei. Er — Seie — habe ihm dann den Hals abgeschnitten und ihn seiner Pelikanfnochen beraubt, die er um den Hals getragen und um seinen eigenen Nacken als Siegeszeichen gehängt. Von den Thal-Indianern sei niemand umgekommen, aber die Beute sei auch nicht bedeutend gewesen, abgesehen von den Heiratsplänen, die sie zu diesem Feldzug veranlaßt hatten.

Zur Charakteristik der damaligen Zustände oder als Illustration muß ich nun auch noch einiges von Weißen, also Eingewanderten aus jener Zeit erzählen.

XVI.

**Ansichten, Sitten und Gebräuche der ersten Ansiedler.
Erlebnisse in Minal. Kartenorakel zweier Verliebten.**

Ich glaube irgendwo schon von einem Manne Tailor gesprochen zu haben, dessen Frau und deren zwei Schwestern bei Johnsons Rancho wohnten. Die ältere dieser Schwestern war eine schöne Witwe von etwa 30 Jahren und besaß nichts als ein kleines Mädchen von ihrem auf der Reise über das Felsengebirge verunglückten Manne, weil sie in der Sierra Nevada beinahe alles eingebüßt hatten. Bei ihnen wohnte noch die dritte Schwester, welche Mary hieß und sehr schön und lebenswürdig war, die ich aber damals noch nicht persönlich kannte. Wie wir bereits gesehen, war Nye Teilhaber an einer Rancho nebst Vieh und Pferden und zudem ein schöner, schlank gewachsener, noch junger Mann, hatte aber wie die meisten früheren Ansiedler es gethan, eine Indianerin zur Frau genommen, die ihm zwei Kinder geschenkt hatte. Dieses Verhältniß betrachtete Nye jetzt, als er die schöne Witwe gesehen hatte, als ein großes Hindernis, sich dieser nähern zu dürfen, denn die früheren Beziehungen blieben einerseits kein Geheimnis, anderseits schien mir Nye damals ein zu ehrenhafter Charakter, als daß er die schöne Witwe hätte betrogen wollen. Nun war diese alleinstehende Frau so klug, sich dahin zu äußern, sie finde es ganz natürlich, daß Weiße in Ermangelung von weißen Mädchen Indianerinnen heiraten. Da aber das Zusammenleben von weißen Männern mit Indianerinnen nur ein freiwilliges, durch kein eheliches Versprechen sanctionirtes sei, so stehe es beiden Theilen jederzeit frei, sich zu trennen. Nye war infolge dieser Kundgebung noch nicht dreist genug, die schöne Witwe um ihre Hand zu bitten, sondern fragte diese noch aus-

drücklich, ob sie denn einen weißen Mann verachten würde, wenn dieser seine indianische Frau und Mutter seiner Kinder fortschicken würde, um eine weiße Frau zu heiraten, worauf diese mit „Nein“ antwortete, sofern nämlich der Vater für seine Kinder Sorge, wie es sich gebühre und der Indianerfrau es überlasse, zu gehen, wohin sie wolle. Trotz dieser für Nye mehr als ermunternden Antwort beriet dieser doch noch seine Freunde und mich über diesen Fall und ich sprach mich dahin aus, daß ich da nicht gut urteilen könne, indem ich unter allen Umständen so lange zu warten gedanke, eine Frau zu nehmen, bis ich eine Weiße bekommen werde, die mir gefalle. Diese Antwort paßte dem Fragesteller nicht ganz recht und nun fragte er mich, ob eine Weiße Ursache hätte, ihn zu verachten oder nicht.

„Wäre ich an Ihrer Stelle so würde ich der Betreffenden alles der Wahrheit getreu offenbaren, damit sie das Ganze zum Voraus wüßte und mir daher nachträglich nicht Vorwürfe machen könnte, sie hintergangen oder betrogen zu haben“, war meine Antwort und Nye sagte mir nun erst, daß sie sich bereits in oben angegebener Weise geäußert habe.

„Nun da haben Sie ja nichts mehr zu riskiren, aber was fangen Sie mit Ihrer Indianerin an? Diese dürfen Sie nicht mehr neben der weißen Frau behalten, das würde Ihren Hausfrieden stören!“

„Das weiß ich schon“, meinte Nye, „sie ist auch bereits eifersüchtig auf die Witwe und böse mit mir, aber das kann die Sache nicht mehr ändern; ich werde sie einem meiner Vaqueros geben oder sie mag gehen, wohin sie will.“

Mr. Nye hatte meine drei schönen Röcke, welche ich besaß, aber nie trug, oft gesehen. Als er dann bald zu heiraten gedachte, so meinte er, es gehöre zu einer so schönen Frau auch ein schön gekleideter Mann. Mich hatte er immer nur in meiner Matrosenkleidung gesehen und wahrscheinlich dabei gedacht, er könne von Lienhard billig einen von seinen Röcken kaufen, denn er brauche sie ja nicht. Nach einem seiner Besuche bei seiner Braut rückte er nun unverholen mit seinem Anliegen heraus.

„Eienhard, Sie haben da in dem Koffer mehrere Kleider, die Sie niemals zu tragen scheinen und da ich nächstens Hochzeit zu machen gedenke, aber keinen passenden Rock dazu habe, so dachte ich, daß Sie mir einen der Ihrigen verkaufen könnten.“

Ich erklärte meinem Freunde, daß, obschon ich in Minimal es als unnötig betrachte, die schönen Röcke zu tragen, ich es doch später wieder thun werde und da ich diese Kleidungsstücke noch von meiner alten Heimat mitgebracht und sie nach der neuesten Mode habe machen lassen, so hätte ich kein Verlangen, sie zu verkaufen. Nye bestand aber darauf, daß ich ihm einen der Röcke abtreten müßte und wollte auch sogleich einen derselben probieren. Ich ließ ihn den schönsten und modigsten sehen und er zog ihn an. Dieser paßte so gut, als ob er extra für ihn gemacht worden wäre.

„Well“, meinte Nye, „ich werde Ihnen den Rock abkaufen sobald ich Hochzeit mache“; aber ich gab ihm den Rat, sich lieber anderwärts nach einem Rock umzuschauen, indem ich den meinigen nie verkaufen wolle.

Einige Wochen später kam Nye an einem Nachmittag, stieg ab und wollte, daß ich ihm den Rock abtreten sollte, ansonst er ja nicht Hochzeit machen könne.

„Nun, was wollen Sie mir für denselben bezahlen?“ fragte ich.“

„Lassen Sie mich den Preis hören“, war seine Antwort.“

„So will ich Ihnen denn sagen, Sie geben mir drei zahme Milchkühe!“

„Was, drei zahme Milchkühe? Wo denken Sie hin? Nein, lieber gehe ich doch in meinen Hemdärmeln und mache Hochzeit.“

„Gut, thun Sie, wie es Ihnen gefällt, das ist mir ganz gleich, es liegt mir nicht daran, den Rock zu verkaufen.“

Aber Nye wollte sich nicht abwendig machen lassen und sagte: „Ich muß den Rock haben, nun wollen Sie, weil Sie das wissen, mich übervorteilen“

„Nein, das will ich nicht, darum habe ich Ihnen früher schon geraten, sich anderswo nach einem solchen umzusehen.“

Endlich kamen wir miteinander überein, daß er mir zwei zahme Milchfüße und eine zugerittene Stute dafür bezahlen solle, sobald ich bei ihm dafür anfragen wolle.

Nye zog den Rock sogleich wieder an, schwang sich auf sein Pferd und flog nun seiner Braut so rasch entgegen, daß die Rockflügel in den Lüften flatterten, denn am nächsten Tag wollte er hinunter nach Squire Sinclair, um sich trauen zu lassen.

Am folgenden Tag kam Charles Cleaveland zu mir herüber, aber nicht, um bei mir zu bleiben, sondern er wollte der schönen Mary, der neuen Schwägerin von Nye, von der er mir vorher schon oft erzählte, einen Besuch machen. Ich ahnte schon lange, daß Cleaveland's Herz an ihr hing. Er schien der Hoffnung zu sein, daß an diesem Tage sein Schicksal für's ganze Leben entschieden werde. Auf dem Rückweg sollte er mir den Erfolg seiner Werbung mitteilen, aber o weh, er kam nicht zurück bis am andern Tag und in sehr niedergeschlagener Stimmung, denn er hatte die Ersehnte gar nicht gesehen, weil sie mit der Schwester, dem neuen Schwager und dem alten Johnson zu Sinclairs hinuntergeritten sei, und zwar zum Zwecke, um sich mit Johnson zu verheiraten, wovon niemand eine Ahnung hatte. Trotz seiner Traurigkeit schien ein gewisser Trotz in seinem Wesen zu liegen und es kam mir vor, als ob er Pläne schmiede, weil er mir sagte, daß er glaube, man habe Mary gezwungen, gegen ihre Neigung den alten Johnson zu heiraten. Einen Monat später hatte ich Gelegenheit, die Richtigkeit dieser Mutmaßung durch Mary selbst bestätigt zu hören, denn sie habe Johnson schon wieder verlassen und dieser seine Indianerin oder richtiger gesagt, Indianerinnen wieder zurückkommen lassen.

Ich übergehe hier die egoistischen Gründe und Details ihrer Beeinflussung durch ihren Schwager Nye, der überhaupt gar nicht so gewissenhaft war, wie er bei der Werbung um seine Frau scheinen wollte und füge nur bei, daß Mary gleich nach der Trauung und trotz dieses Aktes nie mit Johnson zusammengelebt hat und von Cleaveland erfuhr ich, daß Nye nur so lange ein Ehrenmann sei, so lange dies in seinem eigenen Interesse

liege. Er riet mir daher dann auch, meinen Rockhandel mit ihm zu verschreiben, wenn ich nicht geprellt werden wolle. Ich überzeugte mich bald von der Richtigkeit dieser Annahme und brachte es mit Klugheit dazu, daß er mir, nicht wie er es im Sinne hatte, schlechtes Vieh für gutes geben konnte. Um mit ihm nicht unangenehme Differenzen zu bekommen, trat ich dann meine Forderung an Cleaveland mit einem schönen Rabatt ab. Dieser Cleaveland war ein Franzose, von Bordeaux gebürtig, und schon mehrere Jahre in Amerika, hatte sich früher in St. Joseph aufgehalten, dort die Küferei erlernt und dann wie ich die Reise über das Felsengebirge nach Californien gemacht, woselbst angekommen, er noch sechs Dollars in der Tasche gehabt habe. Der Farmer Cordua stellte ihn dann an, damit er ihm Fässer zur Verpackung von eingesalzenem Rindfleisch verfertige und nebenbei allerlei Flickarbeit mache. Er war damals etwa 30 Jahre alt, hatte gute Manieren, schöne Gesichtszüge, war fest gebaut, von mittlerer Größe und sprach besser englisch als die andern Franzosen, sowie er auch eine schöne Schrift führte; er war also eine Art französischer Nankee.

Während meines Aufenthaltes in Mineral lernte ich diesen Mann kennen und wir werden später sehen, warum ich mich hier so einläßlich mit seiner Herkunft und Vergangenheit beschäftige. Waren seine Hoffnungen auf die Hand der Mary durch die Heirat mit Johnson auch einstweilen vereitelt, so gab er diese doch nicht ganz auf und zwar mit Recht, wie wir später sehen werden.

Die Copulationen der beiden Ehepaare hatten Ende Juni 1847 stattgefunden und es hieß, daß diese am 4. Juli zu Cordua auf Besuch kommen werden, um sich da gütlich zu thun, resp. nachträglich die Hochzeiten zu feiern. Auch ich wäre gern hingegangen, da ich bei Cordua sozusagen zu Hause war und sowohl Frau Nye als die Hochzeitsgäste Herr und Frau Foster persönlich kannte, keineswegs aber Frau Johnson, die schöne Mary. Ich wurde aber um jene Zeit wieder ernstlich unwohl, so daß ich

eine Schwitzkur nötig fand und deshalb besorgte, daß ich das Bett längere Zeit hüten müsse.

Cordua war früher in Columbia, wo er mit einer Mulattin verheiratet war und mehrere Kinder hatte, die er nach seiner Heimat Mecklenburg schickte, um sie schulen zu lassen. Gegen Ende des Jahres 1839 kam er nach Californien, wo er von Sutter etwas Land und Vieh kaufte und bei der üppigen Grasvegetation bald eine schöne Heerde hatte. Er wohnte in der Nähe von Mineral am Hubastuß und war somit mein Nachbar, wenn auch mehrere Meilen weit von Mineral, also von meiner Einsamkeit entfernt. Da der Mann zu Hause eine gute Erziehung genossen hatte und aus Erfahrung viel wußte, auch eine Bibliothek besaß, so besuchte ich ihn an Sonntagen sehr oft und wir wurden gute Nachbarn, wenn nicht Freunde. Seine damalige Frau war natürlich auch eine Indianerin und durch diese wurde ich dann mit Nye und dessen erster Frau, der nachher abgedankten Indianerin, bekannt. Dies bloß als Einschaltung zum Verständnis der Beziehungen zu Nye, den ich oft bei Cordua gesehen.

Während ich gerade in meinem Schwitzbad, d. h. im Bett war, hörte ich Pferdegetrampel, welches sich meinem Hause näherte und bei der Laube aufhörte. Wer immer es sein sollte, dachte ich, so kann ich eben jetzt nicht aufstehen, um sie willkommen zu heißen, also blieb ich liegen. Nach einer kleinen Weile kam eine schöne Jungfrau in die Thüröffnung und schüchtern um sich blickend, bat sie um einen Trunk Wasser als sie meiner ansichtig wurde. Ich bat sie, mich zu entschuldigen, da ich nicht wohl sei, also das Gewünschte nicht selber darreichen könne, aber sie bitte, sich selber aus dem gefüllten Pokal zu bedienen. Sie sagte dann, daß Frau Nye draußen auf dem Pferd warte und bei Frau Johnson sei und alle nach Corduasfarm wollten. Ich drückte den Wunsch aus, am folgenden Tag auch dorthin kommen zu können, wenn mir etwas besser sei, was denn auch der Fall war, indem ich mich wieder ganz munter fühlte.

Bei Cordua waren nebst dem Eigentümer, Foster, Johnson und Nye und ihren jungen Frauen noch Herr Hartwing, der

Botaniker, der Mitbewerber Charles Cleavelands und ein mir unbekannter Deutscher, namens Karl Röder, also zusammen acht Männer und drei Damen, lauter Weiße, wohl mehr Personen, als je vorher in Corduasfarm auf einmal gewesen waren.

Es wurden zur Feier dieses Tages weder Kanonen noch Raketen abgefeuert, noch Festreden gehalten, aber man unterhielt sich angenehm über allerlei Gegenstände, wobei das Hauptthema bei Foster und Nye die Vieh- und Pferdeheerde bildete. Der Neuvermählte, Mr. Johnson, saß so ziemlich allein in einer Ecke und schien eher mißmutig, als froh gestimmt zu sein. Seine schöne Frau, Cleaveland und ich saßen an einem Tisch und machten allerlei Künste mit Spielkarten, worauf man auf's Wahrsagen zu sprechen kam, für Frau Johnson und Cleaveland das Hauptthema der Unterhaltung, was wir sofort sehen werden. Erstere behauptete nämlich, sie verstehe das Wahrsagen mit Karten gründlich und auch Cleaveland versicherte, diese Kunst sei ihm absolut nicht fremd und so beschloß man dann, sich gegenseitig die Zukunft zu offenbaren. Zuerst gab Mrs. Johnson ihre Kunst zum besten; die Wahrsagerin mischte die Karten und Cleaveland hob sie ab. Diese zeigte, so viel ich mich noch erinnern kann, folgendes: „Sie leben der Hoffnung, die Hand einer Person zu erwerben, die Sie geliebt haben und von der Sie ebenfalls geliebt wurden, sind aber getäuscht worden und zwar, ohne daß Ihre Geliebte eine Ahnung davon hatte. Ein widriges Geschick ist zwischen Sie beide getreten, so daß man fast meinen sollte, es sei eine glückliche Lösung nicht mehr möglich. Aber es sind Zeichen da, daß noch nicht alle Würfel gefallen sind und bei Mut und Ausdauer kann noch alles gut werden. Fahren Sie also fort, Ihre Geliebte fernerhin unverbrüchlich zu lieben, denn Sie werden auch von ihr in gleichem Maße geliebt und der Erfolg wird Ihre Treue belohnen.“

Diese Orakelsprüche aus dem Munde der liebreizenden Mary, wenn sie auch jetzt Frau Johnson hieß, schienen auf Cleaveland einen tiefen Eindruck zu machen und nun war es ja an ihm, zu beweisen, daß er ebenfalls Meister in dieser Kunst sei.

Er mischte die Karten und Frau Johnson mußte abheben.

„Wie sonderbar! Schon die erste Karte verrät sehr verhängnisvolle Verhältnisse. Eine Schranke, welche mit Ausdauer niederzureißen möglich scheint, zeigt sich in denselben, denn Sie haben gegen Ihre Neigung sich binden lassen und dies muß wieder gelöst sein und kann es auch. Ein Anderer liebt Sie so sehr, daß er alles für sie thut, sogar sein Leben für Sie lassen könnte. Dieser Mann ist zwar arm, aber mit der Zeit wird sich dies ändern, so daß er Ihnen eine schöne Lebensstellung zu verschaffen im Stande sein wird, ertragen Sie Ihr Loos also mit Ausdauer und Geduld, die Liebe wird siegen.“ So lautete ungefähr Cleavelands Wahrspruch.

Es kam mir sehr amüsant vor, von diesen zwei Menschen solche Worte als Beweis dafür zu hören, daß sie einander gut durchschauten oder von dritter Seite gut orientirt wurden. Als ich Beide hat, mir doch auch meine Zukunft ein wenig zu entschleiern, so wollten sie nichts davon wissen, denn ihr Zweck war ja auf's Gelungenste erreicht; was wollten sie mehr? Von der Erfüllung hören wir später!

Ich verlasse hier die beiden hoffnungsvoll sich Liebenden für einige Zeit, um nicht in der Zeitrechnung beim freundlichen Leser eine Verwirrung in der Reihenfolge der Ereignisse herbeizuführen. In meiner noch immer fortdauernden Einsamkeit in Mineral hatte ich oft Besuche von Bekannten und Unbekannten, welche die Eintönigkeit meines Lebens nicht immer zu meiner Freude unterbrachen. Auch der saubere Savage fand mich hier und hätte mich wahrscheinlich gern bestohlen. Auf meine Frage, wie viel er für sein Pferd, seinen Sattel, Leggings und Sporen zc. bezahlt habe, erfolgte die Antwort: „Narr, ich habe nichts dafür bezahlt, ich habe alles gestohlen, meinst du denn, daß ich solche Dinge kaufe und bezahle.“

Auch mehrere Reisegefährten aus unserer Emigrantengesellschaft über das Felsengebirge besuchten mich, so z. B. jener

Bursche, welcher die von mir vergessene Art am Marie-River anegirt und den „Halm“ abgefägt hatte und andere mehr.

Ich hatte dem Capitain Sutter zu wiederholten Malen geschrieben, daß ich nicht länger in Minal bleiben werde und wurde dann mit guten Worten abgespiesen, bis ich es endlich dahin brachte, daß er mir auf die nächsten Tage einen Nachfolger versprach. Um diese Zeit war die Familie des bei Sutter angestellt gewesenem Capitain Batty in Minal, um sich etwas zu erholen. Da kam eines Morgens ein zu dieser Familie gehöriger Engländer und sagte, daß ihm in der Nacht ein Kind gestorben sei und fragte mich, ob ich nicht einen Sarg für dasselbe machen und ein Grab herrichten wolle. Ich hieß ihn das Maß nehmen, jedoch lieber etwas zu groß, als zu klein. In den knochenharten Grund ein sechs Fuß tiefes Loch zu machen, hatte ich wenig Lust, dagegen nahm ich ein paar alte Bretter, die sehr schwer zu bekommen waren und zimmerte mit meinem alten Beil und der Handsäge so gut als möglich ein Särgelein, aber als wir das Kind hineinlegen wollten, war der Sarg 5 Zoll zu kurz, denn der alte Narr hatte mir nicht einmal das richtige Maß geben können und ich mußte meine Arbeit auf's Neue beginnen. Dann wurde das unschuldige, leblose, schöne Geschöpfchen hineingelegt und zwar in dem Augenblick, als mein Nachfolger eintraf und sich als solchen unter dem Namen Mr. Burns vorstellte.

Seine Ankunft hatte mich freudig aufgeregt, denn nun war die Erlösung aus meiner freiwilligen Gefangenschaft endlich gekommen und ich brauchte nur noch auf die Ankunft des Indianers mit dem Canoe im Nuba zu warten, der mich mit meinen Habseligkeiten aufnehmen sollte. Weil Mr. Burns den letzten Teil seines Weges zu Fuß unternommen hatte, während sein Fährmann noch den großen Bogen auf dem Federfluß und Nuba machen mußte, so wollte ich inzwischen meinen Nachfolger noch über alles Nötige belehren, aber dieser belehrte umgekehrt mich und zwar dahin, daß er nicht gekommen sei, hier zu arbeiten, sondern um es hier angenehm zu haben. Ich antwortete ihm,

daß er es wohl etwas leicht zu nehmen scheine, aber am besten selber finden werde, wie dies zu erwecken sei. Mr. Burns hatte mir, um zu zeigen, daß er ein Mann von etwelcher Bedeutung sei, erzählt, daß er bis vor kurzem bei Ramehamcha, König der Sandwichinseln, Dolmetscher gewesen sei. Auf die Bitten Burns ließ ich ihm meinen treuen Hund Tiger als Gesellschafter zurück, aber sehr ungern. Endlich erschien mein Fährmann und bald trug mich das Canoe abwärts zu Menschen von meiner Rasse, nach denen ich mich längst gesehnt hatte.

XVII.

**Mein Aufenthalt in Sutters-Fort. Lerne als Aufseher
und Thürschließer Sutters Charakter kennen.**

Wir kamen am Abend glücklich in Sutters-Fort an, aber ich übernachtete in der Gerberei und ging am Morgen dann sofort zu Sutter, der mich freundlicher aufnahm, als ich nach seinem letzten Brief erwartet hatte. Ich beschwerte mich über die Art seiner Briefe, aber er entschuldigte sich damit, daß er um jene Zeit sonst viel Unangenehmes gehabt habe und deshalb gereizt gewesen sei, ich möchte ihm also verzeihen.

Bei Sutter wollte ich nun absolut abrechnen, aber er wußte alles so zu sagen und einzurichten, daß ich immer wieder geduldig wartete und schließlich mich wieder von ihm engagieren ließ. Sogar als Schiffs-Capitain auf Sutters Schooner, der die Fahrten nach Sacramento und St. Franzisco machen mußte, war ich bei ihm betätigt. Ich kannte eben damals Sutters Charakter noch nicht, fand aber nur zu bald Gelegenheit hiezu, denn ich war dann immer in seiner Nähe, als ich Aufseher über alle seine Arbeiter wurde und nach außen quasi sein Stellvertreter. Jeden Morgen wurden von mir die Fortthore geöffnet, dann begab ich mich in das Privatzimmer Sutters, die Office, wie es gewöhnlich benannt wurde, um das Tagebuch und die täglichen Instruktionen zu holen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß Sutter ein Freund vom Trinken war.

Da er für den Bau einer Getreidemühle am American-River und die etwa 50 Meilen entfernte Sägemühle viele Arbeiter angestellt hatte, so gab es für mich alle Hände voll zu thun. Nebst den vielen Weißen hatte er auch eine Anzahl Berg-

Indianer zu verschiedenen Zwecken zur Verfügung. Diese wurden ihm von verschiedenen Häuptlingen, welche ihm als Rottenmeister dienten, zugeführt. Sutter nannte die indianischen Herren auch Capitaine, um ihrer Eitelkeit zu schmeicheln und sie erhielten mehr Lohn als die gewöhnlichen Arbeiter, welche für ein ordinäres Mouffelinehemd oder Stoff zu einem solchen oder auch Stoff zu einem Paar Mouffelinehosen zwei Wochen arbeiten mußten. Die Art, wie diese indianischen Arbeiter gefüttert wurden, mahnte mich an das Füttern einer Anzahl Schweine. Sie erhielten in lange Tröge geschüttet gekochten Weizen, zu dem sie in Reihen hinkauerten und das dampfende Getreide vermitteltst ihrer dreieckigen Hände zum Munde führten, wobei sie ein Geschnatter machten, welches dem einer Anzahl Gänse nicht unähnlich war. Sie erhielten aber auch mitunter Rindfleisch, welches ja sehr billig war und das sie am liebsten am Morgen früh oder am Abend auf glühenden Kohlen brateten, wobei sie sehr vergnügt schienen. Damit diese Arbeiter sich nicht etwa in ihre Bergheimat davonmachen konnten ohne Abschied zu nehmen, so mußte ich sie — Männer und Weiber — in ein großes Zimmer einschließen. In diesen Schlafräumen gab es weder Betten noch Stroh und es war jedem überlassen, nach seinem Belieben sich auf dem Boden zu lagern. Öffnete ich dann am Morgen die Thüre, so quoll mir ein eigentümliches Aroma entgegen, da keine Abtritte eingerichtet waren. Wie diese Räumlichkeiten nach 10 oder 14 Tagen ausgesehen haben mögen, kann man sich vorstellen, denn bald er wurden sie nicht gereinigt. Daß diese Art des Daseins nicht allen gefiel, bewiesen die vorkommenden Desertionen.

Innerhalb des Forts wohnten damals nur zwei weiße Frauen, die eine war Frau Kiburz, die Tochter meines alten Freundes Varben, eine ziemlich fleißige und reinliche Person und gute Haushälterin, und die andere war die schon früher erwähnte Frau des Herrn Kaseborg, welcher erst im April aus den Schneeregionen der Sierra Nevada in fränklichem Zustand ins Fort gebracht wurde, nachdem er sein Leben mit dem Genuß des Fleisches

seiner Hungers gestorbenen Mitmenschen hatte fristen müssen. Dieser Kaseborg wurde dann bei gesundem Körper ein stattlicher und auch ziemlich kenntnisreicher Mann und bei Sutter damals als Capitain auf dem Schooner angestellt, der die Fahrten zwischen Sacramento und San Francisco machte, um dem Agenten der Russen (Mr. Leidsdorff) den Weizen zu bringen, den Sutter für seine Schulden, oder die Zinsen dafür, an diese abzuliefern hatte. Frau Kaseborg war eine blühend aussehende Frau von ungefähr 23 Jahren, um die schon geworben wurde, ehe man wußte, ob ihr Mann noch am Leben oder tot sei.

Im Fort waren ferner als Arbeiter angestellt: Ein Mormone namens Crisfield, als Schmied, welcher sein Fach vollkommen verstand und ein anderer dieser Sekte angehöriger Mann namens Headson als Wagenmacher. Dazu kamen noch zwei Landsleute von mir, ein gewisser Schmid von Appenzell und Huggenberger von Erlinsbach (Aargau), welch' letzterer ebenfalls die Schmiedprofession kannte. In ihm fand ich einen aufrichtigen, guten Freund, den es freute, wenn es mir gut ging und der mir gern seinen aufrichtigen Rat erteilte, den ich ebensogern befolgte, weil ich wußte, daß er ein welterfahrener Mann war. Er kam mit einem Freunde, Huber aus dem Knonaueramt, im Jahr 1847 von Philadelphia um's Cap herum per Segelschiff nach Californien. Außerhalb des Fort's besaß Sutter ostwärts noch ein Adobehaus, das er vermietet hatte und südlich ein kleines Haus, das ein Dr. Bates bewohnte, der da als Arzt praktizirte. Später gesellte sich ihm ein gewisser Schmitt zu, welcher vorgab, daß er ein Verwandter von dem Mormonenprophet Schmitt sei und nachdem Dr. Bates den Platz verließ kam ein Samuel Branan, welcher mit Schmitt dann eine kleine Stora einrichtete. Die letzteren waren Mormonen und mit einem Transport Glaubensgenossen um das Caphorn herum nach Californien gekommen.

Als Wollenspinner und Weber waren einige Zeit lang auch noch Indianer angestellt, aber dieser Erwerbszweig wurde dann bald aufgegeben. Die Müller, Bäcker und Köche waren alle

Indianer, sowie die Vaqueros, deren Sutter für seine Vieh- und Pferdeheerden mehrere bedurfte, und weiters kamen dazu noch etwa 30 jüngere Indianer, die als Fuhrleute und Feldarbeiter verwendet wurden.

Sutters Weizenfelder bestanden aus einem Komplex von einigen hundert Acres zwischen einer sogenannten Slough und der großen Biegung des American-River. Der Boden war von vortrefflicher Güte und brachte herrliche Ernten, obwohl die Arbeiten nicht aufs beste von den Indianern ausgeführt wurden. Als Fruchtspeicher dienten die größten Zimmer im Fort, jedoch brachte man den Weizen so bald als möglich nach San Francisco. Das nötige Mehl wurde im nordwestlichen Turm des Forts mit einer primitiven Mühle, die durch Maultiere getrieben wurde, gemahlen, aber weder gesiebt noch gebeutelt.

Da der faule Bäcker die richtige Zeit beim Aufgehen oder Treiben des Sauerteiges meistens versäumte, so hatten wir trotz des herrlichen Weizens meistens versäuertes, schlechtes Brot, welches schwer war, wie Backsteine und daher den Spottnamen *Adobebread* erhielt. Neben Weizen pflanzte man auch Erbsen für unsern Bedarf.

Sutters-Fort war der Hauptsammelplatz dieser obern Inlands-gegend; alle Bedürfnisse wurden, wo möglich, von hier aus befriedigt. Dies will aber nicht viel sagen, wenn man bedenkt, daß mit Ausnahme der letzten anno 1846 stattgehabten Einwanderung die weiße Einwohnerzahl von Sacramento samt der von San Juaquin wohl nicht über 60 Männer betrug. Freilich wurde durch die am Mühlenbau beschäftigten Arbeiter diese Zahl vielleicht verdoppelt und das Verkehrsleben wurde dadurch reger.

Wie schon oben bemerkt, war Sutter ein Freund von geistigen Getränken.

Ich glaube, es sei in der zweiten Woche meines Aufenthaltes in Sutters-Fort gewesen, als ich ihn eines Tages verschiedene schwankende Bewegungen machen sah, welche mich über seinen Zustand nicht mehr im Zweifel ließen; aber ich glaubte, daß dies nur ausnahmsweise vorkomme und aus Rücksicht für

seine Stellung, sein Alter und als Landsmann erachtete ich es als meine Pflicht, ihn in diesem Zustand den Augen der Öffentlichkeit zu entziehen. Ich faßte ihn daher unter dem einen Arm und sagte, es sei besser für ihn, wenn er ein wenig der Ruhepflege. In seinem Zimmer entledigte ich ihn seiner äußern Kleidung und legte ihn in sein Bett. Leider ging es nur kurze Zeit, so kam Ähnliches wieder vor und ich wußte also, daß das zu viele Trinken ihm bereits zur Gewohnheit geworden war. Wenige Tage nachher wurden für den Mittagstisch zu wenig Teller aufgetragen und als ich deshalb reklamirte, vernahm ich, daß Sutter das ganze Tischgedeck in der Trunkenheit zertrümmert habe. Leider kamen auch noch andere Urrühmlichkeiten aller Art zum Vorschein, über die ich aus Pietät für sein Andenken und aus Rücksicht auf das sittliche Gefühl des Lesers stillschweigend hinweggehen will. Diese Entdeckungen waren mir um so schmerzlicher, als Sutter auf jedermann, der ihn zum ersten Mal sah, einen sehr guten, einnehmenden Eindruck machen mußte.

Leider lieb er sein Ohr auch Schmeichlern, die seine Hauptschwächen kannten und daraus ihren Vorteil zogen und man darf sich also nicht wundern, wenn er auch ökonomisch rasch stark rückwärts kam, was wir später noch sehen werden.*)

Die Art und Weise, wie bei Sutters-Port der Weizen gedroschen wurde, war für mich wieder neu, wenn er auch der bei Highland üblichen etwas ähnelte; denn anstatt daß man sich dort auf die Pferde setzte und im Kreise herum über das Getreide ritt, wurde hier eine Anzahl wilder Pferde herbeigeholt und innerhalb eine etwas vom Getreidestock entfernte, hohe Einzäunung getrieben, wo man vorher schon eine dicke Lage der Fruchtgarben auf den harten Grund gelegt hatte. Auf dem Fruchtstock oder Fruchthaufen hatten schon vorher einige mit Stöcken bewaffnete Indianer Platz genommen und rings um den äußern Kreis stellten sich ebenfalls einige auf. Dann wurden die verwilderten

*) Das Manuscript enthält — weil es ja nur für die Hinterlassenen bestimmt war — detaillirte Angaben haarsträubender Einzelheiten, die hier weggelassen sind.
Der Herausgeber.

Tiere unter dem ebenfalls wilden Geschrei der Indianer in schnellen Lauf gebracht und erschreckt, so daß sie wie rasend davonrannten, bis die Körner aus dem Stroh hinausgeworfen waren. Nun wurde das Stroh entfernt und frische Garben hingelegt, worauf die wilde Jagd wieder auf's Neue begann. Zeigten die Pferde endlich Ermüdung, so wurden frische geholt. Die Reinigung der Frucht geschah wie überall durch Windmühlen.

Da viel Fleisch verbraucht wurde, so ließ Sutter miteinander etwa 30 schöne Ochsen kommen, die er in Sinclairs gekauft hatte und in die Corals treiben ließ. Es waren alles wilde Tiere, die aus freien Weidgründen geholt und durch die Vaquero's noch wilder gemacht waren. Kein Mensch durfte sich zu Fuß zwischen sie hineinwagen, denn sie würden ihn augenblicklich getötet haben. Der Coral war in der Mitte durch eine Adobemauer von Osten nach Westen zuerst in zwei Teile geteilt und die eine Hälfte ebenfalls nochmals quer durch eine gleiche Mauer, jedoch mit Verbindungsöffnungen, die man schließen konnte. Da man zwei Stück von den dreißig schlachten wollte, so war es die Aufgabe der Vaquero's, diese einzufangen oder einfach umzubringen und zu diesem Zweck trat einer derselben mit einer Büchse hinein, um sie zu schießen. Je ein Schuß in die Stirne brachte die Betroffenen augenblicklich zu Fall, aber die andern nahestehenden Tiere wurden durch den Knall so aufgereggt und wild, daß sie ihre Wut und Rache unter schrecklichem Gebrüll an ihren geschossenen Kameraden ausließen. Diese wurden von ihnen von allen Seiten gehört und hin und her gewälzt, bis einige berittene Vaquero's mit Lasso's versehen mit Upah Upah rufen und Lasso'schwingen sie von den getöteten Tieren wegscrecken konnten. Die letzteren wurden mit Lasso's, die an den Hörnern angebunden waren, an den Sattelnknöpfen festgemacht und so mit den Pferden aus dem Bereich der andern Tiere weggezogen, wo man sie dann ungehindert aufschlügen und ihr Fleisch zerteilen konnte.

Ich war mit einem Indianer auf der circa 6 Fuß hohen Adobemauer gestanden, um dem wilden Treiben der wütenden

Tiere zuzuschauen, denn hier hielten wir uns vor ihnen ganz sicher. Ein sehr wilder Ochs schien sich hierüber besonders zu ärgern, denn er schüttelte seinen Kopf mit den langen Hörnern, peitschte sich mit dem Schweif die Flanken, stampfte, öffnete grinsend sein Maul und machte so rachsüchtige Augen, als ob er uns durchbohren wollte. Diese drohenden Geberden hatten uns belustigt, denn wir wähten uns absolut sicher in unserer Position und der Indianer suchte ihn noch zu reizen. Da kam das wütende Tier gegen die Mauer gerannt und stieß mit Kopf und Hörnern so an dieselbe, gerade vor und unter uns, daß wir im Schrecken beinahe auf dessen Kopf gefallen wären und es vor Angst kaum fertig brachten, wieder auf guten Grund außerhalb des Corals zu gelangen. Das gräßlichste in dieser Art hatte ich einmal mitangesehen und will dies bei dieser Gelegenheit noch erzählen. Man hatte unter andern Ochsen einen sogenannten Stog d. h. ein erst als erwachsen verschnittenes Tier gebracht, welches man an einem Morgen schlachten wollte. Die Vaqueros beim Fort hatten in der Regel magere, geschwächte Pferde und halb verfaulte Lasso's, und so war es auch bei dieser Gelegenheit, wie man konstatieren konnte. Drei Vaqueros versuchten es, diesen alten Sünder von einem Eybull mit ihren morschen Lasso's zu fangen. Zwei Schlingen waren ihm bereits über seine dicken, kurzen Hörner geworfen, wodurch das Tier am Fortlaufen verhindert war, allein die Pferde waren viel zu schwach ihn nachzuschleppen. Da wurde er auf einmal ganz rasend, zerriß die beiden Lasso's, als ob sie nur Bindfaden wären, stürzte sich auf eines der Pferde, riß diesem den Leib so auf, daß dessen Eingeweide heraus bis auf den Boden hingen und zwar derart, daß das Pferd mit seinen eigenen Hinterfüßen auf diese trat und sie zerriß. Als ein anderer Vaqueros versuchte, den Ochs an seiner Mordarbeit zu verhindern, wandte er sich plötzlich gegen ihn und hob das Pferd am Hinterkörper so schnell in die Höhe, daß der Reiter vorn über dasselbe hinunterstürzte, aber schnell entfliehen konnte. Das reiterlose Pferd machte sich schnell aus dem Wege des wütenden Stier's, der sich jetzt auf das dritte

stürzte und es in die Flucht jagte. Als der Stog sich plötzlich frei fand, rannte er fort und einem Teiche zu, in dessen Schlamm er stecken blieb, so daß man dann seiner Meister werden konnte. Ähnliche Scenen gab es mitunter.

XVIII.

Ursachen von Sutters ökonomischer Bedrängnis. Die Entdeckung des Goldes.

Ich kehre zu meinem Rechnungsverhältnis mit Sutter zurück. Die Russen hatten von der Mexikaner Regierung die Erlaubnis erhalten, an der Podega Bay eine kleine Station zu erbauen, wo sie den Seeotter- und Robbenfang betreiben wollten. Sie hatten dort ein kleines Fort angelegt, welches man Podega-fort hieß, kauften sich auch viel wildes Vieh, das sich stark vermehrte, so daß sie bald große Heerden hatten. Als die Mexikaner dann zu fürchten begannen, daß sich die Russen in Californien förmlich festsetzen wollten, so wurden die letzteren gezwungen, diesen Platz zu verlassen und sie mußten somit ihr Vieh verkaufen. Sutter wurde nun Käufer, konnte aber ebenso wenig bar bezahlen, als die eingegangenen Konditionen halten, so daß er immer tiefer hineinkam und schließlich den Russen seine sämtlichen Ländereien als Pfand einsetzen mußte. Auch von einem californischen Farmer soll er damals viel Vieh erworben haben und schuldig geblieben sein, denn er kaufte immer, wenn er auch zum voraus wußte, daß er nicht bezahlen konnte. Mit den Worten: „In einem neuen Land kann man nicht alles so genau halten, wie man möchte“, entschuldigte er sich so lange es ging, um sich die Kreditoren vom Hals zu halten. Zum Glück für ihn kam dann die Goldentdeckung, da er sich sonst nicht mehr zu halten vermocht hätte. Es war im Dezember 1847, als ich endlich ernstlich auf Abrechnung und Zahlung drang und entschlossen war, ihm irgend etwas abzukaufen, was ich nachher verwerten könnte, wenn ich nicht bares Geld bekommen würde. Nun hatte Sutter auf seiner

Haeffarm seinen Sandwichinsel-Freund Canace Harry als Verwalter, dem er ja seine frühere Favorita Mannawitti als Frau überlassen hatte, woraus man hätte schließen können, daß dieser auch so viel Vertrauen bei Sutter genießen würde, um mit mir einen Handel über eine Anzahl Pferde abzuschließen. Offenbar, um mich zu betrügen — denn der Preis für die schönsten Pferde war schon ausgemacht — mußte der falsche Kiburz mitkommen und ich bekam anstatt guter Pferde schlechte, denn Harry kannte ja die Eigenschaften eines jeden Pferdes genügend. Ich hatte nämlich gerade damals den Auftrag, anstatt Sutter, der von der Regierung zum Indianer-Agenten ernannt war, eine Volkszählung bei den Indianerstämmen vorzunehmen und konnte deshalb nicht bei der Auswahl der Pferde zugegen sein.

Bei dieser Volkszählung überzeugte ich mich, beiläufig gesagt, daß die Einwohnerzahl bedeutend zurückgegangen sein mußte, denn ich kam zu mehreren ganz verlassenen Ortschaften und traf in einigen Dörfern oder Lagerplätzen sehr viel menschliche Knochen auf dem Boden zerstreut liegen.

Nachdem ich nach Sutters-Fort zurückgekehrt war, verfolgte ich wieder meinen Plan, fortzugehen, was ich vor Sutter nicht geheim hielt und was ihm sichtlich sehr unangenehm war. Es gelang ihm dann, mich nochmals zu binden, indem er mir vorschlug, gemeinsam mit ihm an einem sehr günstigen Platz eine Gärtnerei, Gemüse- wie Obstbau, einzurichten und mir die selbständige Leitung zu überlassen. Alle Bedingungen waren ausgezeichnet günstig und wir verscrieben alles ganz genau. Vorher mußte ich aber meinen gekauften Viehstand, namentlich die auf der Haeffarm geholten Pferde wieder verkaufen, was dann in der Weise möglich war, daß ich von Sutter für diese Pferde und meine restingende Forderung ein schönes Stück Land kaufte und mit ihm verrechnete. Dann ging es an die Anlegung des gemeinschaftlichen Gartens, wo ich nun täglich mit großer Lust arbeitete und wozu ich mir die besten Arbeiter, die ich ja alle kannte, als Gehülfen auswählte.

Durch Vermittlung eines Bekannten konnte ich mir Setzlinge

und Schnittlinge von Reben, Feigen, Oliven, Quitten, sowie junge Bäumchen von Pfirsich, Aprikosen, Mandeln, Zwetschgen, diversen Pflaumen, Nektarinen, Äpfeln und Birnen zur Genüge verschaffen und rasch mußte alles eingepflanzt sein. Da ich exakt war, während die Indianer meinten, die Bäume können wachsen, ob sie in gerader oder krummer Linie gepflanzt seien, so hatte ich große Mühe mit diesen Menschen, von denen nur einer sich die Sache angelegen sein ließ, nämlich ein junger Berg-Indianer mit Namen Könnöck, dessen Onkel Häuptling war. Um dessen Anhänglichkeit zu gewinnen und seiner Eitelkeit und Lernbegierde etwas zu schmeicheln, erklärte ich ihn in Anwesenheit seiner Gefährten als meinen Majordomo, der in meiner Abwesenheit für mich zu befehlen habe.

Da das Wetter meine Arbeit begünstigte, so sah in kurzer Zeit die neue Anlage einem schön kultivirten Garten gleich, was mir, ehrlich gestanden, ein bißchen schmeichelte oder mich eitel machte, besonders da man in einer der ersten englischen Zeitungen von San Francisco rühmlich von diesem Garten sprach. Letzteres hatte ich jedenfalls dem Capitain Hastings zu verdanken, der mich einmal besuchte und alles schon so schön fand. Zu dieser Zeit kam ich immer viel nach Sutters=fort, um dort mangelnde Geräthe zc. zu holen. Bei einem solchen Anlaß that Sutter sehr geheimnisvoll, aber ich drang nicht in ihn, obwohl es mir schien, er würde mir gerne etwas mitteilen. Natürlich hatte ich gar keine Ahnung davon, daß dieses Geheimnis nichts geringeres sei, als die epochemachende Entdeckung des Goldes, welcher Californien seine wunderbar rasche Kultur=entwicklung zu verdanken hat.

Ich hatte zwar schon einige Zeit vorher von einem Fuhrmann beim Bau von Sutters Sägemühle gehört, daß er dort Gold gefunden habe, aber man glaubte es ihm nicht, weil er als Aufschneider bekannt war. Dieser Mann war ein Solothurner, namens Wittmer und auch bei meinem Besuch in Sutters=fort zugegen. Er behauptete, daß so viel Gold vorhanden sei, daß ein Mann in einem Tag ein Quart sammeln könne. Man lachte ihm

natürlich ins Gesicht und bezeichnete seine Aussage als eine freche Lüge, was er aber nicht zürnte, denn er wußte, daß ihm niemand etwas glaubte. Ich trat zu der Gruppe und nannte ihn einen dummen Kerl, daß er nicht einen Tag Gold gesucht und gerade ein Quart mitgebracht habe, da er ja in einem ganzen Jahr bei Sutter als Fuhrmann nicht soviel verdiene. Er reduzierte dann bald das Quart auf einen Eßlöffel voll. Alles lachte und ich schämte mich für ihn als dessen Landsmann, weil er ein so unverbesserlicher Gewohnheitslügner war.

„Wenn Du Gold entdeckt hast, so wirst Du doch gewiß etwas davon in die Tasche gesteckt haben, laß einmal sehen“, sagte ich. Nun griff Wittmer in die Tasche, nahm einen beschmutzten Fetzen Leinwand heraus und wickelte diesen Lumpen auf. Er hatte wirklich etwa 20 gelbe Körnchen, von denen die größten etwa so groß wie ein Stecknadelfnopf waren. Wir wurden stutzig und ich schlug vor, er solle das größte Körnchen davon nehmen und dem Schmied Trisfeld bringen, damit er es erhitze und dann hämmere. Alle waren damit einverstanden und der Schmied reinigte einen Blechlöffel und machte in demselben das Körnchen weißglühend, worauf er es auf den Ambos brachte und zu einem ganz dünnen Blättchen hämmern konnte. Mit vielem Interesse — nein, es war mehr als dies — mit Spannung und Herzklopfen sahen wir dieser Probe zu und fanden einstimmig, daß es Gold sein müsse. Anwesend waren nebst Wittmer und mir und dem Schmied auch Hudson, der Wagner, John Muot, der lustige Schneider, welcher jetzt Aufseherstelle bei Sutter vertrat, und Charles Burch. Die lautlose Stille der Beobachtung machte plötzlich einem lauten, wilden Jubelruf Platz. Die eben noch so ruhig gewesenen Männer wurden auf einmal wie wahnsinnig; man jauchzte, schrie, pff, sang, jodelte wie toll. Der kleine John Muot machte komische Sprünge, wie eine Katze auf der Baldrianwurzel und der Ruf: Gold, Gold erschallte durch das ganze Fort. Obschon auch ich mich freute, lachte und mit einstimmte, so glaube ich doch der ruhigste gewesen zu sein. Ich erinnerte mich sofort an meine angenehme Beschäftigung und

meine Gartenliebhaberei und war der erste, der die Schmiede verließ. Sutter trat infolge des Lärms auf die Brücke heraus und rief mir zu, daß ich hineinkommen solle, denn wie es scheinete, so sei sein Geheimnis entdeckt! „Wir werden nun alle reich werden und daraufhin wollen wir eine Flasche Wein nehmen.“ Mit diesen Worten nahm er aus dem Schrank eine Flasche Rotwein und füllte damit drei Gläser, die wir nebst Mr. Rodel, einem Badenser, auf's gut Glück erhoben und leerten. Ein ganz eigentümliches Gefühl kam über uns alle, denn die Überraschung kam zu schnell und unerwartet. Trifield, der Schmied, und Hudson, der Wagner, hielten es nicht mehr lange im Fort aus, sie wollten sich selber von der Richtigkeit des Ereignisses überzeugen. Sie versahen sich mit genug Lebensmitteln, um daraus ein paar Tage leben zu können, nahmen Pickel, Schaufel, einen Kochapparat, zwei Blechbüchsen, auch ein paar wollene Decken mit und begaben sich als erste Pioniere im Goldsuchen nach Coloma, wie der Platz, wo die Sägemühle erbaut wurde, später hieß. Das Gold wurde aber dort nicht, wie mein Landsmann Wittmer behauptete, durch ihn entdeckt, auch nicht durch Sutter, sondern von einem schlichten Tabak kauenden Hinterwäldner namens Marshall, der mit Sutter Teilhaber an der Mühle war, und einem Angestellten namens Weimer oder Weemer, einem Amerikaner, der eine Frau und viele Kinder bei sich hatte. Es war derselbe, der mit uns beim Abgang unseres Emigrantenzuges 24 Meilen außerhalb Independence von der Indian Creef am 12. Mai 1846 die Landreise über die Ebenen und das Felsengebirge angetreten hatte. Da Weimer viele Kinder hatte, wovon noch mehrere klein waren, blieb das Geheimnis der Goldentdeckung eben nur so lange unbekannt, so lange niemand dorthin kam, denn als Wittmer mit seinen Fuhrleuten den Platz kannte, war alles verraten und er suchte als der Entdecker zu gelten. Die wirkliche Entdeckung verdankte man übrigens einem Zufall, indem niemand eine Ahnung von einem möglichen Vorhandensein dieses nervus rerum aller irdischen Glückseligkeit hatte.

Die Sägemühle stand am Südarms des Americanflusses, wo derselbe durch ein enges Thälchen zwischen Bergen und Hügeln fließt und eine starke Biegung nach rechts macht. Für den Kanalbau durchschnitt man die Biegung, um genügend Gefäll zu bekommen und nachdem er ausgegraben war und man zur Probe das Wasser durchströmen ließ und dann wieder abstellte, um quer eine Schleufe anzubringen, so entdeckte man im Kies oder Sand einzelne gelbglänzende Körnchen, die man aufhob, weil sie an der Sonne goldähnlich glänzten. Marshall und Weemer waren die ersten, welche diese Beobachtung machten, als sie zusammen durch das Kanalbett gingen, nachdem das Wasser wieder abgelaufen war. Von diesen Körnchen hatte man dann eine Anzahl durch Sutter nach Monterey gesandt, um sie dort untersuchen zu lassen, aber ehe der Bericht zurückgekommen war, hatten wir die Probe in der Schmiede von Sutters=Fort gemacht und es verbreitete sich das Goldfieber rascher, als jede epidemische Krankheit. Schmied Trifield und Hudson blieben oben, bis sie ihre Lebensmittel aufgebraucht hatten und gingen dann nur nach Sutters=Fort zurück, um sich für eine neue Expedition einzurichten. Einige junge Mormonen, welche an der Getreidemühle arbeiteten und sich Trifield und Hudson beigefellten, waren dann die ersten wirklichen Ausbeuter oder Goldwäscher und jene Stelle erhielt deshalb den Namen Mormon Island, welcher bisher beibehalten worden ist.

Es waren nur wenige Wochen vergangen, als man allerlei Nachrichten vom Goldreichtum erhielt, die aufregend auf das Gemüt jedes gewöhnlichen und ruhigen Menschen wirken mußten, man sprach von Hunderten von Dollars, welche ein einzelner in einem Tage herausgewaschen habe. Sutters bereits fertige Getreidemühle wurde bald von sämtlichen Arbeitern verlassen, welche Mormon Island zueilten, was nicht weit davon lag, denn Marshall und Sutter gestatteten natürlich das Ausbeuten nicht auf dem Grunde der Getreidemühle, was aber ziemlich gleichgültig war, da man überall in der Nähe Gold fand und bloß Wasser zum Auswaschen haben mußte, woran ja auch kein Mangel war.

XIX.

**Ich werde Goldwascher. Meine Erlebnisse in den
Minen. Korruption in jeder Richtung.**

Alles geriet in Aufregung und die frühere Ruhe war gänzlich gewichen. Es kam einem vor, als ob das ganze Volk den Verstand verloren hätte. Man glaubte zu träumen, so daß man sich die Stirne rieb und oft fragen mußte: „Ist dies alles Wahrheit, Realität, was sich vor unsern Augen abspielt, oder ist es nur Trug und Phantasiegebilde? Wohl aus diesem Grunde wollten Viele die Ächtheit des Goldes bezweifeln, da es fast unglaublich schien, daß man Gold mit solcher Leichtigkeit aus dem Flußkiesel herauswaschen könne. Trotzdem kamen aber immer mehr Leute von allen Seiten her, um ihr Glück in den Minen zu versuchen. Um zu beweisen, wie der Gedanke an die Goldgewinnung jeden andern in den Hintergrund drängte, will ich nur einiges anführen.

Als in San Francisco bekannt wurde, daß man Goldminen entdeckt habe, welche so reichhaltig seien, liefen die Seeleute von ihren Schiffen fort und da die Capitaine für den Dienst niemanden mehr bekommen konnten, so gab es für sie auch nichts besseres, als dem Beispiel ihrer entlaufenen Matrosen zu folgen. Wer irgend eine Beschäftigung hatte, der hängte sie an den Nagel und eilte mit Bickel und Schaufel oder in Ermangelung derer auch bloß mit irgend einem Eisenstab oder Krazer und einer Kochpfanne den Minen zu.

So erzählte man von einem Schneider in San Francisco, welcher ein Paar Hosen in Arbeit hatte, aber nebenbei seine Gedanken in die Goldminen wandern ließ, daß er nicht mehr

wußte, was denn eigentlich noch an den Hosen fehle, bis sein Kunde gekommen sei und reklamirt habe. Als dieser Mann dem Schneider wieder von neu eingetroffenen, günstigen Berichten erzählte, sei der Schneider so in Aufregung gekommen, daß er die Hosen einfach fortgeworfen habe und sie nicht mehr zur Hand nehmen wollte, bis der Kunde ihm 8 Dollars Arbeitslohn bezahlte. Sogar die Herren Pfarrer hatten alle Ruhe verloren und ihre Schäflein dem Schickjal überlassen, um sich ein wenig mit dem goldenen Kalb abzugeben. Mr. Sinclair hatte ein Feld von 200 Acres Weizen, welches geerntet sein sollte, aber er ließ ihn stehen und nahm die Indianer, die ihn hätten einsammeln helfen sollen, mit in die Goldminen und bald hieß es, er könne das Gold mit dem Bushel messen. Als Sutter es nicht über sich bringen konnte, seine Ernte ebenfalls stehen zu lassen und diese noch mit großen Kosten einsammelte, die Frucht an große Haufen setzte und mit einem Zaun umgab, da trieben es die Goldgräber so weit, daß sie für ihre hungrigen Pferde und Maultiere diese Vorräte angriffen und nach und nach förmlich raubten. Ich erinnere mich, wie zwei Männer hergeritten kamen, nach dem Weg in die Minen fragten, und dann wie wahnsinnig den Pferden die Sporen in die Flanken setzten, so daß die armen Tiere beinahe zusammenbrachen und die aufgebundenen Habseligkeiten: Schüsseln, Schaufeln, Pfannen den Takt klapperten. Am tollsten geberdeten sich Viele im Rückweg von den Minen, also im Heimweg; denn sie hatten nun Geld zum Trinken und berauschten sich schon auf dem Weg, so daß sie schrieten, brüllten, sangen und fluchten. Sie verlangten meistens etwas Starkes und tranken davon viel. Schnapsflaschen fand man überall leer umherliegen, auf den Straßen, vor und hinter den Häusern, in Bächen und Flüssen. Innerhalb des Forts gab es bald ganze Haufen derselben, denn dasselbe war für den Augenblick der Sammelplatz aller nach den Minen Gehenden und von dort Kommenden. Es war auch der Platz für diejenigen, welche mit Hunderten und Tausenden von Dollars in Gold von den Bergen kamen und meinten, sich für erlittene Entbehrungen und Mühsale hier ent-

schädigen zu müssen; ein tüchtiger Suff in Spirituosen, gleichgültig ob French oder Brandy, schien ihnen das Geeignetste für diesen Zweck zu sein. Der Aufenthalt im Fort, welcher früher bloß reges Leben bot, wurde zum Tummelplatz wüsten, wilden Treibens und allerlei unflätige Auftritte waren fast täglich zu erleben.

Spiel, Betrug, Raub, Sauferei und selbst Mord schien bald zur Tagesordnung im Fort zu werden, von Gesetz und Ordnung blieb kaum noch ein Schatten übrig. Viele der ersten Goldgräber waren entlaufene Matrosen, Soldaten oder Vagabunden, welche früher vielleicht nie 100 Dollars zu eigen hatten, daher schien ihnen ihr Reichthum, wenn sie mehrere Hundert oder gar Tausend Dollars besaßen, fast unerschöpflich. Nicht selten kam es vor, daß diese Subjekte anstatt ihrem Geld bloß einen moralischen oder physischen Katzenjammer hatten, indem das Gold ihnen gestohlen wurde, wenn sie im Rausch besinnungslos in irgend einer Ecke lagen.

Als ich einst in das Fort kam, bemerkte ich einen betrunkenen, großen Mann von etlichen vierzig Jahren. Er stürzte wiederholt zu Boden, von wo er sich nur mühsam wieder erheben konnte. Da in einem Zimmer, dessen Thüre offen stand, die Tafel schon gedeckt war, taumelte er hinein und stieß an den Tisch, weshalb er von ein paar Männern gepackt und in den Hofraum geworfen wurde, wo er in Schmutz und Kot liegen blieb. Ein anderer älterer, aber weniger betrunkenen Mann, den man hierauf aufmerksam machte, meinte: „So, ist der alte Narr wirklich schon betrunken und hat doch erst 25 Drinks genommen?“ „Da schaut einmal mich an, ich bin doch der ältere und habe 35 mal Branntwein getrunken und ich bin doch noch ein ganzer Mann; auch werde ich nicht damit aufhören, bis ich 50 Drinks genommen habe und selbst dann werde ich noch ein Mann sein, aber dieser da ist ein Freund von mir, ich werde mich seiner annehmen müssen.“ Er ging dann dem im Schmutz Schnarchenden entgegen, gab ihm einige Tritte, indem er laut rief: Say here, old fellow, what are you doing here? Get up fool! you!

Er schüttelte ihn dann, 309 seinen eigenen Pantoffel aus und schlug ihm mit demselben einige Male derb über das Gesicht. Der Mann im Kot stöhnte und grunzte, vermochte sich aber kaum zu erheben. Sein Freund aber schimpfte und schwätzte dazu auf englisch dummes Zeug, das ich nicht gut ins Deutsche übersetzen kann. Ein Zuber oder Bütte frisches Wasser wurde herbeigebracht und der gute Freund damit übergossen, namentlich das Gesicht so reichlich, daß er fast erstickte. Auch zwischen Rockfragen und Nacken wurde aus einem zweiten Bucket die Hälfte gegossen und mit dem Rest der ganze Mensch abgespült, bis man ihn mit Hülfe eines Dritten auf die Beine brachte. Triumphirenden Blickes drehte der Wasserdoktor sich gegen die Zuschauer und war stolz auf seine Handlungsweise. Das Wasser und die Schläge mögen vielleicht etwas dazu beigetragen haben, daß der Betrunkene wenigstens wieder stehen konnte. Jedenfalls mußte man dem 35 Drinks=Mann zugestehen, daß er das Erfrischungswerk an seinem Freunde vollkommen verstanden und richtig ausgeführt habe. Ähnliche Auftritte kamen häufig vor und wirklich nüchterne Männer gab es sehr wenige. Es war in der That ein Leben und Treiben, wie man es sich nicht gemeiner und ekelhafter denken könnte und ich kehre daher gerne zu meiner Gartenarbeit zurück; nur muß ich noch bemerken, daß das Gold schon am 19. Januar (also an meinem 26. Geburtstag) von Marshall und Weemer entdeckt, aber erst am 8. Februar von Wittmer bekannt gemacht wurde. Auffallend ist, daß die Mormonen erst nach der Goldentdeckung sich zur Reise an die Salzsee'n vorbereiteten, ohne Zweifel ging es ihnen wie mir: Sie bekamen Ekel an einem Leben, wie es in Suttersfort zu Tage trat.

Im Garten hatte alles ein gutes Aussehen, obschon im April und Mai die Witterung etwas kühl war. Meine Melonen, von welchen ich verschiedene Sorten hatte, meine Gurken und Tomaten, von welchen ich wohl ein Acre besaß, mein Mais und auch die Kartoffeln, alles war vielversprechend. Wenn das Gold nicht entdeckt worden wäre, mochte ich mich ganz zufrieden gefühlt haben, allein bei den täglich eingetroffenen Nachrichten aus

den Minen daß dieser oder jener so und so viel hundert Dollars Gold gesammelt habe, ließen einem keine Ruhe mehr. Mir war es oft, als ob man mich an den Haaren nach den Minen zöge.

Als einmal die Nachricht kam, daß ein einzelner Mann in einem Tag bis 60 Dollars waschen könne, so war es mit meiner Geduld vollkommen zu Ende. Ich ging zu Sutter und sagte ihm, daß ich es nicht mehr länger im Garten aushalten könne und entschlossen sei, denselben zu verlassen und in die Minen zu gehen. Meinen Anteil am Garten hätte ich ihm gerne verkauft, aber er wollte nichts davon wissen. Das nötige Arbeitsgeschirr hatte ich bereit, um am Morgen rechtzeitig nach den Minen aufbrechen zu können. Es war meine Absicht, nur dann dort zu bleiben, wenn ich wirklich einen ergiebigen Platz finden sollte, sonst würde ich lieber wieder zurückkehren, damit meine Gartenarbeit nicht vernachlässigt werde. Während ich mich mit derartigen Gedanken beschäftigte, machte ich einen Rundgang durch die verschiedenen Gartenwege, bejah mir die Pflanzen mehr als gewöhnlich. Es war mir schon, als ob ich sie ferner nicht mehr sehen sollte und es bemächtigte sich meiner eine Art Heimweh, denn alle waren mir so schön gediehen, weil ich es auch nicht an Pflege fehlen ließ. Wie werden sie aber in acht oder vierzehn Tagen aussehen, wenn sie aller Pflege entbehren müssen? Ich war voll Widerspruchs. Sollte ich jetzt, nachdem die Hauptarbeit gethan war, meine Schöpfung verlassen, um in den wilden Bergen nach Gold zu suchen? Je mehr ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, desto unentschlossener wurde ich, bis ich endlich den Gedanken an die Goldminen wieder aufgab, denn ich besorgte, mich nicht recht glücklich fühlen zu können, wenn ich diesen Platz verließ. Da mir Sutter versprochen hatte, daß ich meine Minengeräte vermittelst eines nach der Sägemühle fahrenden Fuhrwerkes mitnehmen lassen könne, welches am nächsten Morgen abgehen sollte, so hielt ich es für meine Pflicht, ihm meinen Entschluß, daß ich bleiben wolle, ungesäumt mitzuteilen. Er war erfreut und suchte mir Mut einzusößen und ich war in einer Art froh, als ich zum Garten zurückkam. Charles Cleaveland, der Wahrsager in

Cordua, war schon bei mir gewesen und hatte mir zugeredet, den Garten zu verlassen; als er aber selbst Handel mit den Indianern treiben wollte, hatte er gemeint, ich solle mit ihm als Teilnehmer eintreten. Hätte ich genug Geld gehabt, um eben so viel wie er ins Geschäft zu bringen, so würde ich wahrscheinlich auf den Vorschlag eingegangen sein, allein das konnte ich nicht und darum wollte ich lieber bleiben.

Bis am 20. Mai waren meine Kartoffeln bereits am Blühen und das Korn hatte eine Höhe von 3—4 Fuß erreicht.

Als ich an jenem Morgen erwachte, kam mir die Luft viel kühler vor als sonst. Ich sprang schnell aus meiner Hütte ins Freie, aber wie fühlte ich? — Das Gras war ganz steif gefroren, meine Hoffnungen waren mit einem Schlag wie vernichtet. Am 21. Mai noch solcher Frost und dieses in Californien, in einem Land, welches halb tropisch sein sollte. Nun, dachte ich, jezt ist es aus mit der Gärtnerei. O, hätte ich diesen Platz doch schon vor der Goldentdeckung verlassen! Nachdem die Sonne aufgegangen war, lief ich im Garten herum und fand alle Melonen und Kürbisse, Tomaten, Bohnen zc. vollkommen tot und schwarz. Die Kartoffeln, welche am Tag vorher so prächtig blühten, waren bis auf einen halben Fuß vom Grund erfroren. Das Korn bestand noch aus fußhohen Stummeln. Die Reben, welche bereits Trauben hatten mit Beeren so groß wie Schrotkörner, ließen diese herabhängen. Nur die Zwiebeln, Kraut- und Rübensorten schienen nicht beschädigt zu sein. Nach dem Frühstück marschirte ich dem Fort zu, um Sutter die Hiobspost zu bringen und nun erklärte ich ihm, daß ich nicht mehr bei der Gärtnerei bleiben und nichts verdienen könne, während sonst jedermann reich werde. Ich anerbote ihm die Abtretung meines Anteils am Garten, aber er wollte nichts davon wissen. Endlich schlug ich ihm vor, daß ich noch neun Monate — von der Übernahme des Gartens an gerechnet — als Angestellter resp. Gärtner bei ihm bleiben und für alles besorgt sein wolle, wie wenn ich Anteilhaber wäre, dagegen solle er mir 900 Dollars bezahlen, was für die damaligen Verhältnisse ein sehr geringer Verdienst

sei. Sutter war sofort einverstanden und die Übereinkunft wurde schriftlich abgefaßt. Nun wußte ich doch, daß, ob es friere oder nicht, mir Sutter diese Summe ausbezahlen mußte und auch zahlen könne, indem durch die Goldentdeckung sein riesiger Grundbesitz ungeheuer im Wert steigen mußte.

Ich begab mich viel froheren Mutes zu meiner Arbeit zurück, legte frische Samen ein zc., kurz that alles, um den Schaden möglichst bald wieder gut zu machen. Schon am fünften Tag waren die Samen von den Rankengewächsen wieder ausgegangen, allein es gab noch drei kalte Nächte, so daß auch diese zum zweiten Mal eingelegten Samen radikal zerstört waren. Zum Glück hatte ich noch genügenden Vorrat, um zum dritten Mal nachzusetzen und anzusäen. Das Wetter änderte sich und schon anfangs Juni trieb alles auf's Neue und es war das Wachstum staunenswert, beinahe wie in einem Treibhaus.

Sutter kümmerte sich um meine Arbeit und das Resultat derselben so wenig, daß ich wiederholt an ihn schreiben mußte, besonders weil er mir auch die versprochenen Gartengerätschaften nicht verabfolgen ließ. Aber meine brieflichen Reklamationen schienen ihm wenig Eindruck zu machen. Ich begab mich daher persönlich ins Fort und stieg ihm auf die Bude. Trotz meiner Beschwerden, daß er auch den schriftlichen Vertrag nicht halte, blieb Sutter gelassen und voll von Höflichkeit und Güte. Kommen Sie und suchen Sie das ganze Fort aus, Sie wissen ja am besten, wo alles ist, nehmen Sie davon, was Sie brauchen. Sie wissen ja, daß wir uns in einem neuen Land befinden, wo man nicht alles so haben kann, wie man es sich wünscht zc. Dies hatte er in so väterlicher Weise gesprochen und mich überhaupt so freundlich zu beruhigen gewußt, daß mein ganzer Groll, mit welchem ich gekommen war, sich legte und ich ihn wieder gern haben mußte. Ich kehrte also wieder zu meiner Arbeit zurück, immer wieder das bessere hoffend. Als ich mich einmal etwas länger im Fort aufgehalten hatte, weil mein Freund Huggenberger zufällig dort war, so hörte ich plötzlich von der nördlichen Fallthüre her meinen Namen rufen. Meine sämtlichen jungen Indianer waren

da und trugen ihre Kleider bei sich, als ob sie alle davonlaufen wollten. Sie kamen aber bloß, um mir zu sagen, daß, als sie meine Pferde in den Coral hätten treiben wollen, zwei Männer aus dem Waldsaum heraus über den Köhlerplatz gekommen seien und zwar mit Büchsen bewaffnet, von denen der eine auf sie gezielt, während der andere die Pferde in den Wald hineingetrieben habe. Sofort machte ich im Fort hievon Anzeige und bat um Waffen, weil ich keine solchen bei mir hatte. Ein anwesender Deutscher, Herr Dr. Haimann, anerbote sich, mich zu begleiten, indem er seinen gläubigen Revolver mitnahm und wir schritten zum Garten zurück. Als wir uns meiner Hütte näherten, konnte ich deutlich jemanden aus dem Garten schleichen und auf uns zukommen sehen. Das helle Mondlicht ließ mich bald anstatt eines vermuteten Räubers meinen nackten Berg-Indianer erkennen, welcher ohne Waffen war und während die Kameraden sich davon machten, vorsichtig die Räuber beobachtete. Schlau hatte er sich zu diesem Zweck versteckt gehalten und konnte uns sagen, in welcher Richtung diese fortgegangen seien. Wir verfolgten die Spur vorsichtig durch's Gebüsch, weil wir ja nicht sicher waren, ob sie noch in der Nähe seien und vom Versteck aus sicherer auf uns zielen und schießen könnten. Wir näherten uns bald einer Lichtung und ich war glücklich, da nebst meiner weißen Stute auch alle andern Pferde zu finden. Als wir so weit vom Gebüsch entfernt waren, daß man nicht mehr mit Sicherheit auf uns hätte schießen können, rief ich meine Tiere beim Namen und weil sie meine Stimme kannten, ließen sie mich ohne Furcht an sie herankommen, so daß ich die Stute an der Mähne fassen und in den Coral führen konnte, wobei die andern nachfolgten. Unsere Pferde waren also für diesmal gerettet, da die Räuber eingeschüchtert waren. Weil die Stute nur gezwungen ihre Fohlen verlassen hätte und die Räuber nicht wußten, wie sie diese mit oder ohne die Jungen über den vorhandenen Schutz- oder Grenzgraben hinüber bringen würden, so mißlang ihnen ihr Vorhaben. Meinen Indianern schärfte ich ein, daß sie nie mehr den Platz verlassen dürften,

wenn sie jemand im Gebüsch vermuten würden und mich sofort benachrichtigen sollten.

Meine übrigen Erlebnisse in meiner Hütte und dem Garten waren nicht derart, daß die Mitteilung derselben mit allen Details großes Interesse hätte, denn es waren einerseits kleine Veruntreuungen durch meine Indianer und namentlich Melonen- und Früchtediebstähle durch die Wölfe, anderseits Besuche von Bekannten und Unbekannten, die sich auch gerne an den herrlichen Melonen erlaben wollten, was mir immer selber auch Freude machte, weil der Vorrat so groß war, daß ein großer Teil zu Grunde gegangen wäre, wenn ich nicht durch Gastfreundschaft etwelchen Absatz gefunden hätte. Aber auch alle andern Gartengewächse gediehen gut und fanden raschen Absatz zu guten Preisen. Auch Deserteuren mußte ich Obdach gewähren, denn im Fort war ein Militärposten, der die zahlreichen Deserteure einfangen sollte, welche das Goldgraben dem Militärdienst vorzogen. Besuche von Freunden oder ehemaligen Reisegefährten waren für mich wie Festtage, wenn ich die Betreffenden wirklich als Freunde kannte.

Ich erwähne hier nur speziell des Besuchs von Huggenberger und des Wahrsagers Cleaveland, an dem sich die Prophezeiung der schönen Frau Johnson ebenso verwirklichen zu wollen schien, als umgekehrt die seinige an der schönen Mary: Frau Johnson. Wir kennen den Inhalt jener Orakelsprüche bei Anlaß des Besuchs bei Cordua einige Tage nach der Hochzeit der beiden schönen Schwestern mit Nye und mit dem alten Johnson. Die schöne Mary lebte damals nie mit ihrem Manne zusammen, sondern reiste bald nach jenem Besuch nach San Francisco zu ihrem Schwager Foster, um Johnson nebst seinen Indianerinnen sich selbst zu überlassen. Cleaveland blieb noch einige Zeit bei Cordua und versah dessen Küfer, Wagner, Schreiner so gut es ging. Bald nach der Goldentdeckung ging er an den Americanfluß, um irgendwo Gold zu suchen, wo er in kurzer Zeit mehrere hundert Dollars Wert herausarbeitete. Mit diesem, dem Guthaben bei Cordua und einigen Hundert Dollars, die er von dem

alten canadischen Franzosen borgte, welcher oberhalb Minal in der Nachbarschaft von Nye's und Smitt's Rancho am Nuba wohnte, brachte er etwa 1500 Dollars zusammen. Als er mir dies bei Anlaß seines Besuches mittheilte, versicherte er mich, daß er nicht eher ruhen werde, als bis er 10,000 Dollars erworben habe, dann werde er nach Bordeaux zurückkehren, ein schönes Mädchen heiraten und der glücklichste aller Glücklichen sein. Ich lachte, ohne zu ahnen, daß er so nahe am erhofften Ziele sei und meinte, daß ich schon mit ein paar Tausend Dollars zufrieden wäre. Er ging von hier nach San Francisco, kaufte sich für sein Geld allerlei Zeug, was die Indianer liebten, Glasperlen, Messer, Nastücher, Tabak, Kleidungsstücke und Stoffe, die er dann oben in den Minen gegen Gold austauschte. Er hatte sich auch in seiner Ansicht betreffend Vorhandensein von Gold in Nuba nicht geirrt und dort mit seinen Indianern Gold gewaschen und nebenbei seinen Tauschhandel betrieben, der ihm viel Geld eintragen mußte, denn für ein 20 bis 25 Cents wertiges Messer bekam er eine Unze Gold (16 Dollars), für ein wenig Tabak von etwa zwei Unzen Gewicht eine Unze, für ein Nastuch eine Unze, für ein paar Nards Mousseline eine Unze, für Glasperlen ebenso schwer Gold. Mit dem so erworbenen Geld kaufte er von Cordua die Hälfte von seiner Rancho, um den lächerlich billigen Preis von 12,000 Dollars samt Vieh- und Pferdebestand (von ersteren zirka 2000 Stück und von letzteren 800 Stück). Nun wurde er erst recht reich, weil er an die sich täglich mehrenden Goldgräber Lebensmittel verkaufte, die er ihnen nicht billig abtrat, denn für ein Pfund geringes Bullfleisch (Zucht-ochsen) erhielt er einen Dollar, während man früher einen lebenden Bullen für den Wert der Haut und des Talges hergab. Dies ging so fort, bis endlich auch hier Konkurrenz entstand. Aber Cleaveland hatte ja genug. Die schöne Mary hatte sich im Jahr 1849 von ihrem früher angetrauten Mann gesehlich scheiden lassen und wurde dann, wie jene Prophezeiung lautete, die glückliche Frau des glücklichen Cleaveland. Er sorgte dann dafür, daß die andere Hälfte von Cordua's Rancho von seinen Schwägern

foster und Nye angekauft wurde. Nun waren die drei Schwäger die einzigen Besitzer dieser Ländereien und da Cleaveland der halbe Teilhaber daran war und glaubte, daß gerade die Stelle, wo die Gebäulichkeiten der Rancho waren, sich gut zu einer Stadt eignen würde, so ließ er einen Teil davon als Stadt anlegen und vermessen und gab ihr den Namen Marysville zu Ehren seiner schönen, jungen, geliebten Frau. Marysville ist heute noch eine der größten Städte Californiens und hat also seine eigene Geschichte. Cleaveland wurde später ein sehr reicher Mann und als solchen treffen wir ihn dann wieder nach meiner Rückkehr aus der Schweiz ein Jahr später.

Ich besorgte den Garten wieder mit der größten Gewissenhaftigkeit, bis ganz unerwartet eines Tages im Monat August Sutter mich ersuchte, ich möchte mit ihm in Gemeinschaft in die Minen gehen. Zu diesem Zweck sollte ich mir so viele Indianerknaben mitnehmen, als ich wollte. Er liefere mir für sie die Lebensmittel und Arbeitswerkzeuge und dann sollte ich ihm die Hälfte der Goldausbeute geben. Er sprach von einer reichen Stelle unterhalb Mormonen-Insel, die er mir zeigen wollte. Im fernern erklärte er sich bereit, mir die vollen 900 Dollars zu bezahlen, die er mir für die Gartenarbeit erst nach einem Monat zu vergüten gehabt hätte. Ich war mit diesem Vorschlag einverstanden und zufrieden.

Von meinen Indianern nahm ich nebst Könnock den Abaye, Walltop und Kemula, sowie einen kleinen Indianerknaben als Koch mit, auch von Sutters Indianern noch sechs, die ich nur teilweise kannte. Ehe ich das Fort verließ, hatte ich noch die eine Stute nebst Fohlen für 120 Dollars verkauft und die weiße Stute nebst Fohlen und Janny einem von Sutters Indianern zur Besorgung übergeben. Als unsere Vorbereitungen fertig waren, wollten wir gleich am Abend noch mehrere Meilen machen, weil der Vollmond uns leuchten würde und wir verließen das Fort, als eben die Sonne unterging. Gegen Mitternacht lagerten wir ein paar Stunden und setzten dann den Weg bis unterhalb Mormonen-Insel fort, wo einige Indianer uns

laut Sutters Angaben eine günstige Stelle zum Ausbeuten zeigen sollten. Da niemand kam, so waren wir genötigt, bis nach Mormonen-Inseland vorzurücken.

Weil ich zum erstenmal in die Minen kam, so war mir alles ganz neu und unbekannt und ich sah mich gezwungen, anfänglich den übrigen Goldwäschern zuzuschauen. Bald wählte ich mir dann dicht neben dem Wasser eine Stelle aus, wo ich mein Glück versuchen wollte. Die Maschine, die mir auf dem Wege ein befreundeter, zurückkehrender Herr geschenkt hatte, wurde aufgestellt und die Arbeit begonnen. Dieses primitive Handwerksgeräthe besteht aus Gitterwerk in der Form einer Wiege mit Querstücken, welche das zu rasche Vorrücken und Rollen des hineingeworfenen Kiefes verhindern sollen. Durch das Zugießen von reichlichem Wasser wird das Kies von den erdigen Bestandtheilen gereinigt, also gewaschen und nachher wird dasselbe auf das Vorhandensein von Gold untersucht. Die spezielle Manipulation ergab sich nach und nach von selbst. Später war die Ausbeutung eine andere und es wird jetzt Quecksilber dazu verwendet, um alles vorhandene Gold zu bekommen.

Obwohl ich in der Ausbeute nicht gar glücklich war und selten mehr als eine Unze pro Tag herausbrachte, so bedauerte ich doch sehr, daß ich nicht schon längst meine Alltagsarbeit im Garten aufgegeben und dafür Gold gegraben hätte.

Als ich ungefähr für 600 Dollars Wert gewaschen hatte, benutzte ich eine Gelegenheit, die Hälfte davon dem Sutter zu schicken, da sein Mühlebauer oder Monteur gerade nach dem Fort ging.

Als die Indianer meinen Vorrat an Wassermelonen, die ich anstatt Getränk mitgenommen hatte, entdeckten, ließen sie mir keine Ruhe, bis ich ihnen einige davon verkaufte und zwar für eine Unze Gold per Stück, also für 16 Dollars. Nachher nahmen sie zu diesem Preis meinen ganzen Vorrat. Ob wohl je einmal eine Melone aus einem Triebbett zu 80 Fr. gekauft wurde, wie hier?

Einen eigentümlichen Eindruck machten die Physiognomien

der meisten Goldgräber auf mich. In der That hätten ja mit Recht viele dieser Menschen an den Galgen gehört. Die Namen, Gesetz und Ordnung waren nur tote Buchstaben. Es war eine Zeit des Faustrechtes. Man mußte bis auf die Zähne bewaffnet sein und machte hier Bekanntschaft mit allen Sorten von Schieß-, Schneid-, Schlag- und Stech Waffen. Ein desertirter Freiwilliger, den ich schon früher gekannt hatte und dem ich einige Tage Gastfreundschaft erwies, anerbote sich, bei uns zu bleiben, was ich annahm, weil ich der einzige Weiße in unserm Lager war. Wir suchten immer nach einer besseren, ergiebigeren Stelle und fanden endlich eine solche durch Zufall, indem ich einmal aus Ärger, daß wir keine Brechstangen (Hebeisen), sondern nur Bickel bei uns hatten, den Bickel so tief in die Erde einhackte, daß unter der schwarzen Erde auch Kies mit Goldkörnchen zum Vorschein kam. Hier fanden wir reichlich Gold, aber diese Kiesbank war nicht groß und ergab nur etwa 260 Dollars, dann war wieder das alte Lied und Leid da. Unerwartet kam von Sutter ein Brief, worin er mir mittheilte, daß er ein Fuhrwerk schicken wolle, um uns abzuholen und nach einer ergiebigeren Stelle zu führen, die man ihm bezeichnet habe und wo man pro Mann und pro Tag wenigstens 50 Dollars waschen könne. Da ich Sutter genügsam kennen gelernt hatte, so war ich nicht sehr begeistert und rechnete höchstens auf den Drittel Wahrheit seiner Angaben. Fast zu gleicher Zeit kam mein neuer, deutscher Freund — wenn man einen Bekannten so nennen darf — und machte mir das Anerbieten, daß ich mich nun mit ihm und mehreren andern Deutschen als Partner beteiligen könne, um eine sehr reiche Stelle auszubeuten, aber keine Indianer mitbringen dürfe. Eine Ausbeute von mehreren hundert Dollars pro Tag sei sehr wahrscheinlich. Ich kam mit mir selber in Widerstreit, denn einerseits kannte ich die Unzuverlässigkeit Sutters in allen Beziehungen und andererseits fand ich es doch nicht recht, mich einmal von ihm loszusagen. Die letztere Erwägung siegte und ich sagte dem wohlgemeinten Anerbieten nicht zu. Zur Kennzeichnung der Verhältnisse in den Minen muß ich noch anführen,

daß auch Menschenraub nicht ausgeschlossen war. Eines abends, als die Indianer zur Lagerstätte kamen, erschien der kleine Koch nicht und einige ältere Indianer sagten, es seien zwei weiße Männer gefommen und hätten denselben mit fortgeschleppt. Am Morgen ging ich auf die Suche und richtig fand ich ihn. Ich mußte aber trotz aller meiner Vorstellungen ohne den Knaben in mein Lager zurück und froh sein, daß man nicht thätlich gegen mich vorgegangen war, denn es waren etwa sechs Weiße, vermutlich Amerikaner, welche den Knaben als ihr Eigentum ansprachen, indem sie ihn von einem alten Indianer gekauft hätten. Was konnte ich machen, Gewalt ging über Recht!

Der Aufbruch von unserm Lager erfolgte schon nach einigen Tagen und mit den ausgeruhten Ochsen hatten wir bald die vermeintliche Glücksstätte erreicht. Sutter kam persönlich mit, weil viele der dortigen Goldgräber ihre Lebensbedürfnisse von ihm bezogen und er durch sein Erscheinen „guten Willen“ machen wollte. Dieser Platz war die unwegsamste, schauerhafteste Stelle am Südarms des American River, welche ich je gesehen. Wir fanden hier eine Anzahl Canacas (Sandwichinsulaner) und andere verschiedene Männer aus aller Herren Länder. Sutter, der einmal gesagt hatte: „Mr. Lienhard, Sie sollen es nicht bereuen, daß Sie bei mir ausgehalten, das werden Sie schon noch erfahren,“ hatte bereits ganz unter den gleichen Bedingungen, wie er mir die indianischen Arbeiter überlassen, einen Fremden, den er vorher nie gekannt hatte, als Antheilhaber aufgenommen. Ich erkannte zu spät, daß die Abweisung des vorgestrigen Anerbietens eine große Thorheit von mir war. Sutter brachte nebst mehreren weißen Männern auch einen Neger mit, dessen Geruch ich fast nicht ausstehen konnte, und doch sollte ich in seiner Nähe schlafen.

Obwohl sich bald herausstellte, daß sich die gehofften 100 Dollars per Mann und Tag auf kaum 50 reduzieren werden, so war ich doch mit der Ausbeute ziemlich zufrieden. Sutter bekam Bericht, daß sein Sohn August aus Europa gekommen sei und er sofort ihm bis nach San Francisco entgegenreisen müsse. Er äußerte den Wunsch, möglichst viel Gold mitzunehmen, um

damit zu glänzen und zu überraschen oder, wie man vielleicht am besten sagt, zu windbeuteln. Er versicherte, daß er davon keines brauche und ich wieder alles bei seinem Sohne in Empfang nehmen könne. In meiner Einfalt ging ich natürlich wieder auf den Leim. Ich hatte 1040 Dollars, die ich ihm mitgab, nachdem er mir die bestmöglichen Versicherungen gegeben hatte, daß dieses Gold nur von ihm in Verwahrung genommen, aber nie angegriffen werde.

Nach etwa zehn Tagen hatte ich wieder 2000 Dollars beisammen, und wenn ich ein Hebeisen oder Brecheisen gehabt hätte, so wäre dies von ungemeinem Vorteil gewesen. Mit den beiden weißen Männern Holms und Müller, welche ich anfänglich mißtrauisch betrachtete, wurde ich allmählich besser bekannt und ich bekam Zutrauen zu ihnen. Nach einiger Zeit kam von Sutter Bericht, daß wir das Lager verlegen sollten, weil er zuverlässige Nachrichten erhalten habe, daß irgendwo in den Bergen südlich von Cosumnis ein einzelner Mann täglich 150 Dollars waschen könne. Sutter wolle ein paar Wagen schicken, um unsere Geräte, wie die der Canacas abzuholen und inzwischen sollten wir nach seinem alten Lager gehen und dort seine Wagen erwarten.

So brachen wir dann eines Morgens mit unsern Habseligkeiten auf. Zwei meiner Jungs nahmen sich der Maschine an, welche nur durch den schäumenden American River hinuntergebracht werden konnte, was für die jungen Bursche keine leichte Aufgabe war. Die übrigen mußten das Gepäck und Arbeitswerkzeug tragen; aber auch dies war bei dem felsigen, pfadlosen Ufer ziemlich schwierig und der Weg etwa vier Meilen weit. Hier mußten wir etwa vier Tage auf Sutters Wagen warten und dann ging's dem neuen Lagerplatz zu, den wir erst nach drei Tagen erreichten. Sutter war auch wieder da und hatte sein Zelt aufgeschlagen und in seiner Gesellschaft waren einige Subjekte, die man eher zu Wegelagerern gezählt hätte, als zu Leuten, welche ihr Brod durch Arbeiten zu verdienen suchen. Ich Thor, der ich war, nahm mein an der letzten Stelle gewaschenes Gold hervor, um Sutter die Hälfte davon zu geben,

anstatt daß ich mir seinen Anteil für das ihm geliehene, so weit es gereicht hätte, behielt. Ich denke noch oft an meine Dummheit, denn sein Anteil betrug gegen 1000 Dollars und mit diesem Gold ging er überaus liederlich um, so daß ich mich wundern mußte, daß ihm dasselbe nicht fast unter seinen Augen gestohlen wurde, besonders da er solche zweideutige Leute um sich hatte.

Da wir gekommen waren, die reichhaltigen Stellen zu bearbeiten, so wunderten wir uns, so viele müßige Leute zu finden. Sutter selbst mußte eingestehen, daß man alles übertrieben habe und er, der alte Narr, die Reise umsonst hieher gemacht habe. Holms, Müller und ich bildeten eine Allianz, weil uns die Freunde Sutters durchaus nicht gefielen, denn sie schienen sich zu sehr um unsere vorhandenen Quantitäten gewaschenenen Goldes zu interessieren, so daß wir auf der Hut waren. Meinem längst zurückerhaltenen treuen, wachsamem Tiger schenkten sie besondere Aufmerksamkeit, da sie bereits wahrgenommen, daß dieser nachts niemand erlauben wollte, sich mir zu nähern; auch war er bereit, jeden anzugreifen, wenn er meinte, daß man mir ein Leid anthun wolle. Der Hund schlief immer neben mir und überm Kopf hatte der Kleine, den ich Cogota nannte, seine Schlafstelle. Unsere geladenen Gewehre lagen stets schußbereit zwischen und neben uns und unser Gold hatten wir unterm Haupt als Kopfkissen. Alles dies war natürlich diesen verdächtigen Subjekten bekannt.

Sutter hatte seit der Ankunft seines Erstgeborenen viel Wesens daraus gemacht, welche unermessliche Kenntnisse dieser besitze, und man war natürlich bei seiner damaligen Stellung begierig zu sehen, was an der Sache sei, da jedermann mit etwelcher Menschenkenntnis einsehen mußte, daß in Sutters Fort ein anderes Regiment nötig sei. Es war ja nicht bloß Sutters Hang nach geistigen Getränken, sondern ganz besonders auch seine Sucht zu glänzen und belobt zu werden. Daß sich unter diesen Umständen nach der Entdeckung des Goldes genug Schmeichler fanden, welche des Rühmens nicht genug thun konnten, liegt in der Natur der Sache. Ich war wohl der einzige Mensch in seiner

Umgebung, der nicht nach der allgemeinen Geige tanzte. Ein sogenannter Gentleman führte den anderen ein, und wenn ein einzelner dieser Hochstapler kam, so hieß es ungefähr so:

„Capitain Sutter, wie ich voraussetze,“ — worauf Sutter dies bestätigte.

Fremder: „Capitain, es thut mir außerordentlich leid, daß ich hier niemand kenne, welcher mich bei Ihnen einführen und bekannt machen kann. Ich bin ein Fremder, just eben aus den Staaten hier angekommen; ich habe aber so viel Lobens- und Ehrenwertes von Ihnen gehört und gelesen, daß es mein dringender Wunsch werden mußte, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Sutter: „Wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?“

Fremder: „Mein Name ist Major v. X.“

Sutter, sich verbeugend: „Freut mich sehr, Herr Major v. X., Ihre geehrte Bekanntschaft zu machen, nehmen Sie gefälligst Platz. — Also Sie haben schon in den Staaten von mir gelesen und erzählen gehört, Herr Major v. X.“

Fremder: „Ja wohl, Capitain, wer sollte dies denn nicht! Ihr Name wird rühmlichst erwähnt für Ihre vielen Zuorkommenheiten, welche Sie schon so manchem erwiesen haben und man achtet Sie darum auch allgemein sehr hoch.“

Durch ähnliche Schmeicheleien wurde Sutters Ehrgeiz immer genährt und um dann alles zu erfahren, was der vornehme Militär von auswärts gehört und gelesen habe, hieß es gewöhnlich: „Herr Major v. X., Sie nehmen wohl ein Glas ächten französischen Brandy mit mir?“

„Ganz wie es Ihnen gefällt, Capitain, ich fühle mich dadurch nur geehrt“ zc.

Die Komplimente werden dann noch eine Zeitlang gewechselt und der Fremde weiß ja nur zu loben. Ein zweites Glas Brandy wird geleert und vielleicht noch ein drittes. Der Fremde spricht jetzt gern über Geschäfte, die sich auf diese oder jene Art machen ließen und womit man 30,000 oder 100,000 Dollars machen könnte, wenn man das Ding recht angreifen würde.

Sutter, dessen Kopf schon beim Weggang früherer Besucher begeistert wurde, gibt natürlich dem vornehmen Major v. K. Recht, ohne wohl die Hälfte von dem zu verstehen, was dieser ihm vorgeschwatzt hatte.

An seiner Thüre wird wieder geklopft und auf das „Herein“ öffnet sich dieselbe diesmal, um zwei Gentlemen eintreten zu lassen, und Major v. K. entfernt sich, sich höflichst verneigend. Die neuen feinen Herren haben von dem Abziehenden Sutters Name nennen hören, somit ist der Faden für die Bekanntschaft bereits angeknüpft.

„Also Herr Capitain Sutter, wenn wir recht verstanden haben.“

„Ja wohl, meine Herren, zu Ihren Diensten.“

„Sie werden wohl entschuldigen, daß wir bei Ihnen erscheinen, ohne eingeführt worden zu sein. Wir sind eben erst angekommen, kennen also niemand hier, aber es war uns ganz unmöglich, auf unserm Wege an Ihrem weltberühmten Fort vorüberzugehen, ohne Sie, Verehrtester, persönlich kennen gelernt zu haben. Erlauben Sie, daß wir in Ermangelung anderer Gentlemen, die uns bei Ihnen hätten einführen können, dies selbst thun. Herr Capitain, dieser Herr hier ist Richter U. B. von C.“

Beide verneigen sich gegenseitig mit großer Würde und nun benützt Richter U. B. die Pause, um den Capitain auch mit seinem alten Freund Oberst D. F. von G. bekannt zu machen. Beide Gentlemen gehören ja, wie sie selber sagen, hervorragenden Familien an, sind also auch selbst hervorragende Persönlichkeiten. Sutter ist also voll Höflichkeit gegen seine neuen Bekannten aus der Klasse der „Userlesenen“. Es mag ihm wohl schon ordentlich im Kopf herumschwirren von den Drinks, welche er bereits mit seinen vorher gemachten Bekanntschaften genommen, aber daß er diese beiden, jedenfalls vornehmsten seiner Besucher sollte weggehen lassen, ohne sie mit einem Glas seines extra french Brandy traktiert zu haben, wäre in seinen Augen ein Vergehen gegen Anstand und Sitte gewesen. Sutter hatte also wieder drei Gläser gefüllt und man erhebt sie zum Trinken, aber

nicht ohne daß der Richter irgend einen hochtönenden Trinkspruch auf den hochzuverehrenden Capitain Sutter ausbringt, an den sich auch von Seite des Herrn Oberst die Wünsche für die Prosperität des edlen Goldentdeckers und Beglückers der ganzen civilisierten Menschheit anschließen.

Sutter ist bereits im Vorstadium der Betrunktheit, wie seine Augen und seine Begeisterung und Redseligkeit beweisen, und dies scheinen die Gentlemen auch beobachtet und Ähnliches wohl auch schon selber erfahren zu haben, so daß sie sich für diesmal zurückziehen, glücklich, die neue Bekanntschaft ferner pflegen zu dürfen.

Die Thüre hat sich geschlossen; Sutter schwankt, gerührt von der unermesslichen Ehre, die man ihm in der ganzen Welt zu zollen scheint, seinem breiten, mit Vorhängen versehenen Bett zu, in welches er halb hineinfällt und endlich ganz hineinkrabbelt und — „der Vorhang fällt“.

Dieser Art Scenen konnte man bei Sutter während des ersten Sommers nach der Goldentdeckung fast täglich sehen und er ließ sich mit mehreren dieser Art Gentlemen in verschiedene Geschäfte ein, wobei er fast immer angeschmiert wurde. Sein übermäßiger, thörichter Ehrgeiz machte ihn blind gegen die Kniffe und Hinterlist von Männern, welche mit hochtönenden Namen ganz fremd daher kamen, um ihn zu beschwindeln.

Ich suchte ihn wiederholt zu warnen, aber er meinte, ich verstehe von diesen Sachen nichts.

Nach diesen Einschaltungen, die ich nötig fand, um einestheils die böse Finanzlage Sutters begreiflich zu machen, andererseits die damaligen Zustände überhaupt zu illustrieren, kehre ich wieder zu unserm resp. Sutters Goldlager zurück.

Sutter wollte, wie bereits erwähnt, bald nach Sutters-Fort zurück, um sein eigenes und das geborgte Gold dorthin zu bringen. Im Lager war es sehr lebhaft, es gab da Deutsche, Amerikaner, Engländer, Schottländer, Franzosen, Indianer und Neger, also weiße, braune und schwarze Menschen. Man machte sich reisefertig und ich verpackte das Gold in Säcke, welche aus Ochsenhaut verfertigt waren. Als alles wirklich zum Aufbruch bereit

war, entdeckte ich zu meiner unangenehmen Überraschung, daß Sutter sehr betrunken war. In diesem Zustande fing er dann an, allerlei dummes Zeug aus seiner Vergangenheit in den früheren Kriegsdiensten zu erzählen, daß er darob das Abreisen ganz vergaß und wir also an diesem Tage nicht fort konnten. Er sprach in diesem Zustande auch von seinen Erlebnissen in der alten Heimat in einer Weise, als ob er von „edlem Geblüt“, also vornehmer Abkunft sei. Auf die verschiedenen Fragen seiner Bewunderer, warum er eigentlich sein Vaterland verlassen habe, stellte er sich als ein politisch Verfolgter, also gewissermaßen als Märtyrer dar. Er habe in der konservativen Schweiz allzu freisinnige Ansichten gehabt und sei deshalb dann so gehaßt worden, daß er schließlich sich gezwungen gesehen habe, alles zu verlassen, seine Frau und mehrere Kinder, seine Heimat, gute Gesellschaft und alles, was ihm lieb und teuer gewesen sei. Ich vernahm, beiläufig gesagt, später von seinem Sohn und seiner Frau, daß Sutter immer mehr aristokratisch als freisinnig oder liberal gewesen sei.

Sutters diesmalige Schwelgerei dauerte drei Tage, was für ihn übrigens nichts Neues war, denn man könnte eher sagen, es sei bei ihm die Nüchternheit eine Ausnahme gewesen.

Nachdem er am folgenden, also am vierten, Tag endlich nüchtern geworden, schien er auch einen moralischen Katzenjammer bekommen zu haben. Als ich ihm begegnete und er nicht mehr ausweichen konnte, lenkte er sofort das Gespräch auf diese bedauerliche Angelegenheit und meinte, es sei doch fatal mit dem Trinken, er habe gestern wieder einmal zuviel gehabt und glaube, er wolle den verdammten Schnapsfässern den Boden einschlagen lassen. Ich that aber, als ob ich seine Worte gar nicht gehört hätte, bis er sich direkt an mich wandte und von mir wissen wollte, was für einen Eindruck sein Thun auf mich gemacht habe.

Meine Antwort mag ungefähr so gelautet haben: „Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Herr Capitain, so bekenne ich, daß ich mich schon als Ihr Landsmann außerordentlich über Ihr gestriges Betragen geschämt habe. Ich hätte nie geglaubt, daß

Sie zu einer so gemeinen Aufführung fähig wären, wie Sie sie gezeigt haben. In Ihrem Lager befinden sich viele Leute aus ganz verschiedenen Ländern und Nationalitäten und da man von Ihnen anderwärts nur gutes wissen möchte, so muß eine solche Enttäuschung von ungeheurem Eindruck sein. Glauben Sie etwa, daß Ihr Betragen verschwiegen bleibe? Was muß Ihr Sohn, der jetzt aus der Schweiz gekommen ist, von seinem so lange vermißten Vater halten, wenn er solches erfährt? Wäre ich Ihr Sohn und hätte Ihr gestriges Betragen mitanschauen müssen, so würde ich an meine Mutter und Geschwister schreiben: Bleibt weg von hier, tausende von Meilen, damit nicht auch Ihr durch das schimpfliche Betragen unsers Vaters unschuldig der Schande ausgesetzt werdet. Ich bin nur der Sohn eines schlichten aber ehrenhaften Bauersmanns, aber ich bin stolz darauf, wenn ich eine Vergleichung mit Ihnen anstelle. Ich weiß, Sie finden meine Worte hart, aber ich kann nichts dafür, denn Sie wollten ja meine Meinung hören und viel lieber hätte ich geschwiegen, weil ich zum voraus weiß, daß diese Ihnen so wenig einen bleibenden Eindruck machen wird, wie meine früheren Ermahnungen.“ Obwohl ich es als selbstverständlich betrachtete, daß es nun mit meiner Gunst bei Sutter ein Ende haben werde, so hat er doch ein paar Tage nachher mich seinem Sohne als den Einzigen bezeichnet, welcher ihm aufrichtig treu geblieben sei.

Alle diese Verhältnisse in Sutters Lager und besonders der Umstand, daß in der ganzen Umgebung desselben keine viel versprechenden Stellen zum Ausbeuten aufzufinden waren, reiften in mir den Entschluß, die Minen zu verlassen. Sutter sprach so zu mir, als ob sein Sohn mich gleich nach meiner Ankunft im Fort für Alles sofort bezahlen würde und meine Absicht war, für mein sämtliches Geld solche Gegenstände zu kaufen, welche von den Indianern gerne gegen Gold eingetauscht werden.

Der Tag zum Aufbruch war da und meine wenigen Habseligkeiten eingepackt. An Gold hatte ich etwa 1000 Dollars bei mir, was ich nebst dem bessern meiner Gewehre selbst trug, während vier meiner zuverlässigsten Indianer das andere trugen.

Etwas Lebensmittel durften für diese Fußreise nicht fehlen. Wir hofften bis am Abend nach Perry Mc. Kewus' Farm zu kommen. Voll frohen Mutes verließ ich den Ort, wo ich so viele Enttäuschung erfahren mußte.

Diese Fußreise mit dem Gepäck war viel anstrengender, als ich mir vorgestellt hatte und wir erreichten die Kewus=Rancho am Abend nicht mehr, sondern lagerten uns etwa 3 Meilen näher am Flugufer. An diesem Abend hatten wir nichts zu essen, aber die Ruhe war uns fast erwünschter, als Speise. Ich glaube, nur ein einziges Mal ebenso müde gewesen zu sein, wie an diesem Tag.

Am Morgen waren wir frühe auf den Füßen, denn es bangte mir vor dem großen Marsch, den wir noch bis Sutters=fort zurückzulegen hatten. Die Sonne war bei unserer Ankunft bei Perry Mc. Kewus schon aufgegangen, dieser aber noch nicht aufgestanden. Ich entschloß mich, hier nicht bloß das Frühstück zu nehmen, sondern auch einige Stunden auszuruhen, bei welchem Anlaß ich auch seine junge Frau kennen lernte, von der ich bei Sutter oft gehört hatte, weil sie die Nachfolgerin der Indianerfrau war, die Kewus von ihm (Sutter) als Geschenk erhalten hatte, als er sie aus Rücksichten für seinen Ruf entlassen mußte. Dieser Kewus war, beiläufig gesagt, einer der ersten Ansiedler in Californien. Er war früher Matrose und hatte den Dienst verlassen, um Farmer (Ranchero) zu werden. Von der mexikanischen Regierung erhielt er ein Landgrant, auf welcher er wohnte. Sein Land lag hart am Cosummo und bestand größtenteils aus vortrefflichem Bottomland, welches durch die Goldentdeckung erst recht wertvoll wurde. Er war leider ein leidenschaftlicher Trinker und Spieler und im Jahre 1850 soviel als ein Bettler, als ich ihn nach meiner Reise nach Europa wieder sah.

Für das bei ihm genossene Frühstück hat er, im Widerspruch zu der früher üblich gewesenenen Gastfreundschaft, eine gute Bezahlung abgenommen. Zufällig war hier ein von Sutter dargelassenes Pferd, welches ich dann mit nach Sutters=fort nahm, was mir sehr diente, da es hier so ausgeruht hatte, daß es mich

wieder zu tragen vermochte; man hatte es nämlich wegen Übermüdung hier stehen lassen. Da ich selbstverständlich aus Rücksicht für die Indianerjungen immer nur Schritt ritt, so kamen wir erst am Abend in Suttersfort an.

Ich kannte den Sohn Sutters persönlich noch nicht und suchte daher den Indianeraufseher Brov auf, damit dieser mich bei ihm bekannt mache. Als August Sutter meinen Namen nennen hörte, bewillkommte er mich freundlich, indem er bemerkte, daß sein Vater ihm gesagt habe, ich sei der einzige Mann gewesen, der zuverlässig und treu geblieben sei, während alle andern ihn während des Goldfiebers verlassen hätten. An diesem Abend erwähnte ich nichts Geschäftliches, hoffte aber, daß ich mein Geld am folgenden Tag bekommen werde, weil Sutter ja des Bestimmtesten versichert hatte, daß er daselbe nie angreifen werde. Mein Nachtquartier nahm ich bei meinem Freund Huggenberger, welcher noch immer daselbe Zimmerchen bewohnte, wie früher. Am andern Morgen rückte ich mit meinem Anliegen an den jungen Sutter aus, worüber dieser überrascht „große Augen“ machte.

„Mein Vater hat mir allerdings gesagt, daß ich Ihnen wieder für 1040 Dollars Kredit geben soll, aber daß ich dieses Geld zu Ihrer Disposition aufbewahren solle, davon hat er zu mir nicht ein Wort gesprochen. Ich begreife auch nicht, wie mein Vater gewirtschaftet hat.“

Dann nannte er mir die Summe, welche er an verschiedene Kreditoren seines Vaters ausbezahlt habe und noch scheine kein Ende zu kommen, fügte er hinzu.

Er gab mir die Zusicherung, daß ich der Erste sei, den er bezahlen werde, wenn es ihm möglich sei; auch sei er bereit, mir für mein Guthaben irgend etwas zu verkaufen, wenn ich nicht absolut Geld haben wolle oder haben müsse. Ich erklärte ihm, warum ich unbedingt Geld haben sollte, denn es liege in meiner Absicht, einen Handel mit den Indianern anzufangen. Ich schrieb dann an Sutter, daß ich mich also, wie es scheine, abermals in ihm getäuscht und was mir sein Sohn gesagt habe, worauf

er mir seine alte Leier von dem neuen Lande wiederholte, die ich schon längst kannte, und mich mit Versprechungen tröstete oder wenigstens zu trösten versuchte, denn meine Lage war schon deshalb eine unangenehme, weil ich für meinen Unterhalt im Fort täglich 60 Dollars brauchte, also eine sehr kostspielige Wartezeit hatte.

Da die gegenseitige Korrespondenz zwischen Sutter und mir nicht nur von heute auf morgen abgemacht werden konnte, so war ich gezwungen, mehrere Tage ohne spezielle Beschäftigung im Fort zuzubringen, wodurch ich Gelegenheit erhielt, meine Beobachtungen über das Leben und Treiben in jener Zeit zu machen.

Täglich kamen Männer, welche nach den Minen wollten, und solche, welche von dort zurückkehrten. Letztere meistens, um hier einen Teil ihrer leicht gewonnenen Schätze zu verprassen, wenn nicht alles wieder zu verlieren. Ähnliche Scenen, wie ich sie oben schon beschrieben habe, waren an der Tagesordnung. Eine Trinkbude war in einem Kellerzimmer im großen Hause innerhalb des Forts in dessen Südwestecke errichtet worden, wo man einen sogenannten Drink oder Dram (etwa zwei Deciliter) Whisky zu $\frac{1}{2}$ Dollar haben konnte. Natürlich mußte jeder im Besitz einer Wage sein, und da hier von Gesetz keine Rede mehr sein konnte, so schienen die gebräuchlichen Gewichte schwer genug und die Wagen balancierten immer sehr schwer, so daß der Trinker seinen Drink oft eher zu einem Dollar als zu einem halben bezahlen mußte. Eine Anzahl sogenannter Gambler (Spieler) hatten in einem der südlichen Zimmer im östlichen Teil des Forts bereits ein Spielzimmer errichtet, wo jeder, der es wünschte, sein Glück versuchen konnte.

Das Erste aber, was ein frisch von den Minen Kommender meistens that, war, in die Trinkbude zu gehen, um sich dort für die in den Minen ausgestandenen Entbehrungen zu entschädigen. Die hirschledernen Goldsäcke wurden dann hervorgenommen, schnell einige Drinks abgefertigt und dann ging erst das eigentliche Saufen los. Waren zufällig Leute in der Nähe, was meistens der Fall war, so wurden diese von den trinkenden Goldausbeutern

samt und sonders eingeladen mitzutrinken, und zwar nicht gerade in der höflichsten Art. Wollten manchmal etliche Zuschauer sich entschuldigen oder die Einladung dankend ablehnen, so wurde dies nicht selten als Beleidigung betrachtet und mit den rohesten Scheltworten erwidert oder sogar mit dem Messer oder Revolver gedroht. Während den drei Wochen, die ich im Fort zubrachte, um auf Bezahlung von Sutter zu warten, soll ein Mann gestochen und ein anderer geschossen worden sein. Das Subjekt, welches die Bude hielt, war einer der gemeinsten, niederträchtigsten Menschen, die mir damals bekannt waren. Ich erinnere mich noch ganz genau, als ich diesen Kerl zum erstenmal sah. Damals trieb er ein Ochsenfuhrwerk mit einem einzigen Gespann; er war barfüßig, seine Hosen hatten an den Knien große Löcher, so daß mit jedem Schritt das nackte Knie zum Vorschein kam. Sein Hemd war fast noch mehr zerrissen, als seine Hosen, so daß seine Arme nur notdürftig bedeckt waren. Seine hellen, fast weißen, langen, glatten Haare hingen ihm unter einem sehr zweifelhaften Überrest von einem Hut unordentlich über sein Gesicht hinunter. Er mochte gegen die 30 Jahre alt sein und war plump, breit und grobfüßig, wie ein Bär. Seine Gesichtszüge zeugten von Gemeinheit und Niederträchtigkeit im höchsten Grade. Dies war also der nachherige Schenkwirt in Sutters=fort. Er prahlte damit, daß er 10,000 Dollars Gold habe; kein Wunder also, wenn so viele der unbedachten, vollgetrunkenen Goldgräber, nachdem sie wie halbtot auf dem Boden herumlagen, des Morgens ihr Gold nicht mehr fanden. Dieser gleiche Bursche wurde später noch Constabler, während ein anderer Kerl von zweideutigem Charakter, ein Schwager des Constablers, zum Friedensrichter gemacht wurde. Von wem sie ihre Ämter erhielten, kann ich nicht sagen, denn vom Volk der Umgegend wurden sie nicht gewählt. Später fornierte sich im Fort eine Bande von Pferdedieben, wovon der saubere Constabler ein aktives Mitglied und der Friedensrichter ein stiller Teilhaber war. Es soll nicht selten vorgekommen sein, daß im Hofe des Forts Pferde weggenommen wurden, während die Besitzer in der Scheife tranken.

Schon während der ersten Tage nach meiner Ankunft im Fort war der junge Sutter einmal zu mir gekommen, um meine Ansicht darüber zu vernehmen, was ich zu einem ihm von einem früheren Mormonen-Ältesten empfohlenen Plan halte. Derselbe habe ihm nämlich gesagt, daß es thöricht sei, dort, wo sein Vater die Stadt Suttersville angelegt habe, eine Stadt zu gründen, da man ja nicht landen könne, ohne einen Kanal von etwa einer Meile Länge zu bauen, was bei den enormen Arbeitslöhnen von 16 Dollars Gold per Tag ein ungeheures Geld koste. Er solle lieber ganz am Fluß (Sakramento) sofort eine Stadt anlegen, da gerade ein Ingenieur da sei; wenn auch die Lage etwas tief, also die Ufer dort etwas flach seien. Mir leuchtete dieser Rat sofort als sehr vorteilhaft ein und trotzdem, daß ich schon ein paar Lots (Parzellen) bei Suttersville eignete, konnte ich nicht anders als ihn dazu zu ermuntern. Nur beging ich einen Fehler, den ich nachher immer bereut habe. Ich riet ihm den Namen Suttersville ab und empfahl ihm den Namen Sakramento City, den er ihr dann auch gab. Hätte ich damals an Sutters Eitelkeit gedacht, so würde dessen Name, auf den er, allerdings sehr unverdienterweise, so stolz war, jetzt unauslöschbar verewigt sein. Dafür kann ich mir allerdings zum Trost für meine diesbezügliche Unterlassungssünde sagen, daß Sakramento City ihren Namen meiner Wenigkeit verdankt.

Leid, sehr leid that es mir damals um den alten Mann, weil er, vermöge der unbedingten Vollmacht, die er seinem Sohne für die Dauer eines Jahres gegeben hatte, unfähig war, das Geschehene umzustossen. Er soll sich sehr über das Mißlingen seiner Lieblingsidee geärgert haben und diese Angelegenheit hatte jedenfalls auch dazu beigetragen, daß sich Vater und Sohn für immer entzweiten. Ich konnte und kann mir mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich den Rat des Mormonen Branon aus Überzeugung gutgeheißen habe, und schließlich hat es Sutter weder um die Menschheit, noch um mich verdient, hier verewigt zu werden.

Da ich vergeblich etwa drei Wochen im Fort auf Bezahlung in Gold gewartet hatte, wobei der Lebensunterhalt zu circa 60

Dollars per Tag eine bedeutende Summe ausmachte, so wurde ich des Wartens endlich überdrüssig. August Sutter, das konnte ich sehen, war dies nicht lieb und ich glaube, daß er mich wirklich bezahlt hätte, wenn es in seiner Macht gelegen hätte, denn er anerbote sich, mich auf irgend eine andere Weise zu bezahlen, ich sollte ihm nur sagen, ob ich Land, Vieh, Pferde, Schweine oder Schafe an Zahlungsstatt nehmen wolle, er werde gegen mich in allem gerecht sein.

Da ich meinen Lieblingsplan, mit den Indianern Handel zu treiben, nun aufgeben mußte, so entschloß ich mich endlich, Sutters Schafherde, circa elfhundert Stück, zu kaufen. Wir einigten uns auf den Preis von 3 Dollars per Stück, mit dem Recht zur Benutzung der extra für die Schafe errichteten Corols (Pferche) samt Schäferhäuschen, und im fernern konnte ich mir drei von den Indianerjungen solange als Schäfer behalten, als ich noch von diesen Schafen haben würde. Der Betrag belief sich auf circa 3500 Dollars, auf welche ich ihm noch etwa 900 Dollars schuldig blieb, jedoch mit Zahlungsfrist bis Ende März 1849. Als Schäfer nahm ich meinen zuverlässigen Könnöck, nebst Aboga und einem Knaben von etwa 7 Jahren, der als Koch für die andern dienen sollte.

XX.

Bekomme von Sutter anstatt Geld dessen Schafherde. Unglück und Geduldproben. Handel mit den Indianern. Diebereien und Mord. Rachezug der Weißen gegen die Indianer. Beerdigung (Verbrennen) des ermordeten Häuptlings Könnöck. Nächtliche Totenklage.

Ich war froh, das Fort endlich verlassen zu können und wurde in meiner Schäferei wieder mein eigener Herr in Gottes freier Natur. Der Coral war gut gebaut, indem die Umfassung aus Adobemauer von etwa 6 Fuß Höhe bestand. Ganz in der Nähe war ein großer Teich, der aus einem Slough des American-Flusses gespeist wurde. Meine Hütte aus Adobemauer, ohne Fenster, war natürlich ganz primitiv, wie das Mobiliar, das aus einer Holzbank, einer Kiste, meinem Koffer, zwei Sesseln, einer Kaffee- oder Theekanne, einigen Blechschüsseln, Tellern und Blechbechern bestand. Auf dem Boden brachte ich mein Bett an, denn eine Bettlade hatte ich nicht, sondern nur einen Strohsack und eine Wolldecke. Außer Mehl, Zucker, Thee und manchmal Bohnen oder Erbsen bestanden unsere Hauptlebensmittel in Schafffleisch, so daß wir nie Mangel hatten.

Da durch die Goldentdeckung in dieser Umgebung von den außergewöhnlich vielen Tieren (Maulesel und Pferde der Goldgräber) das Gras viel mehr abgefressen worden war, als gewöhnlich, so wurde die Weide für die armen Schafe allmählich immer spärlicher und ich fand mich gezwungen, den Weizenstock, den ich noch eingemarkt hatte, schon frühe aufzufüttern, besonders auch, weil sonst die Goldgräber ihn für die Pferde genommen hätten. Als Reitpferd benutzte ich meine Jenny jetzt fast ausschließlich; sie war während meiner Abwesenheit in den Minen

unter der Obhut Jacobs, wie der Vaquero hieß, ganz zahm geworden. Dieses Tier und meinen Tiger zählte ich zu meinen besten Freunden. Mit der Übernahme dieser Schafherde begann für mich sozusagen eine ganz neue Lebensweise und schwere Prüfungen oder Geduldproben lagen im Gefolge dieser Änderung.

Solange die Schafe noch dem Sutter gehörten, hieß es nicht selten, daß während der Nacht solche gestohlen worden seien und ich nahm mir vor, solchen Freveln ein Ende zu machen, koste es, was es wolle. Außer mir hatte in dieser Gegend nur noch Mr. Sinclair etwa 30 Stück Schafe, aber dieser wohnte auf der andern Seite des Flusses und war etwas abseits vom Verkehr mit den Goldgräbern, daher weniger den Diebereien derselben ausgesetzt, wie ich.

Bald nachdem ich die Schäferei übernommen hatte, kam der mehrmals erwähnte Käseburg nebst Frau und Kind als Mietsleute zu mir, indem sie eines meiner Schäferhäuschen bewohnten und dafür monatlich 45 Dollars bezahlten. Als Zahlung dafür nahm ich bei ihm die Kost, natürlich gegen weitere Vergütung an ihn. Er war ein guter Jäger und versah seine Tafel gar oft mit wildem Gänsefleisch, welches er auf französische Art zubereitete, wobei nicht selten das reine Blut noch aus dem Fleisch quoll, wenn er dasselbe auf dem Tisch tranchierte. Es kostete mich besonders anfänglich viel Überwindung, von diesem rohen Gänsefleisch zu genießen, denn mit dem besten Willen war es mir fast unmöglich, den Gedanken aus dem Sinn zu bannen, wie mein Tischgenosse, als er allein in der Sierra Nevada eingeschneit war, sich ähnliche Gerichte aus dem Fleische seiner verhungerten Mitmenschen bereitet habe. Schon mehrere Male wollte Käseburg unsere Unterhaltung auf seinen alleinigen Aufenthalt in dem Gebirge und seinen schaurigen Lebensunterhalt lenken, aber jedesmal suchte ich auszuweichen, da meiner Phantasie diese Menschenfleischkost zu greulich vorkam, als daß ich davon hätte reden können. Käseburg muß dies beobachtet oder vermutet und dabei gedacht haben, daß mir diese Geschichte nicht richtig erzählt worden sei, denn er wurde einmal, als ich wieder ablenkte, beinahe

heftig und sagte: „Mr. Lienhard, Sie haben gewiß allerlei über meinen Menschenfleischgenuß gehört, aber gewiß alles sehr entstellt und übertrieben. Ich verlange, daß Sie auch mich anhören und ich gebe Ihnen die Wahrheit ohne Entstellung.“ Wie widerwärtig es mir auch war, so konnte ich doch nicht anders, als mir die ganze traurige Geschichte von Anfang bis ans Ende erzählen lassen. Da ich die Hauptmomente derselben bereits oben bei Anlaß des Überganges der Emigrantenzüge über das Felsengebirge erzählt habe, so unterlasse ich hier die Wiedergabe seiner Erzählung, welche mir die Überzeugung beibrachte, daß Käseburg absolut nichts gethan habe, was berechtigt gewesen wäre, ihm die Achtung der Nebenmenschen zu entziehen. Wer nicht in ähnlichen Lagen gewesen ist, kann unmöglich sich ein richtiges Urtheil bilden in solchen schrecklichen Ausnahmeverhältnissen.

Während meines Aufenthaltes in der Schäferei, die eben von Sutters=Fort nur wenig entfernt war, hörte ich immer noch oft bedenkliche Dinge über das Thun und Treiben der Menschen daselbst; von Gerechtigkeit war kein Schatten mehr zu finden und man sprach offenkundige Mörder frei.

Was der Erfolg meiner geschäftlichen Anstrengungen betrifft, so ging anfänglich alles ziemlich gut und meine Haupt Sorge war die Erhaltung meiner Herde, um sie dann gelegentlich zu Geld zu machen.

Zu meiner Verwunderung fand ich eines Morgens ein halb-gewachsenes Schaf derart gebissen, daß ich es meinen Jungen zum Schlachten überließ. Ein andermal hörte ich, ebenfalls gegen Morgen, daß die Schafe wild hin- und herrannten. Mit der flinte in der Hand eilte ich hinaus und sah durch eine Öffnung im Coral dem ängstlichen Treiben der Schafe zu. Plötzlich entdeckte ich einen Cagoten inmitten der Schafe, der seine Zunge wie ein ermüdetes Hund heraushängte und wirklich müde schien. Er war einige Schritte vor den Schafen stehen geblieben und schaute diese an, und das thaten auch ihrerseits die Schafe gegen ihn. Dann sprang der Cagote, als ob er an einem Erfolg zweifle, leicht auf die sechs Fuß hohe Mauer hinauf und warf sehnsüchtige

Blicke hinunter, ehe er sich auf einen abgefeuerten Schuß hin entfernte. Als ich dann auch entdeckte, daß die großen Wölfe Jagd auf meine im Coral befindlichen Schafe machten, so mußte ich ernstere Maßregeln gegen diese Raubtiere ergreifen und ich fing an, ihnen allnächtlich aufzulauern, was sie dann ängstlicher machte und von dem Coral fern hielt. Schließlich mußte ich mich überzeugen, daß auch Menschen nach meinen Schafen trachteten. Im nächsten Haus von der Schäferei an den Ufern des American-Flusses hielten sich fortwährend eine Anzahl Sandwichinsulaner auf und ich erfuhr, daß diese oft Schaffleisch verspeisten, ohne daß sie von mir Schafe gekauft hatten. Sinclair aber wohnte auf der andern Seite des Flusses und verkaufte überhaupt keine Schafe von seiner kleinen Herde. Der erste dieser Sandwichinsulaner war Canaca Harry mit seiner Manawitte, Sutters früherer Lieblingsfrau, welcher er diesen Platz geschenkt hatte. Es stellte sich dann heraus, daß dieser Canaca Harry meine Schafhüter betrunken machte, um dann bei hellem, heiterm Tag Schafe wegzulocken und in sichere Verstecke zu bringen. Ich bestrafte meine Jungen nicht dafür, sondern suchte sie zu belehren, daß dieses geistige Getränk ihr Untergang sein würde, und zu meiner angenehmen Überraschung hörte ich einmal aus den Gesprächen, die sie vor dem Einschlafen mit einander hielten, daß sie ganz vernünftige Betrachtungen über die früheren Verhältnisse vor der Goldentdeckung im Vergleich zu den jetzigen machten und sich namentlich darüber beklagten, daß die vielen Weißen gekommen seien und thun, wie wenn sie über alles Herr und Meister wären, während doch immer ihre Eltern und Voreltern hier gewohnt hätten; man habe es auch machen können, ohne die glänzenden Dinge, die sie mitgebracht (Perlen zc.) und ohne Kaffee und Zucker. Auch über meine Person sprachen sie Verschiedenes, woraus ich schließen konnte, daß die Art, wie ich sie behandelte, so ziemlich die richtige sei.

Die sich ewig wiederholenden Störungen meiner Schafe verursachten, daß ich mich keiner rechten Ruhe mehr freuen konnte, denn selten verging eine Nacht, wo ich nicht zwei-

oder dreimal mit der Flinte in der Hand die Runde um die Coral machen mußte, um nach der Ursache zu schauen. So lange die Witterung angenehm und trocken war, ging es schon noch an, allein als diese kalt, naß und frostig wurde, da waren die Patrouillen des Nachts, oft in der Eile barfüßig, nichts weniger als angenehm und gewiß auch meiner Gesundheit nicht zuträglich.

Bald nachdem Käseburg fortgezogen war, kamen Rippstein, Diel und ein Berner, nur der Berner-Jocki genannt, alles frühere, zum Theil oft genannte Reisegefährten von mir, und bewohnten das von Käseburg verlassene Häuschen, wofür ich ihnen aber keine Hausrenten oder Zinse berechnete, denn ich war froh, jemand, mit dem ich vertraut war, in demselben zu haben. Es war eines der ersten Gespräche, die wir zu unserer Unterhaltung hatten, daß ich ihnen das ungefähr erzählte, was ich von meinen Indianerjungen gehört hatte; denn ich gestehe, daß diese mir aus dem Herzen gesprochen hatten und daß ein gewisses Rachegefühl mich erfüllte, wenn ich an das dachte, was ich selber mit ansehen und anhören mußte in der kurzen Zeit meines damaligen Aufenthaltes in der Nähe der Ureinwohner oder sogen. Wilden. Wie oft habe ich in meinen einsamen Stunden darüber nachgedacht, wie es mir wäre und wie ich mich an den unverschämten, habgierigen Weißen rächen wollte, wenn ich einer dieser rechtmäßigen Besitzer des von den Voreltern ererbten Landes wäre.

Ich zweifle nicht, daß es unter den Indianern genug Männer gab, welche ebenso dachten, allein sie sahen ihre Ohnmacht ein; sie wußten, daß ihnen die Weißen in allem überlegen waren, namentlich im Besitze und der Anwendung ihrer Mordwaffen. Sie wußten auch, daß eine Gegenwehr in ihrer Bedrängnis und Not nur um so sicherer und schneller sie ins Verderben gestürzt hätte und daß auch in der Ausführung von Racheakten, ähnlich der bei den Wilden üblichen Blutrache, die Weißen sie auch an Raffiniertheit und Rachedurst übertreffen würden und nicht früher gesättigt wären, als sie. Wie heldenmütig haben sich nicht die

Florian=Indianer und in letzter Zeit*) eine Handvoll Indianer unter der Führung des Capitaine Jack an der Grenze von Oregon und Californien gewehrt. Die „civilisierten“, „christlichen“, „humanen“ Weißen — welche infame Lüge liegt nicht in diesen Worten? — sind das Gift und Verderben aller einheimischen Menschengeschlechter, d. h. Ureinwohner. Anfänglich kommen Missionäre, Jäger, Abenteurer in die neuen Länder. Die erstern, um das Christentum, das Wort Gottes zu predigen, gemäß dem Bibelwort: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Diesen folgen die Abenteurer, welche das Wort Gottes durch ihr ganzes Benehmen zu einer Lüge machen und anstatt Liebe Raub, Mord und Verdorbenheit in allen Beziehungen bringen. Dies zusammen ist die Quintessenz der Civilisation, über die ich mich schon oft geärgert, ja sogar mich ihrer geschämt habe. Der freundliche Leser mag meine Abschweifung vom Zweck dieser Erzählungen damit entschuldigen, daß ich eben wenig Anlaß gehabt habe, mich in dieser Beziehung zu andern auszusprechen oder, wie wir populär sagen, das Herz zu leeren, und doch so mitten drin Wochen und Monate lang all dieses Treiben mit ansehen mußte. Der Hauptinhalt unserer Unterhaltung im einstöckigen, fensterlosen Schäferhaus ist in obigen Herzensergießungen ungefähr wieder gegeben, denn nicht einer von uns viere wagte eine Lanze für die Weißen zu brechen, eher hätte ich es dazu gebracht, daß wir alle in die Worte eingestimmt hätten: Herr, sei uns Sündern gnädig. Nachher kamen wir auf dortige Tagesneuigkeiten zu sprechen und unsere philosophischen Betrachtungen bezogen sich auf das Naheliegendste, indem wir uns fragten, wie man sich die maßlose Thorheit derer erklären müsse, welche in den Minen keine Entbehrungen scheuen, um sich einige tausend Dollars zu erwerben, und dann hinunter ins Fort kommen, um sich zu betrinken und im Spiel ihres sauer erworbenen Goldes wieder los zu werden. Über die Beispiele, die ich hier in dieser Richtung gesehen habe, könnte man ganze Bücher schreiben und man steht

*) Ich muß wiederholen, daß diese Biographie schon im Jahre 1870 geschrieben worden ist. Der Herausgeber.

da mit Fragen und Rätseln, wie wenn man sich in einer Gesellschaft von lauter Irren und Zuchthäuslern befinden würde.

Als ich einmal ganz ruhig über diese Verhältnisse und Erscheinungen gesprochen hatte, hörte mir ein junger Mann zu und sagte zu mir: „Sie haben da ganz genau mein Schicksal getroffen. Ich kam vor drei Tagen mit circa 2100 Dollars nach dem Fort, trank dort gerade so, wie Sie eben bemerkten, kam angetrunken ins Spielzimmer und wollte auch mein Glück versuchen, spielte und verlor alles, so daß ich jetzt keinen Dollar mehr in der Tasche habe und hätte ich nicht 200 Dollars bei Bill Daily am Cosuma gelassen, so wäre der letzte Cent fort.“

In den letzten Wochen des Dezembers 1848 war mein lieber Freund Mr. Miller plötzlich zu mir gekommen. Er war im Fort gewesen und wollte die 600 Dollars Gold dort beim jungen Sutter holen, denn der alte hatte ihn, wie seinerzeit mich, an seinen Sohn im Fort verwiesen. Dieser hatte aber immer noch so viel Schulden für seinen Vater zu bezahlen, daß Miller unverrichteter Sache abreisen mußte. Es war am 31. Dezember 1848 als er abreiste und ich sah ihn damals zum letztenmal. Es war ein schöner Tag und am Abend unterhielt ich mich mit meinen drei Kameraden bis gegen 1 Uhr nachts, wonach ich mich in meine Hütte begab. Ich war noch nicht eingeschlafen, als ich im Coral wieder irgend etwas Verdächtiges hörte. Ohne Waffen ging ich hinaus gegen das niedrige Thor des Corals und schaute in denselben hinein. Bei dem leichten Mondschein glaubte ich eine Person zu sehen, war aber nicht ganz sicher. Anstatt eine Waffe zu holen, stieg ich thörichterweise auf die Adobemauer und ging auf derselben einige Schritte vorwärts, dann sah ich deutlich einen Mann. Dieser schien mich jetzt auch entdeckt zu haben, denn er suchte sich des Südwesteckens zu nähern, wahrscheinlich um sich dort zu verbergen. Ich war von der Coralmauer hinuntergesprungen und ging langsam der Stelle entgegen, wo ich ihn gesehen hatte. Erst jetzt war ich mir recht bewußt, daß ich ohne Waffe war, ging aber doch immer langsam vorwärts und der

Mann ebenfalls und zwar dem Thore zu, aber so schwankend, als ob er betrunken wäre. Er blieb einigemale stehen und sah nach mir, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob ich bewaffnet sei; dabei gab er mehrere „aufstoßende Töne“ von sich, ganz wie ein arg Betrunkener. Jetzt war ich bald bei ihm und donnerte ihn an, was er da wolle; zugleich rief ich meinen Indianer Aboga. Nun gab sich der vermeintlich Betrunkene als Canaca Harry zu erkennen und bat, ihm den Weg zu zeigen, weil er sich in der Trunkenheit verirrt habe. Aboga war inzwischen auch da und schüttelte den Kopf, womit er sagen wollte, Harry sei nicht betrunken. Wir sprachen nun laut miteinander, wobei ich sofort auch Verdacht bekam, daß die Trunkenheit nur eine simulierte sei. Auf einmal hörte ich hinter mir rufen: „Was ist los Eienhard? Was gibt's denn?“

Es war Rippstein, denn alle drei Freunde waren aufgestanden, um mir allfällig beizustehen. Aboga führte den Kerl etwa 80 Schritte weit und rief dann zurück: „Der Schelm ist auf einmal nicht mehr betrunken.“

Ich ärgerte mich nicht wenig darüber, von dem Schurken noch so zum Narren gehalten worden zu sein, doch war ich nun sicher, daß mein Verdacht auf die Canacas begründet war. Harry und Sutters Mannawitti waren die Eigentümer des Hauses, in welchem die verschiedenen Sandwichinsulaner ihren Unterschlauflanden und die gestohlenen Schafe verzehrt wurden. Ich ließ dem saubern Nachbar sagen, er werde das nächste Mal dann so empfangen werden, daß er das Heimgehen für immer vergesse. Solches Volk gehörte also zu Sutters Freunden, wenigstens zu seinen Begleitern von den Sandwichinseln.

Am nächsten Morgen, dem Neujahrstag 1849, wünschten wir uns gegenseitig Glück zum neuen Jahr und bekamen dann Besuch von einem Amerikaner, der sich sehr über unser Schweizerdeutsch verwunderte, besonders als der Berner Jakob beim Einschenken des Kaffees wiederholt sagte: 'S ischt gnueg, 's ischt gnueg. Der fremde Herr meinte, ob das wohl englisch sein sollte oder überhaupt gar keine Sprache sei. — Wir feierten diesen

Neujahrstag mit einem Überblick über das miteinander Verlebte und bauten Luftschlösser.

Am Abend blieb ich bis 9 Uhr bei meinen Kameraden und ging dann in meine Hütte, um mich zu Bett zu legen. Damit ich alles, was draußen vorging, besser höre, ließ ich die Thüre immer drei bis vier Zoll weit offen und band sie inwendig nur mit einer dünnen Schnur an einen Nagel fest. Meine Kleider legte ich gar nicht mehr ab, mit Ausnahme des Hutes. Da mir das kleine Abenteuer von der vorigen Nacht wieder in den Sinn kam, so hielt ich meine Waffen sorgfältig in Bereitschaft. Kaum mochte ich eine halbe Stunde gelegen sein, und zwar ohne Schlaf zu verspüren, so meinte ich fernes Pferdegetrabe zu vernehmen. Je mehr ich horchte, desto sicherer konnte ich das Herannahen hören und es mußten mehrere sein. Bald fingen meine Hunde an unruhig zu werden. Man war bei der Hütte angekommen und machte Halt. Ich war leise aufgestanden und hatte mich der Thüre genähert. Die Männer riefen: Guten Abend (evening) und ich dankte. Da der Mond noch nicht aufgegangen war, so konnte ich nur mit Not zwei Pferde mit Reitern unterscheiden. von denen mir der eine ein Weißer, der andere ein Brauner oder Schwarzer schien, ein Neger, Indianer oder Canaca. Die Männer wollten wissen, ob nicht hier Schafe zu verkaufen seien. Ich antwortete: „Ja, bei Tage!“

„Wir kommen soeben von den Minen und sind hungrig, wir wollen aber jetzt ein Schaf kaufen, wie theuer sind sie?“

„Bei Tage verkaufe ich sie zu 8 Dollars das Stück, bei Nacht verkaufe ich gar keine.“

„Acht Dollars das Stück! Mann, wir könnten sie ja in den Bergen zu 3 Dollars das Stück kaufen!“

„Wirklich? Dann thut Ihr besser, wenn Ihr in die Berge reitet und dort Euere Schafe kauft.“

„Wir sind hungrig und wollen jetzt essen; wissen Sie was, wir zahlen Ihnen einen Dollar in Silber und sind dann mit einem Lamm von 5—6 Monaten zufrieden.“

„Behaltet Euern Silberdollar, ich will ihn nicht, Gold ist mir gut genug; aber heute Abend könnt Ihr keine Schafe mehr von mir kaufen, es ist jetzt finster und ich kenne Euch nicht. Sobald es Tag wird, könnt Ihr ein Schaf für 8 Dollars bekommen, wie ich sie sonst auch verkaufe, die Lämmer nicht billiger als die Alten.“

Sie frugen jetzt nach der Distanz bis zum Fort und nach der Fähre über den American-River, was ich ihnen der Wahrheit gemäß sagte. Sie entfernten sich, ohne weitere Rede, und ich legte mich wieder auf meinen Strohsack und dachte mir: Das sind entweder Spigbuben, welche beabsichtigen, mich auf leichte Art zu berauben, oder dann sind es zwei von den ärgsten Geizhalsen, die es gegenwärtig in Californien gibt. Wer wird denn in der Nacht kommen und für einen Dollar ein Schaf kaufen wollen?

Ich dachte über alles das nach, als ich auf einmal die Schafe sehr unruhig werden hörte. Ich lauschte, es war wieder still. Zum zweitenmal schienen mir die Schafe unruhig zu sein, aber wieder wurde es still. „Sind vielleicht Wölfe in der Nähe?“ dachte ich wieder. Als dann zum drittenmal Lärm im Coral entstand, so rief ich dem Aboga, er solle doch einmal hingehen und nachsehen, was das sei. Aboga that, was ich befohlen und kam nach ein paar Minuten zurück und sagte leise: Nehmt die Flinte, es sind Diebe draußen und zwar mehrere, sie haben Pferde und wollen eben in den Coral hinein. Mit der Doppelflinte in der Hand folgte ich schnell dem Jungen, der an der Ecke der Hütte stehen blieb und auf zwei Gestalten hinwies, die man deutlich gegen den Horizont unterscheiden konnte. In dem einen Flintenlauf hatte ich eine Kugel, in dem andern eine Ladung Entenschröte. Schieße ich die Kugel ab und treffe, so ist der Kerl tot, und das will ich nicht, gebe ich den Schrotschuß ab, so kann ich auf diese Entfernung bloß verwunden und das genügt vorläufig. Ich zielte und drückte los, und ein halb unterdrückter Schrei bewies, daß ich getroffen hatte. Ich war jetzt nach Art der Indianer bücklings nach der nordöstlichen Ecke geeilt und kam gerade

zeitig genug, um zu sehen, wie ein Mann zu Pferd, ein gesatteltes Tier hinter sich führend, vorüber kam und ein zweiter Reiter folgte. Ich schoß auf das unberittene Pferd die Kugel ab und sah, wie die Tiere aufsprangen, war aber nicht sicher, ob die Kugel getroffen hatte oder bloß der Knall die Pferde erschreckte. Die Räuber hatten es nun sehr eilig, um aus dem Bereich meiner Schüsse zu kommen, denn Rippstein, Diel und Brunner waren auf den Lärm hin gekommen. Ersterer gab mir seinen Revolver, mit welchem ich die Diebe verfolgte und trotzdem ich niemand mehr sah, eine der singenden Kugeln nachsandte. Diese haben nämlich den Vorteil, daß der Verfolgte weiß, was er zu riskieren hat, wenn sie nahe bei ihm vorbeischießen. Ich begab mich wieder in mein Häuschen, lud beide Läufe meiner Doppelflinte mit je 16 Bockschrot und schnallte das Waidmesser um, aber die Diebe kamen nicht mehr. Eine halbe Stunde mochte vorbei sein, als ich ein Rauschen oder Plätschern des Wassers von der Durchfahrt des American her vernahm, was vom Durchwaten des Flusses mit den Pferden herrührte. Obwohl ich also annehmen konnte, daß diese Bande nicht mehr nach Sutters-Fort gegangen war, so ritt ich am Morgen doch schnell hin und erzählte den Vorfall.

Dasselbst traf ich zufällig Major Reading, einen schönen und, wie ich glaube, braven Amerikaner, dem ich das Vorgefallene erzählte. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, ich hätte den Kerl unbedingt totschießen und wo möglich den andern gefangen nehmen sollen, denn nach solchen Vorfällen sei fast immer Rache zu gewärtigen. Was konnte ich nachträglich machen, als das Bessere hoffen.

Da ich unter meiner Herde eine große Zahl unalterierter Widder besaß, so hätte ich gerne einen Teil derselben ändern lassen. Ein Amerikaner unternahm dann diese Arbeit, aber es kam mir vor, als ob er das Geschäft nicht verstehe und viel zu wenig unterbinde, denn ich wußte, wie mein Vater zu Hause dies gemacht hatte. Auf meine Reklamation ging der Mann nicht ein, sondern behauptete, seine Methode sei die richtige und die Folge davon war, daß ich nebst der Entschädigung für diese Kunst noch

obendrein alle kastrierten Widder verlor, nämlich nicht weniger als 60 Stück. Dies schien der Anfang von einer Glücksperiode eigener Art zu sein, denn gegen Ende Januar änderte sich die Witterung und es fing sogar an zu schneien und hörte nicht auf, bis überall der Grund 3 1/2 Zoll tief bedeckt war, was in Californien eine Seltenheit ist. Dann wurde es so kalt, daß der Teich eine Eisdecke bekam und diese Kälte hielt etwa vier Tage an.

Dies war eine bedenkliche Zeit für meine armen, schwachen, hungrigen Schafe, um so mehr, als auch die Wölfe hungriger wurden und infolge dessen auch zudringlicher. Die gefräßigen Raubtiere stürzten sich sogar einmal auf meine Hunde ganz in meiner Nähe. Meine wachsame, tapfere Schäferhündin mußte sich sogar einmal vor den Wölfen in mein Zimmer flüchten.

Da ich für die Schafe nur einen Pferch oder Coral, aber kein wirkliches Obdach hatte, unter welchem die Tiere trocken hätten liegen können, und der Mist und Schmutz bald zu einer Höhe von 5—6 Zoll stieg und eine förmliche Schlammstufe bildete, so war guter Rat teuer. Die Nahrung während des Tages auf der Waide war natürlich auch spärlich und die circa 80 Stück Mutterschafe, welche ihre Jungen säugten, kamen bald so herunter, daß sie kaum mehr stehen konnten. Einige alte Widder, welche von der schlechten Operation her noch überblieben waren, machten den Anfang zu der nachfolgenden großen Sterblichkeit.

Anfänglich fanden die hungrigen Tiere noch einen Ersatz für die gewohnte Nahrung an der Rinde der Gebüschstämmchen des Unterholzes, aber auch dieser Ersatz dauerte nicht lange und die Bäumchen waren weit hinauf vollständig abgenagt, so daß auch diese Nahrung ausging. Ich befand mich in einer höchst bedenklichen Situation, denn ich mußte befürchten, daß die ganze Herde zugrunde gehen werde. Der Wölfe wegen mußte ich am Abend die Tiere in den Coral bringen lassen und dann kam es nicht selten vor, daß einige vor Schwäche nicht mehr heimgehen konnten. Ein Widder, den wir auf dem Wege stehen ließen, um zuerst die andern Schafe zu versorgen, ward bis zu unserer Rückkunft eine

Beute der Wölfe. Er lebte noch, aber ein Tagote hatte ihm den Bauch aufgerissen, so daß die Gedärme herausquollen. Ich brach ihm das Genick, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Die 80 Mutterschafe, welche schon mehrere Wochen ihre Lämmer gesäugt hatten, starben alle, weshalb ich meinen Jungen befahl, die neugeborenen Lämmer sofort zu töten. Es gab Tage, wo am Morgen 8 Schafe tot im Coral lagen. Wenn bei Tage kranke Schafe ruhig auf dem Boden lagen, so kamen Raben und pickten ihnen die Augen schon vor ihrem Tode aus. Mehrere hiemit beschäftigte hatte ich geschossen. Vergeblich hoffte ich Tag für Tag auf besseres Wetter, also mußte ich auf andere Mittel denken, der Sterblichkeit ein Ende zu machen, wenn ich nicht alles riskieren wollte.

Ich sah mich nach einer Stelle um, wo die armen Tiere wenigstens bei Nacht nicht im tiefen Schlamm liegen mußten. Auf einer kieseligen Anhöhe, nicht weit weg, glaubte ich Spuren von einem früheren Coral gefunden zu haben. Vielleicht aus ähnlichen Gründen, wie jetzt, war dieser einst provisorisch errichtet worden. Allerdings fehlte auch dort das Futter, aber ich war zu der Annahme berechtigt, daß der Futtermangel weniger die Todesursache sei, als das schlechte, nasse Nachtlager. Auffallenderweise hatten alle erkrankten Tiere entzündete Mägen und ein Loch in demselben von der Größe eines Silberdollars infolge des Platzens. Ungefähr 200 Stück hatte ich bereits verloren, was einen Ankaufsbetrag von 1600 Dollars ausmachte.

Schon am nächsten Morgen wollte ich übersiedeln und nach dem Frühstück trieben meine Schäfer die armen Tiere jener Stelle zu. Zum Zwecke der Ausbesserung oder Errichtung des Corals nahmen sie Ärte mit und ich wollte mit einem Zelt bald nachfolgen. Um die Mittagszeit fiel ein heftiger Regen vermischt mit Schnee, so daß ich besseres Wetter abwarten wollte. Schließlich mußte ich aber trotz des förmlichen Unwetter hinüber ins neue Lager, wo ich bei strömendem Regen das Zelt aufschlug. Da wir kein genügend erwärmendes Feuer anfachen konnten, so hatten wir eine entsetzliche Nacht, wie ich noch keine durchgemacht hatte. Es war noch gut, daß ich mehrmals patrouillieren mußte, was

besser war, als bloß auf dem nassen Boden zu liegen. Ich fürchtete die Folgen, aber was konnte ich machen. Zu allem dem litten wir noch vom Rauch, denn es war kein trockenes Holz zu bekommen.

Als ich am Morgen ins freie trat, glaubte ich, es liege über der ganzen Gegend ein dichter Nebel, mußte aber bald die Entdeckung machen, daß eine heftige Augenentzündung die Ursache dieses vermeintlichen Nebels sei. Nun war das Maß der Misere voll. Ich befahl, die Jemmy zu satteln und ritt zur Schäferei, wo Diel mir zuerst begegnete; er sagte: „Du siehst heute blaß aus.“

„Aber dafür sind meine Augen desto röter, sieh mich nur an,“ gab ich zur Antwort, „und dabei bin ich um 900 Dollars in Schulden, viele tausend Meilen von meinen Verwandten entfernt und verliere meine Schafe im großen.“

Diel hatte Mitleiden mit mir, wie es mir wenigstens schien, und er sagte: „Gehe Du nur in dein Haus und pflege deine Augen, wir sind ja unfer drei und können abwechselnd schon jeden Abend für dich wachen, während am Tag die Indianer gut genug aufpassen können.“

Ich begab mich in mein Häuschen, öffnete dort meinen Koffer, nahm ein altes Leinwandhemd heraus, von welchem ich ein Stück abriß, um meine Augen mit lauwarmem Wasser zu baden und zu decken. Ich that dies mehrere Stunden ununterbrochen, sogar auch während der Nacht und des folgenden Tages, bis mich der Schlaf endlich übermannte und mich zum Aufhören zwang. Zu meiner großen Freude verspürte ich schon am zweiten Tage Besserung, aber kleine, eiterartige Belege bedeckten noch die Hornhaut längere Zeit, obwohl ich das Baden noch lange fortsetzte. Seit jener Zeit litt ich sehr oft an Augenentzündung und die Spuren davon werde ich wohl mein ganzes Leben lang nicht mehr verlieren.

Meine Kameraden hatte jeder eine Nacht in dem Zelt bei den Schafen zugebracht, ohne daß etwas besonderes vorgekommen wäre. Jene Regennacht schien für diesen Winter die Regenzeit abgeschlossen zu haben, denn schon an dem Tag, als ich zurück-

kam, schien die Sonne wieder freundlich und während der zwei folgenden Tage hatte der warme Sonnenschein die Morastmasse im alten Coral fast ganz aufgetrocknet, so daß wir die Schafe wieder zurückholen konnten. Schon nach wenigen dieser anhaltend warmen Tage überzog sich der Boden mit einer wohlthueden grünen, sprossenden Vegetation, welche mit jedem Tag kräftiger wurde, und es war eine Lust zu sehen, wie auch in der Schafherde ein ganz anderes Leben sich befundete. Mit der Munterkeit und dem Gedeihen dieser Geschöpfe kam auch meine Hoffnung und mein Mut wieder, denn ich besaß doch noch 900 Schafe, welche mir noch ein gut Stück Geld einbringen konnten.

Ich habe schon früher eines Baslers, namens Dürr, erwähnt und dieser war seit einiger Zeit mit seiner Indianerfrau bei mir und hatte mir schon früher gesagt, daß er mit mir in Gemeinschaft treten würde, wenn ich die Hälfte der Schafe verkaufen wolle. Da diese bei dem schönen Wetter so gut zugenommen hatten, war er jetzt willens, mir die Hälfte abzukaufen und wir wurden um die Summe von 2400 Dollars einig. Dürr hatte im Sommer auch Gold gewaschen und irgendwo in den Minen in zwei Flaschen circa 3000 Dollars im Boden vergraben, nach welchen er nun hinritt, sie zu holen, um davon die Schafe zu bezahlen. Ob Dürr die Stelle, wo er sie verborgen hatte, nicht recht bezeichnete, weiß ich natürlich nicht; er meinte zwar, daß er ganz gewiß gewußt habe, wohin er sie gethan, allein er fand nur die eine der Flaschen, glücklicherweise die größere mit circa 1500 Dollars, während die verlorene 1200 Dollars enthielt. Dürr schien so halb seine Mary und einen ihrer Landsmänner, nämlich einen Oregon-Indianer, im Verdacht zu haben, daß man sie ihm gestohlen habe. Ich erhielt jedoch die 1500 Dollars sogleich und das andere, was er mir noch schuldig war, auch bald nachher.

Wir beabsichtigten, sobald das Gras hoch genug sei, die Schafherde nach den Minen zu nehmen, um sie den Goldgräbern zu verkaufen.

Von diesem Manne wüßte ich sehr viel zu erzählen, aber ich

will mich auf das Wichtigste beschränken, was ich des Lesens wert finde.

Dürr war ein gutgewachsener, fast sechs Fuß hoher Mann von militärischer Haltung, trotz seiner 54 Jahre. Er hatte bis 1830 in der französischen Schweizergarde gedient und wurde nach der Julirevolution entlassen, ging dann in Ermangelung einer passenden Bethätigung nach Amerika, wo er nach St. Louis und von da ins Fort Laramie kam, von dem ich bereits schon bei Anlaß meiner Reise über das Felsengebirge gesprochen habe. Hier ward er dann einer der kühnen Boten, die vom Fort aus, mit Gewehr, Proviant und Wolldecke versehen, durch die Wildnis streifen mußten, um Nachrichten zu bringen und zu holen und nebenbei auch der Jagd oblagen. Da dieser Dienst ein sehr anstrengender und gefährlicher war, so suchte er gelegentlich zu desertieren, was ihm schließlich auch gelang. Er hatte nämlich gehört, daß, wenn es einem Entronnenen, oder überhaupt jemand, gelinge, plötzlich in einem Indianerdorf zu erscheinen und daselbst um Schutz zu bitten, die Indianer dem Betreffenden wirklich vollen Schutz und Gastfreundschaft angedeihen ließen und daß keine Belohnungen sie veranlassen könnten, von ihren Pflichten, welche sie heilig hielten, abzuweichen. Dürr hatte erfahren, daß in irgend einem Thale der Laramie-Gebirge ein großes Lager oder Dorf der Sioux-Indianer sei, über dessen genaue Lage er sich möglichst erkundigt hatte.

Als er dann bald einen Auftrag erhalten habe, den er mehrere Tagreisen weit hätte ausführen sollen, sei, der gewaltthätigen Behandlung müde, sein Entschluß, wegzulaufen reif geworden; denn anstatt seinen Auftrag auszuführen, habe er sich nach der Richtung des indianischen Lagers begeben und dabei jede Vorsicht beobachtet, um nicht einem Indianer zu begegnen, bis er das Dorf selber betreten konnte. Er wußte, daß er bei einem Zusammentreffen an Stellen, die nicht zu einem Verkehrsweg gehörten, entweder als Deserteur abgefaßt oder beraubt, wenn nicht ermordet würde. Für ersteres wurde eine große Belohnung bezahlt, das wußte er auch. Er hatte es zustande gebracht und

schritt zum Erstaunen der Indianer durch das Dorf zu einem der größten Zelte, wo er den Häuptling vermutete. Dort angekommen, machte er Zeichen, daß er zu bleiben wünsche und die Beschützung von Seite der Bewohner in Anspruch nehme. Sofort ging ein Häuptling durch das Dorf, indem er etwas ausrief, was Dürr zwar nicht verstanden, aber vermutet habe, daß dem Volk geboten wurde, ihm vollen Schutz angedeihen zu lassen. Darauf hielten die Häuptlinge eine Ratsversammlung und das Resultat war, daß man ihm ein Zelt anwies, in welchem eine verwittwete Tochter eines der Geheimnismänner wohnte. Er war also auf einmal ein Bürger der Siouy-Indianer geworden und wurde auch sofort als einer der ihrigen behandelt, fand aber bald, daß er von einem jungen Indianer gehaßt wurde und zwar aus Eifersucht, weil man ihm die junge Witwe zur Frau gegeben hatte.

Im Fort Laramie hatte man seinen Aufenthalt erfahren und dem Häuptling wurde ein besonders hoher Preis offeriert, wenn man ihn ausliefere, was aber von dem Häuptling abgewiesen wurde.

Einige Monate waren dieser Art verflossen; die Siouy-Indianer besprachen sich über Kriegszüge gegen andere Stämme, und wenn Dürr unter ihnen bleiben und als ein Mann betrachtet werden wollte, mußte er sich natürlich an ihren Zügen beteiligen. Dürr meinte: „Obchon ich eilf Jahre lang Soldat gewesen bin und dem Tod auf manche Art ins Auge geschaut habe, so fand ich doch nie, daß man die Gefangenen zu Tode gewartert hätte. Wollte ich bei diesen Leuten bleiben, so mußte ich in allem es ihnen gleich thun. Würde ich es nicht, sondern mich weichherzig gezeigt haben, so wäre es mit meinem guten Namen als Krieger aus gewesen und man würde mich als eine Squaw beschimpft haben.“ —

Schon längere Zeit habe er gewünscht, so erzählt er weiter, eine günstige Gelegenheit zu finden, um diese Leute wieder zu verlassen, und diese habe sich unerwartet eingestellt. Einige Missionäre in Begleitung von Jägern und Falkenstellern, welche nach

Oregon reisten, seien im Dorfe angekehrt und er habe sich diesen angeschlossen. In Oregon habe er bloß als Jäger die Wildnisse durchstreift und oft monatelang keinen Weißen gesehen. Der Biberfang habe ihm einige Zeit viel eingetragen, weil die Felle teuer gewesen seien. Als Jäger habe er das größte Abenteuer mit einem Bären erlebt, den er angeschossen und dann verfolgt habe, bis er in einen förmlichen Zweikampf mit ihm gekommen und von ihm beinahe tot gebissen worden sei. Als er mit dem Waidmesser gegen den Bären gekämpft habe, sei sein Kopf zwischen die sich im Todeskampf noch öffnenden Kiefer geraten, so daß er so gebissen worden sei, daß man die Narben jetzt noch sehe. Wirklich zeigte Dürr diese Narben und nach den Aussagen von Gewährsmännern hatte Dürr die Wahrheit gesagt. Er war auch überhaupt kein Aufschneider und seine Erzählungen stimmten jedesmal wieder mit dem, was er etwa schon einmal erzählt hatte, überein. Sein Aufenthalt im Felsengebirge dauerte etwa acht Jahre, dann kam er nach Oregon und bald darauf nach Californien, wo er sich in einem Aufstand der spanischen Californier gegen Mexiko an einem Kriegszug beteiligte und sich, wie alle Emigranten und Amerikaner und Sutter mit seinen Indianern, auf Seite der Mexikaner stellte. Dürr befehligte eine Kanone und wurde vom mexikanischen General Machalterrena als Kommandant angestellt, wie Sutter gleichzeitig auch. Nur soll Machalterrena bald eingesehen haben, daß Sutter als Militär nichts taue.

Wenn man beide, Dürr und Sutter, von jenem Feldzug reden hörte, so konnte man den Unterschied in der Wahrheit zwischen beiden Darstellungen fast mit den Händen greifen. Dürr machte aus dem gefangenen Helden Sutter einen Feigling, der geweint habe, als die californischen Reiter ihn gefangen genommen hätten.

Dürr war nach jenem Feldzug wieder nach Oregon zurückgekehrt, wo er wieder sein romantisches Jägerleben fortsetzte, und dann von einem Indianer, der eine 13jährige Tochter hatte, diese gegen einen alten Grauschimmel eintauschte. Da das Mädchen

dem Dürr gefiel, so war der Handel bald abgeschlossen. Der Indianer erhielt den alten Schimmel und Dürr endlich eine Frau, welcher er den Namen Mary gab und welche hinfort seine stete Begleiterin war.

Als das Gold entdeckt wurde, kam Dürr natürlich auch nach Californien und hatte, wie bereits erwähnt, sich beim Goldgraben einige tausend Dollars erworben, mit denen er nun mein Teilhaber an den Schafen geworden war. Dürr wußte oft seine Mary nicht genug zu rühmen, nach ihm wäre sie über jede weiße Frau erhaben gewesen und ich will zugeben, daß sie für das Jäger- oder Nomadenleben besser paßte, als es mit einer weißen Frau der Fall gewesen wäre. Sie war für eine Indianerin ziemlich gut aussehend und nichts weniger als dumm, kochte, flickte, wusch seine Kleider nicht übel und was das Wanderleben anbetraf, so hatte sie selbst daran Wohlgefallen.

Als Dürr mit mir den Schafhandel abgeschlossen hatte und wir nur noch auf etwas mehr Weide in den Bergen für unsere Schafe warteten, brachte er eines Tages einen Landsmann seiner jungen Frau mit nach Hause, womit er eine große Dummheit beging, denn wir hatten absolut keine Arbeitskraft mehr nötig und zudem war dieser Mensch ein Taugenichts, Säufer und Wüterich. Er brachte auch Unfrieden zwischen Dürr und seine Frau, so daß er sie einmal mit einem circa 1 Zoll dicken Stock ganz jämmerlich durchprügelte. Wir hatten dieses Strolches wegen viel Ärger, da der Bursche beinahe nicht mehr fortzubringen war und sich eine Art Liebesverhältnis zwischen der braven Mary und dem sauberen Landsmann zu bilden schien, wovon ich hier vorläufig nichts sagen will, da mir andere Vorkommlichkeiten zur Zeichnung der damaligen Verhältnisse zu Gebote stehen.

Eines Abends ziemlich spät klopfte jemand an der Thüre und rief: „Wo ist der alte Green?“ Diese Anrede galt Dürr, der sich den Mann ansah und in ihm einen alten Bekannten zu erkennen glaubte. Der Fremde machte nicht Miene, abzustiegen, nahm aber eine noch zu zwei Dritteln volle Schnapsflasche aus der Tasche und verlangte, daß wir daraus trinken sollten. Ich

sah Dürr nur selten Brantwein trinken und wenn er es that, war er mäßig. Ich meinerseits dankte, da aber der Mann uns immer nötigte, nahm ich einen kleinen Schluck. Napolion, wie ihn Dürr nannte, meinte, wir sollten mehr trinken und stieg ab. Er band das Pferd an das äußere Ende meines Lasso, mit welchem ich meine Jenny außen neben der Hausthüre an einen Dachbalken angebunden hatte, und kam in unser Zimmer. Nicht bloß uns nötigte er zum Trinken, sondern er trank selber am meisten und gab die halb volle Flasche dem Dürr, indem er nach einer andern, vollen, griff und aus der Tasche zog, die er auch zum Trinken darbot. Da die beiden alte Bekannte waren und wohl einander manches aus ihren Erlebnissen hätten erzählen können, so wünschte Dürr, daß Napolion bei uns über Nacht bleiben möchte. Napolion weigerte sich aber und ging aus dem Zimmer, um draußen sich am Pferd etwas zu schaffen zu machen. Ich glaubte, er wolle dasselbe besser anbinden und ich ging eben auch hinaus. Dies war gut, denn der braune Napolion hatte mein Pferd vom Balken losgebunden und saß wieder auf dem seinigen, zugleich damit beschäftigt, das äußere Ende meines Lasso um seinen Sattelnopf zu binden, woran ich ihn aber verhinderte. In einigen heftigen Worten fragte ich ihn, was er damit wolle und hieß ihn, sich so schnell als möglich zu entfernen, was er auch that, indem er dem Pferd die Sporen in die Flanken setzte und davon galoppierte. Als wir den Lasso untersuchten, war er halb durchgeschnitten und es war augenscheinlich, daß er das Pferd, d. h. unser Pferd, mitzunehmen beabsichtigt hatte. Ich hatte übrigens einigemale Verdacht, daß Dürr es mit dem fremden Eigentum auch nicht gar so genau nehme, wie ich, und er wollte einigemale Dinge gefunden haben, welche von andern als Eigentum reklamiert wurden. Bei einem diesbezüglichen Gespräch meinte er, er könnte andern viel nehmen, bis er so viel hätte, als ihm schon genommen worden sei, welche Bemerkung seine Grundsätze am besten kennzeichnete.

Die Pferdediebsbande im Fort zählte fünf Glieder, wovon der eben erwähnte Schnapsschenker noch fast der brävste war.

Ich beobachtete mehr als einmal, daß sie in die Nähe unserer Pferde kamen und da Geheimnisse berieten; übrigens hatte ich seit dem nächtlichen Besuch des sauberen Freundes von Dürr meine Jenny bei der Schäferei angebunden und zwar innerhalb des Corals. Meine von Sutter gekaufte Stute mit ihrem Fohlen, die erstere mit dem Brandeisen gezeichnet, lief frei mit Dürrs Pferden in dem grasigen Bottonland herum und zwar nur wenige hundert Schritte von der Schäferei entfernt. Wir konnten die Tiere nie lang allein lassen, aus Besorgnis, sie könnten uns gestohlen werden und dennoch waren sie auf einmal fort, als wir wieder nach denselben sehen wollten. Dürrs Augen schienen Feuer zu sprühen. Ich war auf die Coralmauer gestiegen und sah in der Ferne gegen das Fort hin Staub in die Höhe steigen, ein Zeichen, daß dort Pferde rannten. Währenddem Dürr meine Jenny sattelte, die ich, wie bereits bemerkt, nun immer beim Coral angebunden hatte, lud ich in meine Doppelflinte eine schwere Ladung Kehlposten und gab sie Dürr, der bereits auf meinem Pferde saß. Mit Blitzesschnelle und einem echt indianischen Kriegsgeschrei verfolgte der alte, bewährte Krieger den oder die offenbaren Diebe. Ich konnte natürlich nicht mit, weil wir ja nur noch dieses mein Pferd besaßen. Ich stieg wieder auf die Coralmauer und konnte sehen, wie Dürr einen zu Fuß kommenden Mann anhielt und um Auskunft fragte und dann wieder davonsprengte. Ich hatte keine Ruhe mehr, denn ich fürchtete, Dürr könnte im Kampfe mit den Dieben umgebracht werden; aber was konnte ich für ihn thun? Nichts! Nach vielleicht zwei Stunden kam Dürr mit unsern Pferden, ohne die von Dürr angeblich einmal gefundene weiße Stute zurück und erzählte, wie er gerade noch unsere Pferde dem Coral beim Fort zutreiben gesehen und dann diese sofort als die unserigen reklamiert habe. Die Diebe hätten sie aber nicht herausgeben wollen, indem sie behaupteten, diese seien nicht unser Eigentum. Zum Glück waren die Pferde aber, mit Ausnahme des Schimmels, mit Brandeisen markiert, so daß die Sache entschieden war, wenigstens für unsere braunen Pferde, den Schimmel hingegen, den Dürr einmal herrens-

los gefunden haben wollte, mußte er zurücklassen, was mich im Geheimen beinahe freute, denn er kam mir immer so halb als unrechtes Gut vor. Nach der Erzählung von Dürr ging die Sache aber nicht so kurz und leicht ab, da er gegen fünfse stand. Nur die Furcht vor dem ergrauten, wilden Jäger und Kriegsmann schien zur Zurückgabe der Pferde geholfen zu haben, denn auch Dürrs Stute brachte man ihm noch am folgenden Tag.

Die Pferdedieberei mit günstigen Erfolgen wirkte animierend auf ein paar junge Leute, welche dann ihr Glück auch versuchen wollten. Wir hatten unsere Waffen immer schußbereit, was uns nach etwa 14 Tagen sehr zugut kam, da die paar Taugenichtse es wirklich einmal auf unsere Pferde abgesehen hatten, aber von uns nicht aufs beste empfangen wurden, so daß sie den Finkenstrich nahmen.

Die Witterung und die vorgerückte Vegetation bestimmten uns, gegen die Minen hin zu ziehen, als Rippstein und Diel, die bereits wieder mehrere Wochen oben gewesen, gerade auf dem Rückweg von dort uns begegneten und uns Nachrichten von oben brachten, welche uns sehr zur Vorsicht mahnten. Geringe Ergiebigkeit, immerwährender Wechsel der Plätze, feindliche Indianer, Streit derselben mit den Weißen, das waren Punkte, welche uns zu denken gaben. Rippstein zeigte uns eine Narbe an der Hand, die ihm ein Indianerpfel beigebracht hatte, und er erzählte uns den ganzen Hergang, wie er zu dieser Wunde, beziehungsweise zu einem Kampf mit Indianern gekommen sei. Rippstein war schon bei seiner Reise über das Felsengebirge immer zu wenig vorsichtig und ein paarmal konnte man sehr von Glück sagen, daß seine Vertrauensseligkeit nicht üblere Folgen hatte. So war es auch hier; denn beim Lagern ließen sie, also er nebst Diel und einem Franzosen, das Feuer brennen, was den Indianern die Lagerstelle verriet. Sicher wären alle drei ermordet worden, wenn nicht der Franzose noch so viel Geistesgegenwart gehabt hätte, seine Wolldecke aufs Feuer zu werfen, wodurch die Indianer auf einmal verhindert wurden, die Feinde vor den eigenen Leuten zu unterscheiden und es dadurch den Angegriffenen möglich

warde, die flucht zu ergreifen. Der Franzose wurde von fünf Pfeilen getroffen und starb einige Tage später an den folgen der Verwundungen.

Wir zogen nun mit unsern Schafen nach einer ganz andern Richtung, nämlich gegen Calama, wo das Gold zuerst entdeckt wurde. Schon auf dem Wege verkauften wir eine ordentliche Anzahl Schafe von unserer Herde zu 12 Dollars und größere Tiere, z. B. Mutterschafe und Widder, zu 18—22 Dollars, denn das Schaffleisch war den Indianern, die sonst von den amerikanischen Händlern nur versalzenen, geräucherten Lachs oder Schweinefleisch bekommen konnten, ein Leckerbissen. Eines Tages kam eine große Zahl von den ersten per Schiff von New-York angelangten Goldsuchern, die nach den Minen gingen. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet und gehörten jedenfalls zum Auswurf der östlichen Staaten. Als ich von ihnen die Äußerung hörte, daß sie große Lust hätten, ihre Gewehre an diesen nackten, braunen Leuten zu probieren, so bedeutete ich ihnen, daß wir, Dürr und ich, es nicht zulassen würden, diese harmlosen Leute zu beleidigen, worauf sie bald ihres Weges weiter zogen. Das waren wieder die civilisierten Leute, und zwar von der Nation, welche so christlich sein will wie Katholiken und Protestanten, und waren doch mordlustige Gesellen.

Wir erhielten an diesem Tag aber auch schon einen Konkurrenzbesuch von einem Amerikaner, der den Indianern Lebensmittel verkaufte. Es war der dicke Storekeeper in Begleitung eines andern Mannes. Er ließ uns nicht lange im Zweifel, weshalb er uns einen Besuch abstattete, indem er zu uns sagte: „Ihr Leute müßt diesen Platz verlassen, ihr beeinträchtigt mein Geschäft, was ich nicht länger dulden werde. Zieht ihr nicht freiwillig weg, so werde ich Männer genug bringen, um euch zum Abzug zu zwingen; denn ihr verkauft den Indianern euere Schafe zu billig, so daß sie uns nichts mehr abkaufen wollen!“ Als ich erwiderte, daß er hier nicht mehr Recht habe, als jeder andere, so behauptete er, es sei dies sein Claim*). Aber ich belehrte ihn

*) Landrecht.

dahin, daß niemand mehr als Claim beanspruchen könne, als 3 bis 6 Wards, und daß es bezüglich des Preises unserer Schafe niemand etwas angehe, wie viel wir dafür verlangen. Da den Indianern unser Bleiben erwünscht war, so zogen wir vorläufig nicht weiter, besonders da uns diese einen schönen Lagerplatz für uns und unsere Herde anwiesen. Es war ihnen daran gelegen, uns in der Nähe zu haben, damit sie von uns Schafe kaufen könnten und durch ihre Mithülfe fanden wir dann ein schönes, abgeschlossenes Thälchen, was alles ausgezeichnet für ein längeres Lager mit Coral paßte und wohin wir nun zogen. Es war dieser Platz auch deshalb sehr günstig, weil die Goldgräber, die hier meistens Indianer waren, nahe vorbeipassieren mußten. Es mochten ihrer etwa zwanzig sein, welche sich hier mit Goldwaschen abgaben und unsere Abnehmer wurden. Der Handel selbst wurde sehr reell betrieben und ging so vor sich, daß meine Jungen die Schafe dicht in einen Knäuel zusammentreiben mußten, so daß die Käufer ihre Auswahl treffen konnten. Dann nannten wir den Preis und die ersteren zogen ein, meistens in einen alten fezen Tuch eingewickeltes, Stück oder Korn Gold im Wert von 5 à 6 Dollars hervor, das man auf die Wage legte, dann ein zweites oder drittes zc., bis alles das verlangte Gewicht hatte. Mein Könnöck fing dann das betreffende Schaf mit dem Lasso und übergab es dem Käufer. Anfänglich tötete ich die Tiere vermittelst Abschneiden der Kehle, aber die Indianer wollten dies nicht, sondern hatten eine in der That viel weniger blutige Tötungsart. Zwei Männer hielten das Schaf am Körper und ein dritter drehte ihm rasch den Kopf um, wodurch das Wirbelgelenk gebrochen und ein plötzlicher Tod herbeigeführt wurde.

Es war eine Freude, den Indianern zuzusehen, wenn sie das gebratene Schaf schmaussten und ihnen das Fett aus den Mundwinkeln tropfte. War ein äußeres Stück abgetrennt und das Gebratene abgeessen, so legte man die unfertig gebratenen Stücke wieder aufs Feuer. Das Interessanteste war mir das Verspeisen der Haut, was, wie mir schien, eine Art Dessert und Delikatesse sein mußte. Die Haut wurde nämlich mit der Wolle auf die glühen-

den Kohlen gelegt, was natürlich einen wundervollen Duft verbreitete. Die ganze Haut war in kurzer Zeit zu einer unförmlichen Masse zusammengeschrumpft, die dann mit Wonne verspeist wurde. Auch die Gedärme wurden gegessen, wobei sie sogar noch die Zehen zum Halten derselben gebrauchten. In den ersten Tagen kauften diese Leute 10—14 Stück, die sie so verspeisten, nachher aber etwas weniger und zuletzt nach etwa zehn Tagen täglich nur noch 4 Stück. Wir mußten daher darauf denken, ein anderes Absatzgebiet ausfindig zu machen. Als wir dies indessen bekannt machten, so ersuchten uns unsere Kunden, das nicht zu thun und versprachen wieder bessere Lösung. In der That kauften sie dann wieder täglich etwa 7 Stück, bis sie dann so vollgestopft waren, daß sie vor Faulheit nicht mehr arbeiten mochten.

Beim Verlassen unseres Lagers hatten wir Gelegenheit, die Indianer recht schlau zu finden. Sie gaben uns nämlich die Versicherung, uns auf einem näheren Weg zu Sutters Sägemühle zu führen und weil wir ihnen Glauben schenkten, so kamen wir in große Reiseschwierigkeiten. Nachher stellte es sich heraus, daß sie uns nur deshalb diesen Weg angeraten hatten, damit der Storekeeper (der früher genannte Konkurrent) nichts von unserm Wegzug vernehme, weil er sonst mit den Preisen wieder steigen würde. Nur mit sehr großen Schwierigkeiten erreichten wir nach mehreren Tagen Calama. Auf diesem Weg war Dürr wieder einmal genötigt, seiner unartigen Mary, welche starrköpfig ihm nicht kochen wollte, mit einem Stocke eine tüchtige Tracht Prügel zu applizieren und zwar in einer Weise, wie man sie nur bei kleinen halsstarrigen Mädchen anwendet.

Bei der Sägemühle fanden wir alles noch beinahe so unvollendet, wie zur Zeit der Goldentdeckung und waren daher sehr enttäuscht, weil wir hier viele Leute zu treffen hofften. Dies zwang uns, einige Zeit lang ein wahres Nomadenleben zu führen, was mir besonders deshalb nicht behagte, weil Dürr immer noch den Landsmann seiner jungen Frau als Angestellten duldete und doch wußte, daß dieser und seine Ehehälfte ihn nur verlachten. Dieser Mensch war in betrunkenem Zustande gerade wie ein

grimmiges Tier und geradezu lebensgefährlich, so daß ich fest entschlossen war, ihn niederzuschießen, wenn Dürr ihn nicht entlasse. Letzterer mochte zur Überzeugung gekommen sein, daß das Maß nun voll sei, denn ich erklärte ihm zugleich, daß ich von einer Gemeinschaft des Schafhandels nichts mehr wissen wolle und lieber meinen Teil, um 5—600 Dollars billiger, weggebe, wenn er den Kerl und Nebenbuhler nicht entlasse, und er schien sich nun ernstlich zu überlegen, wie dies am besten möglich sei.

Inzwischen traten Verhältnisse ein, welche uns nahe berührten, ohne daß wir selber in irgendwelcher Weise aktiv beteiligt waren.

Da nämlich unser Mehl stark zur Neige ging, so gab ich Dürr den Rat, meine Anwesenheit zu benutzen, um einige hundert Pfund Mehl aus dem Thal zu holen, womit er einverstanden war und am nächsten Tage schon abreiste, weil er vier Pferde hiezu verwenden wollte, damit er wo möglich am gleichen Tage zurückkommen könne. Die Entfernung war circa 40 Meilen, also hin und zurück 80 Meilen oder etwa 25 Schweizerstunden.

Die vier Pferde brauchte er, um sowohl mit Reiten als Packtragen unterwegs abwechseln zu können. Es war an einem Samstag früh, als Dürr aufbrach. Der Tag ging, wie seit einiger Zeit alle vorhergehenden, ohne besondere Störungen zur Neige und ich erwartete die baldige Ankunft Dürrs. Da kamen einige Indianerjungen aus dem nahen Dörfchen zu unserem Lager und ich hörte, wie einer derselben meinem Könnöck hastig eine, wie mir schien, geheimnisvolle Mitteilung machte. Die Worte waren im Dialekt gesprochen, so daß ich nur etwas wie tot oder töten verstehen konnte. Könnöck machte ein sehr bedenkliches Gesicht und frug den Knaben wieder, als ob er sich überzeugen wolle, ob er ihn recht verstanden habe. Auf meine Frage an Könnöck, ob der Knabe etwas von töten gesprochen habe, gab dieser zur Antwort: „Ja, die weißen Männer, welche oben im Fluß Gold waschen, sollen meinen Onkel und noch einen andern Indianer getötet und ihnen zugleich die Kopfhaut abgeschnitten und mitgenommen haben.“

„Ist dein Onkel und der andere schon begraben?“

„Nein, aber sie werden ihn bald hieher bringen, da hier keine Ortschaft war. Sie werden ihn verbrennen und die Asche dann vergraben!“

„Was sagst du, deine Verwandten wollen seinen Körper hier verbrennen und die Asche dann vergraben, und das diesen Abend?“

„Ja, so hat mir der Knabe gesagt.“

Das schien mir eine sehr bedenkliche Geschichte zu sein und je mehr ich darüber nachdachte, desto gefährlicher kam sie mir vor. Daß die Indianer gar noch von den deutschen Goldgräbern, unter welchen auch meine drei Kameraden Thomann, Rippstein und Diel sich befanden, gemordet und scalpiert worden sein sollten, konnte ich nicht begreifen. Ich wußte zwar nur zu wohl, wie diese sogenannten christlichen Goldgräber sogleich die Indianer verdächtigten, wenn etwas gestohlen wurde und wegen jeder Kleinigkeit, ohne von der Schuld überzeugt zu sein, mit Niederschießen drohten, also durfte ich mit Recht ängstlich sein und somit auch mich fragen, ob die Weißen, welche ja fast ganz in der Gewalt der Indianer waren, nun eine bessere Behandlung von letzteren erwarten dürften. Und daß sie noch den Häuptling, Könnöck's Schwager töteten — was mochte sie zu dieser That veranlaßt haben?

Der getötete Häuptling war mit seinem Bruder am vorhergehenden Tag noch bei uns gewesen, und weil sie unseres Könnöck's Verwandte waren, so hatten wir sie gastfreundlich bewirtet. Sie waren auch immer freundlich mit uns gewesen und somit die Letzten, denen ich etwas Böses hätte gönnen mögen.

Dürr kam endlich an, gerade als die Dämmerung sich einstellte. Ich erzählte ihm, was ich soeben erfahren hatte, worüber er sehr bedenklich sein Haupt schüttelte. Er meinte: „Diese Indianer hier herum sind gutmütige, dumme Leute. Wären sie wie die Indianer im Felsengebirge, dann wäre es um uns geschehen. Sie würden einfach sagen: Die Weißen haben von unsern Leuten getötet, folglich müssen wir auch Weiße töten; sie würden nicht lange fragen, ob wir schuldig oder unschuldig wären.“

Wir setzten unsere Waffen in Bereitschaft; ich gebot über drei Schüsse und Dürr über sieben.

Kaum fing es an zu dunkeln, als von weitem her die mir von Minal, der Gärtnerei, her bekannten Trauertöne zu vernehmen waren und die Indianer uns mit Fackelzug näher kamen. Am untern Ende der Ortschaft machten sie Halt. Es war schon zu finster, um unterscheiden zu können, ob sie den Körper des Getöteten mitgebracht. Mein Könnöck wollte seinem Onkel auch noch die letzte Ehre erweisen und ich sagte ihm, er solle doch den Verwandten und Bekannten sagen, daß ich selbst recht erbost sei über die Weißen und den Tod ihres Häuptlings sehr bedauere, aber wir würden uns aufs äußerste verteidigen, wenn wir uns entgelten müßten. Könnöck meinte indessen sofort, daß man uns nichts zu leide thun werde, er wolle deswegen schon für uns sprechen.

Als Könnöck gegangen war, wollte der Mogriner Indianer, der immer noch bei Dürr war, nebst seiner Landsmännin Mary, Dürrs Frau, auch gehen, allein mein Indianer Aboga riet entschieden ab, indem er sagte: „Die Leute sind jetzt aufgereggt und wild; zeigte sich ein anderer Mensch als Ortsangehörige bei dem Verbrennen, so wäre es gar nichts Besonderes, daß die Verwandten sich an solchen Personen rächen würden. Ich bin ja auch ein hiesiger Indianer, nur von Sacramento, und doch möchte ich nicht wagen, hinzugehen, denn ich weiß noch, wie wir uns in ähnlichen Umständen verhalten haben; die Leute sind jetzt über alles empört.“

Unten wurde nun ein Feuer angezündet, welches bald lebhaft brannte und von dunkeln Gestalten umstanden wurde, die einzeln Trauertöne anstimmten, denen nach und nach sich andere anschlossen, bis wohl alle an dem unharmonischen Singen, Weinen und Heulen unter wilden Gestikulationen teilnahmen, welchem meine Hunde mit ihrem Geheul antworteten, was mir ganz leid that. — Allmählich wurde diese Raserei wieder etwas leiser und fast alle Stimmen hörten auf. Nur dann und wann hörte man noch einige Töne, auch die Bewegungen um das Feuer herum

wurden viel ruhiger. Es war, als ob die Betreffenden von einer strengen Arbeit ausruhen würden, um sie dann wieder mit erneuter Kraft fortzusetzen. Dies war auch wirklich so, denn allmählich, nicht etwa auf einmal, begann das gleiche ohrenzerreißende Gekreisch und Geheul wieder und steigerte sich bis zum höchsten Punkt der denkbaren Möglichkeit, worauf daselbe dann wieder vom unheimlichsten Gipfelpunkt bis zu schauerlicher Totenstille sank. Dies ging so die ganze Nacht fort und erst gegen Morgen wurde alles ruhiger und nur in Zwischenpausen ließ sich noch eine Stimme hören, welche in weinerlichen, milderer Tönen dem Schmerz Ausdruck zu geben schien. Wenn zufällig der Wind den Rauch gegen uns hin trieb, so war immer der Geruch von verbranntem Fleisch mit dem Rauchgeruch verbunden, was das Schauerliche an der Sache noch erhöhte. Dies war zwar nur im Anfang der Fall. Meine Hunde bellten und heulten die ganze Nacht hindurch und von schlafen war natürlich keine oder wenig die Rede, denn immer hatte ich die Doppelflinte in der Hand, wenn ich aus dem Zelt hinauskroch, um Umschau zu halten, ob nicht ein Rachezug gegen die Weißen vorbereitet werde.

Die Sonne erhob sich allmählich und man sah von uns aus niemand mehr auf der Begräbnisstelle, aber man meinte immer noch, eine Stimme zu vernehmen in schwachen Klagetönen, ähnlich wie ein schwaches Gestöhne eines Kranken. Nach unserem Frühstück ging ich hin und traf dort den Bruder des Häuptlings neben einer Bodenerhöhung, ähnlich einem sehr großen Maulwurfshügel, kauern. Er war sehr schläfrig und müde, so daß er anfänglich meine Ankunft nicht gewahrte, aber doch dann und wann schluchzte. Als er mich endlich erblickte, schien sein Auge sehr grollend. Ich winkte mit der Hand und mit möglichster, aber auch ernstgemeinter Mitleidsgeberde, daß ich nicht in böser Absicht komme. Auch hatte ich mein Waidmesser absichtlich nicht mitgenommen. Wir wechselten nach dem Gruß nur wenige Worte der Beileidsbezeugung, indem ich sagte: „Das waren böse Männer, welche den Bruder getötet haben.“ — „Si senior, muy malos“, war seine Antwort.

Der kleine Erdhügel, welcher die Asche eines uncivilisierten, aber ich möchte fast auch sagen unverbildeten Menschen unter sich barg, war etwa zwei Fuß breit und schön glatt abgerundet, oben mit einer bassinartigen Vertiefung, in welche Perlen aus Pelikanfnochen sorgfältig hineingelegt waren.

Der Trauernde erhob sich nun und sagte auf mexikanisch: „Ich bin sehr hungrig.“ Ich hieß ihn zu mir ins Lager kommen und gab ihm Brot und Schafffleisch, worauf er sich mit dem spanischen Gruße „Adios“ entfernte.

Natürlich war ich nun sehr neugierig, zu erfahren, warum man den armen Häuptling getötet habe, brachte aber von Könnöck so viel heraus, daß nicht die deutschen Goldgräber die Mörder waren, sondern fünf berittene Männer, Leute aus Oregon, teils Halbindianer, teils Weiße, welche von dem North Fork des American kamen, den armen Häuptling, welcher nach Coloma gehen wollte, antrafen und ohne weitere Veranlassung sofort Jagd auf ihn machten. Als der Indianer die fünf Männer unter wildem Geschrei auf sich zureiten sah, habe er die Flucht ergriffen, sei verfolgt worden bis an den Fluß und sei dann hineingesprungen. Weil er vor Müdigkeit nicht unter dem Wasser hinüberschwimmen konnte, so habe eine Kugel sein Haupt getroffen und er sei plötzlich tot gewesen. Der Mörder sei dann noch ganz kaltblütig vom Pferd gestiegen und habe, da das strömende Wasser den leblosen Körper ans Ufer geschwemmt hatte, diesen noch scalpiert und die Kopfhaut als ein großes Siegeszeichen an den Zaum des Pferdes gehängt. Auch einen zweiten Indianer, den sie auf dieser Menschenjagd getroffen, sollen sie umgebracht und scalpiert haben. Das sind die Heldenthaten eingewanderter Weißen.

Nachdem ich an diesem Mittag fertig gespeist hatte, ließ ich schnell meine Jenny satteln und ritt wohlbewaffnet nach dem Indianerdorf, wo der Gemordete gewohnt hatte. Ich kam an dem Platz vorüber, wo die Deutschen kürzlich noch Gold gewaschen hatten, aber es war niemand mehr da. Auch das Indianerdörfchen war leer. Ich ritt aufs Geratewohl hin weiter, um meine weißen Freunde zu suchen, da begegnete mir der Spaß,

daß Indianerfrauen vor mir flohen, weil sie mich auch für einen Räuber und Mörder hielten, und immer vor mir fortrannten, wenn ich sie beruhigen wollte. Eine Schar Indianer, welche in der Nähe badeten und mich kannten, riefen den Frauen zu, daß ich ein guter Mann, also kein Mörder sei. Endlich sah ich in der Ferne ein Zelt und dies gehörte zum Lager meiner Freunde, welche mir sagten, Rippstein nebst einem andern Deutschen seien nach Coloma gegangen, um die Ursache der Tötung des Indianerhäuptlings näher kennen zu lernen, denn sie fürchteten Rache. Auf die Vorwürfe, die ich den Weißen im allgemeinen machte, gab man mir die Versicherung, daß man den Mördern zugerufen habe, die harmlosen Indianer doch nicht zu belästigen.

Thomann und Diel wünschten, daß ich die Ankunft Rippsteins abwarten solle, da er Neuigkeiten bringe. In circa einer halben Stunde kam Rippstein mit seinem Begleiter und sie erzählten, daß in Coloma große Aufregung und Erbitterung gegen die Indianer herrsche und daß etliche vierzig Weiße dort einen Rachezug gegen sie auf den folgenden Tag vorbereiteten und beabsichtigten, alle Indianer zu töten, denen sie begegnen würden. „Ihr habt indianische Diener und wenn sie euch unter den Indianern fänden, so würden sie gewiß keinen Unterschied machen, und wolltet ihr euch für sie verwenden, so wäre dies für die Verfolger ein guter Anlaß, euch die Pferde und Schafe zu rauben oder, schöner gesagt, zu erobern, denn schließlich nennen solche Banden dies einen regelrechten Eroberungszug.“

Als Veranlassung zu diesem Mordzug gab man das Gerücht an, es seien von Indianern fünf Weiße getötet worden. Ich für meinen Teil vermutete, daß die fünf Mörder des Häuptlings und seines Begleiters dieses Gerücht bloß austreuten, um ihre eigene That damit zu beschönigen.

Wir befolgten aber doch am folgenden Morgen ganz früh den Rat und trieben unsere Schafe dem früheren Lager zu. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, die Indianer auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen, aber man hatte mein Geberdenspiel entweder zu wenig verstanden oder man war zu

gleichgültig; denn gleich nach unserem Wegzug am Morgen kamen eine Anzahl Weiße und mordeten fast alle Indianer, die ich am Abend noch gewarnt hatte. Der Zufall wollte, daß mehrere Indianer, vielleicht aus Dankbarkeit für meine Warnung, uns halfen, die Schafe fortzutreiben, und trotz aller Einsprache gegen ihre Begleitung und aller Drohungen, daß wir ihnen keine Belohnung, als allfällig Schläge, geben werden, brachten wir es nicht dazu, daß sie zurückblieben. Dürr hatte nämlich Angst, daß man auch uns niedermegeln würde, wenn wir so viel fremde Indianer bei uns hätten, so daß er sogar mit dem Lasso diejenigen schlug welche uns noch weiter begleiten wollten. Sie blieben einfach nicht zurück und kamen dann am folgenden Tag in unser Lager, um uns mitzuteilen, daß während der Zeit, als sie uns begleitet hätten, alle ändern, also alle Zurückgebliebenen, gemordet und scalpiert worden seien. Diese uns Begleitenden hatten somit ihr Leben uns oder ihrer Dankbarkeit gegen uns zu verdanken. Nach ihren Angaben hätten die Wölfe und Raben bereits begonnen, die toten, natürlich unbeerdigten Körper zu verzehren. Bill Daily, dessen Rancho, wie derjenige seines Schwagers, Mr. Sheldon, am Cosumna war, erzählte mir, wie kurze Zeit nach dieser Abschlächterei eine ähnliche von einer Bande von 19 Weißen in seiner Gegenwart neben seinem Hause an zweien seiner Arbeiter verübt worden sei. Sheldon waren zwei Kinder gestorben; Daily, als dessen Schwager und Nachbar, ließ durch zwei seiner Indianer die Gräber zur Beerdigung dieser Kinder ganz in der Nähe seines Hauses graben. Währenddem die Indianer an der Arbeit waren, diese herzustellen, kam eine wohlbewaffnete Bande von 19 Mann in die Nähe des Rancho und schossen die beiden Indianerjungen sofort nieder, ohne daß irgend eine Veranlassung dazu vorlag. Nachdem sie diese Schandthat verübt hatten, war der Anführer der Bande noch so frech, Daily anzufragen, ob er ihm nicht einen Ochsen verkaufe.

Dies sind die mir bekannten resp. von mir erlebten Greuelthaten; aber wie viele mochten noch verübt worden sein, ohne daß ich etwas davon vernahm.

Mein ganzes Sinnen und Denken ging nun dahin, bald möglichst aus diesen Verhältnissen herauszukommen. Mein Zelt verkaufte ich an einen Holländer, namens Schwarz, für 40 Dollars und mein Pferd für 200 Dollars. Dürr hatte ich mittlerweile genauer kennen gelernt und die Überzeugung gewonnen, daß er zu schwach sei, den Freund und Landsmann seiner Mary fortzuschicken, bevor es zu spät sei. Ich besorgte nämlich, daß dieser Indianerschurke Mordpläne gegen mich schmiede, weil er sah, daß ich ihm mißtraute und ihn durchschaute. Dies alles trieb mich zur Eile an und ich hatte keine Ruhe mehr, bis alles zur Abreise in Ordnung gebracht war.

Da mir von Sutter die beiden Indianerknaben für so lange überlassen wurden, als ich Schafe besäße, die ich von ihm gekauft hatte, so war ich genötigt, einige derselben zu behalten, damit die Indianer diese mit den übrigen Schafen der an Dürr verkauften Herde hüten konnten. Ich that dies in einer guten Absicht für Dürr, damit nicht der Fall eintreten könnte, daß ihm auf einmal seine Schafhirten weggenommen würden. Anstatt dessen zeigte sich aber Dürr, der mir hätte dankbar sein sollen, zuletzt etwas schmutzig, indem er mir verschiedene beim Verkauf der Schafe ausbedungene Gegenstände, die ich zum Verpacken nötig hatte, nicht verabreichen wollte. Die Restzahlung für die Schafe hatte ich erhalten, also gab es nichts mehr, was mich noch im Lager hätte zurückhalten können. Zwei in den letzten Tagen angekommene Franzosen wollten den Weg nach Suttersfort auch machen, ich hatte also angenehme Reisegesellschaft. Die Rück Erinnerung an die Empfindungen jener Abreise, als ich auf dem sicheren Pferde saß, an den schönen Maimorgen, wo alles grünte und blühte und sproßte, mit 6000 Dollars Gold gut verpackt bei mir, wohlbewaffnet, und mich in guter, höherer Begleitung wissend, wird mir stets bleiben.

Die Reise ging ohne irgendwelche Störung von statten und wir langten am Abend bei Sutters Weizenfeldern an, wo wir für unsere Pferde herrliches Gras in Fülle hatten. Auch uns fehlte es nicht am Nötigsten, und wir blieben hier bis am Morgen.

Im Fort selber angekommen, wollte ich mich vergewissern, ob mein Gold wirklich etwa 6000 Dollars ausmache, indem ich meine Ledersäcke auf einer Apothekerwage wog und das Gewicht richtig fand. Meine Absicht war nämlich, für dieses Geld solche Gegenstände zu kaufen, welche sich zum Handel mit den Indianern am besten eigneten.

XXI.

**Capitain Sutter, Sohn, macht mir das Anerbieten,
seine Mutter und seine Geschwister in der Schweiz
zu holen.**

Ganz unerwartet sollten sich meine Pläne ändern, denn der junge Sutter machte mir die Offerte, daß ich nach der Schweiz reisen könnte, um seine Mutter und Geschwister zu holen. Er gab mir die schmeichelhafte Erklärung, daß er nur zwei Männer kenne, denen er diese Mission anvertrauen dürfte. Der eine sei Mr. Richard, der mit ihm angekommen sei, ein Bremer, welcher einst in Neapel als Hauptmann gedient, später in Bahia Sklavenauffseher gewesen war und nun bei Sutter als Aufseher fungierte. Der andere sei ich, der ihm von seinem Vater als der einzige Getreue dargestellt worden sei. Sutter bemerkte mir unverhohlen, daß er am liebsten selber ginge, wenn er nicht besorgen müßte, daß während seiner Abwesenheit alles drauf und drüber ginge und am Ende nichts mehr da wäre, was seiner Mutter Freude machen und ein angenehmes Auskommen sichern würde.

Ich muß gestehen, daß mich dieser Antrag in meinen Vor-
sätzen und Plänen schwankend machte, weil ich so wie so beabsichtigte, einmal eine Reise nach der Schweiz zu machen, sobald ich ein ordentliches Spargut beisammen haben würde; ich war daher neugierig zu erfahren, wie viel ich als Belohnung über die Reisekosten hinaus erhalten sollte. Auf Sutters erste Offerte, mir über die Reisespesen hinaus 2000 Dollars zu geben, wollte ich nicht eingehen, denn ich rechnete 6—8 Monate für die möglichst beschleunigte Reise, also eine Zeit, die mir mit meinem geplanten Handel auch viel Geld eintragen sollte; dann fürchtete ich die Cholera, die damals in den Staaten herrschte, und das Chagrasfieber, welches man als noch gefährlicher darstellte als Cholera-

anfalle. Hr. Sutter offerierte mir dann 3000 Dollars, aber ich verlangte 4000 Dollars und machte die Bedingung, daß ich überall erste Klasse reisen und nur die besten Hotels besuchen werde. Sutter willigte ein, indem er sagte: „Gerade wie ich selbst auch reisen würde.“ Nun hatte ich aber noch eine andere Bedingung zu machen und die lautete, daß die Bezahlung zum voraus geleistet werden müsse. Ich sagte zu Hrn. Sutter: „Ob schon Sie und nicht Ihr Vater mir diesen Auftrag erteilen und ob schon ich soweit keine Ursache habe, an Ihrem Versprechen zu zweifeln, so geht es doch hauptsächlich Ihren Vater an und ich bin schon so oft getäuscht worden und dadurch in Schaden gekommen, daß ich nichts mehr für ihn thun kann, ohne daß ich sofort dafür meine Bezahlung erhalte. Wenn Sie sich in meine Verhältnisse versetzen, so können Sie mir deshalb nicht zürnen.“ — In der That schien dies auch nicht der Fall zu sein und er fragte mich, was ich für die Reisekosten ungefähr in Voranschlag nehme. — „Etwa 8000 Dollars,“ gab ich zur Antwort, „also würde alles zusammen 12,000 Dollars ausmachen.“

Da ich bezweifelte, daß Sutter in der nötigen Zeit dieses Geld zusammenbringe, so machte ich ihm das Anerbieten, mir für 1000 Dollars ein Lot (Bauplatz) in Sacramento-City an Zahlungsstatt zu geben, mit der Bestimmung, daß ich dasselbe bei meiner Rückkunft behalten oder zurückgeben könne. Auch dies ging Sutter ein und so wurde dann diese Angelegenheit abgemacht und alles gehörig verurkundet.

Ehe ich diesen Vertrag mit Sutter fertig abgeschlossen hatte, lagerten meine Gefährten und ich am gleichen Ort bei Sutters Weizenfeldern, weil die Frühlingsvegetation hier wundervoll prangte und auch die Nächte sehr mild waren. Eines Tages kam auch Diel aus den Minen und machte etwa 50 Schritte von uns Halt. Wir sahen, wie er auf einmal am Boden zu krähen anfing und wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis wir beobachteten, daß er eine Bouteille Gold aus der Erde hervorzog. Unser Lachen verwandelte sich in ein befriedigendes Erstaunen, als wir wußten, daß er hier sein Gold vergraben und glücklich

wieder gefunden habe. Auch Thomann und Rippstein kamen bald ebenfalls aus den Minen, um einige Zeit hier zu bleiben, während ich ins Fort zog, um dort bis zu meiner Abreise zu warten und wo möglich meine pressanteren Angelegenheiten fertig zu erledigen. Mein großes, weißes, von Dürr gekauftes Pferd, sowie die von Sutter gekauften, konnte ich ohne Schaden „an Mann“ bringen. Mein in drei Flaschen befindliches Gold vergrub ich an einer mir geeignet scheinenden, sicheren Stelle oder, besser gesagt, an drei verschiedenen Orten, damit doch nicht alle drei Flaschen gestohlen werden könnten. Ich deckte die Stellen mit dürrer, altem Laub und machte dann ein mir unvergeßliches Zeichen, um den Ort wieder zu finden, indem ich an einem Ast eines Baumes kleine Einschnitte machte. Die verschiedenen Distanzen notierte ich in mein Taschenbuch. Als ich nachher noch einmal hier vorüberging, sah ich zu meinem Schrecken, daß eine dieser Flaschen sichtbar war, weil die Erde weggekratz wurde. Ich vermutete mit Recht, daß dieses Loch von einem Tier herausgekratz war, und weil ich aus Erfahrung wußte, daß Schießpulver das beste Mittel gegen die Naschlust der Tiere ist, so streute ich unter das Laub eine Handvoll dieses gefürchteten Präparates und deckte wieder Laub darüber.

Daß man mich wegen der Abmachung mit Sutter beneidete, versteht sich von selbst. Er bekam verschiedene billigere Offerten, auf die er aber nicht einzugehen geneigt schien. Man prophezeite sogar, ich werde nicht mehr zurückkehren, obwohl man wußte, daß ich auch noch ein Lot (Bauplatz) in San Francisco gekauft hatte. — Dem alten Sutter verlangte ich auch noch ausdrückliche Zustimmung zu dem Abkommen, damit er mir nicht später Vorwürfe machen könnte.

Während meiner Wartezeit im Fort lud mich der alte Sutter einmal ein, mit ihm nach Hackfarm zu reiten, dort wollte der Aufseher mir Briefe und Geld für Bekannte in der Schweiz mitgeben. Ich hatte zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes Gelegenheit zu hören, wie man dem alten Manne schmeichelte und „höbelte“ und vorschlugte, daß er Gouverneur werden müsse zc.

Die Unterhaltung mit zwei Fremden war ungefähr so, wie ich bereits früher angedeutet habe, geradezu ekelhaft, so daß es mir um den alten Mann fast leid that. Auch von seinem bösen Sinn gegen seinen Sohn mußte ich mich überzeugen, als er einmal in angetrunkenem Zustande sein Herz leerte. Ich beschwichtigte ihn so gut als möglich, aber wahrscheinlich ohne Erfolg.

Nach dem Fort zurückgekehrt, kam mir die Zeit recht lang vor, bis es endlich hieß, daß ein kleiner Schooner aus den Vereinigten Staaten bereit sei, nach San Francisco abzugehen, auf welchem ich als Passagier mitreisen könne. Es war nämlich ein Marineschiff.

Ich nahm Abschied von Capitain Sutter mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es ihm besser gehen möchte, als die Aussichten dazu vorhanden waren, und der Sohn begleitete mich noch bis zum Landungsplatz Sacramento. Schwer kam mir die Trennung von meinem treuesten Freund Tiger vor, der mir ebenfalls das Geleite bis zum Schiff gab, denn er winselte und heulte in unterdrückten Tönen, als ob er fühlte, daß wir uns hier zum letztenmal gesehen. Sutter versprach allerdings, gut für ihn zu sorgen, hat aber sein Wort nicht gehalten.

Ich hatte in meinem Besitz als Reisegeld und für andere Zwecke etwa 17,000 Dollars, wovon 1000 Dollars dem Richard gehörten, der mir sie zum Heimnehmen mitgab. Einen Empfangschein, den ich dem jungen Sutter für die 7000 Dollars Reisegeld geben wollte, wies derselbe zurück, indem er erklärte, daß dieser ihm nichts nütze, wenn ich nicht ehrlich und treu in der Erfüllung meiner Pflicht sei. Es war dies ein schöner Beweis seines Vertrauens zu mir, wenn auch nicht geschäftsmäßig.

Die erste Nacht auf dem Ocean war vielleicht die unangenehmste von allen, die ich erlebte, denn unser Schooner, der verhältnismäßig große Segel hatte, rivalisirte mit einem andern größeren Schiff dermaßen, daß wirkliche Gefahr da war. Der Capitain sah das schließlich ein und fuhr nachher vernünftiger.

Wir erreichten indessen glücklich San Francisco früh am folgenden Tage. Ich bezahlte dem Capitain das Passagiergeld.

und begab mich ins beste Hotel der Stadt, was freilich nicht viel heißen wollte, da diese damals nur wenige Häuser zählte.

Der Dampfer Panama, unter Befehl eines alten Seemanns Baily, lag vor Anker und ich sicherte mir auf demselben einen Platz für 300 Dollars. Seine Abfahrtszeit war der 20. Juni 1849 nachmittags und ich hatte somit Zeit, mir noch das allfällig für die Reise Nötige anzuschaffen, sowie mir die Verbesserungen des Platzes seit meinem ersten Besuch vor circa 2 $\frac{1}{2}$ Jahren anzusehen. Hier kaufte ich mir dann noch ein Stück Ecklot an der Dupont and Pacific Street, 30 \times 60 Fuß für 3000 Dollars, so daß ich nun 4000 Dollars für Stadtlot-Spekulation ausgelegt hatte. Mit dem Ankauf von verschiedenen Kleidungsstücken und einigen Waffen hielt ich meine Ausrüstung für die Reise für komplet und der 20. Juni war endlich gekommen. Etwa um 4 Uhr nachmittags wurden die Anker gelichtet, am sogenannten Wässerungsplatz mußten wir noch frisches Wasser und Rindfleisch einnehmen, der Bug des etwa 1100 Tonnen haltenden Dampfers wurde gegen das offene Meer gerichtet und jetzt ging's hinaus auf den dunkeln Fluten des Großen oder Stillen Oceans.

Das Originalmanuskript über die Reise nach der Schweiz und wieder zurück enthält 39 Foliobogen à 4 Seiten, also 156 Seiten; aber aus diesen sind nur wenige Bruchstücke so von allgemeinem Interesse oder kulturell belehrend, daß eine wörtliche Wiedergabe sich rechtfertigt. Es sind dies die im nächsten Kapitel folgenden.

XXII.

Fahrt von Acupolca nach Panama. Reise durch den Urwald. Fahrt per Canoes auf dem Chagresfluß. Presserei durch den Schiffskaffier. Gefährliche zweideutige Kutscher.

Wir fuhren in den Hafen von Acupolca durch eine verhältnismäßig schmale Einfahrt zwischen Hügeln hindurch in die vielleicht eine Meile weite runde Bai hinein. Acupolca selbst liegt am nordwestlichen Winkel der Bai, welche hier von einer schmalen, aus niedrigen Hügeln bestehenden Landzunge oder Halbinsel getrennt ist. Dieser Hafen soll früher der frequentierteste für den Handel Mexikos am Stillen Ozean gewesen sein und es führt die Hauptstraße nach der Residenz hier durch. Diese hat durch die Entdeckung des Goldes natürlich wieder bedeutend gewonnen.

Ein junger Schweizer, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, war auf dieser Straße aus dem Innern gekommen und erzählte, wie er hier in Gesellschaft Anderer, die auf Maultieren gekommen seien, seines Geldes beraubt worden sei. Man habe anfänglich, als man auf die Räuberbande aufmerksam geworden sei, gemeint, man wolle sich gegen diese verteidigen; aber die Mehrzahl der Reisenden habe davon abgeraten, weil sie befürchteten, ermordet zu werden, wenn sie dies thun würden. Die Räuber seien ganz höflich gewesen, hätten aber Jedem alle seine Wertsachen, so wie Juwelen, Gold, Uhren und Waffen abgenommen und während einige die Reisenden untersuchten, und das Wertvolle in Empfang nahmen, seien andere mit der Waffe in der Hand bereit gewesen, Jeden niederzuschießen, der sich hätte wehren wollen. Mein Landsmann sagte, er habe den Burschen Vor-

stellungen gemacht, indem er bemerkt habe: „Ihr habt mich ganz und gar beraubt und ich wollte nach Californien, aber wie kann ich nun nach Acapulca kommen und mir unterwegs mein Essen kaufen?“ Darauf habe man ihm wieder zwei Dollars zurückgegeben. Das waren doch noch trotz ihres verbrecherischen Handwerks nicht ganz herzlose Kerls.

Als ich mir die Umgegend während des zweitägigen Aufenthaltes hier ansehen wollte, kam ich zu einer Quelle, an welcher Negerfrauen Kleider wuschen. In der Nähe waren prachtvolle Kakteen, die ich nicht bloß bewunderte, sondern auch eine davon pflücken wollte. Als ich mich zu diesem Zweck bückte und die Hand nach einer reizenden Blüte streckte, schlug mir eine der Frauen schnell die Hand weg. Ich frug die betreffende Frau, was sie damit meine? Sie antwortete mir, daß wenn sie mich hätte die Blume fassen lassen, so würde ich jetzt die Hand voll feiner Stacheln haben und längere Zeit heftigen Schmerz empfinden. Ich besah mir jetzt meine Hand, mit der ich die Blume nur schwach berührt hatte und wirklich entdeckte ich mehrere borstenartige feine Stacheln, welche ein juckendes Gefühl verursachten, das ich dann noch tagelang als Schmerz empfand. Ich blieb übrigens auch hier meistens auf dem Schiff, anstatt daß ich mich allen Lustbarkeiten der Stadt hingab, wie die Mehrzahl der jungen Männer es zu thun pflegte und dafür meistens den Lohn ernteten.

Nachdem wir hier an Proviant alles eingenommen, was wir nötig gehabt hatten, setzten wir die Reise fort und zwar meistens in einer Entfernung von der Küste, daß man noch alles gut unterscheiden konnte. Ungefähr unter dem 8. Grad nördlicher Breite beginnt der Staat Panama und die Vegetation ist vollständig eine tropische. Städte und Dörfer sahen wir da nicht mehr, aber die ganze Landschaft schien mit einem Urwald bedeckt. Die Palmbäume zeichneten sich deutlich vor den übrigen Waldbäumen aus.

In unserem Kurs kamen wir ganz nahe an einem kleinen, kaum eine Quadratmeile großen Inselchen vorüber, das laut

Aussage eines Mitreisenden eine wundervolle Vegetation besitzen und doch unbewohnt sein soll. Auf dem Schiff war ein deutscher Oberkellner, der besonders aufmerksam auf mich war und sich beeilte, mir jeden Wunsch zu gewähren, was mir aufstieß. Sein Name hieß Weinmann und ich muß dieses Mannes und einer Nebensächlichkeit deshalb erwähnen, weil wir ihn dann nochmals in Californien treffen, als ich mit Madame Sutter wieder nach dorten zurückkam. Es stellte sich nämlich heraus, daß er im Sinne hatte, mir etwas Geld für seine Frau in New-York mitzugeben. Ich begriff zwar nicht recht, wie er dazu kommen konnte, mir, einem absolut Unbekannten, eine größere Summe Geld anzuvertrauen. Mr. Weinmann bemerkte mir: „Wie ich erfahren habe, hat Sutter Sie angestellt, nach der Schweiz zu reisen, um seine Familie zu holen und soll Ihnen zu diesem Zweck viel Geld mitgegeben haben, oder ist dies nicht so?“ — Ich bestätigte die Richtigkeit dieser Angabe.

„Nun, ich denke, Sutter wird Keinem so viel Geld zu diesem Zweck anvertraut haben den er nicht als vollkommen sicher und ehrlich kennt und somit riskiere ich auch unbedenklich 616 Dollars, wenn Sie die Güte haben wollen, meiner Frau dieses Geld abzuliefern.“

Ich hätte viel lieber das Geld nicht genommen, aber der Mann hatte mir schon mehrere kleine Gefälligkeiten erwiesen, ehe er wußte, ob ich ihm seinen Wunsch erfüllen würde und so durfte ich nicht wohl ihm eine abschlägige Antwort geben. Mr. Weinmann zählte mir die 600 Dollars in 5 und 10 Dollars in Vereinigten Staaten Münzen vor und legte dann noch eine Gold-dublonne von 16 Dollars für sein kleines Söhnchen bei. Da er keinen Empfangschein wollte, so nötigte ich ihn, einen solchen zu nehmen, bemerkte aber in demselben, daß ich mich nicht verpflichte, das Geld zu ersetzen, falls es mir auf irgend eine Weise ohne meine Schuld abhanden käme, womit Weinmann zufrieden war. Ich wiederhole, daß wir später in Californien nochmals auf diesen Mann zu sprechen kommen werden, ansonst ich dieser Bagatellsache keine Erwähnung thun würde

Mit Sehnsucht erwarteten wir die Ankunft des Schiffes in Panama; leider war es aber Nacht, als wir dort ankamen. Am Morgen des andern Tages kamen viele Canoes von Panama zum Dampfboot gefahren und zwar darunter so große, daß bis auf 25 Passagiere samt Gepäck auf denselben Platz hatten. Sie waren mit Masten versehen und hatten Balancierstangen, um das Umstürzen zu verhindern, denn die Entfernung bis zum Lande war etwa drei Meilen. Das Landen war amüsant, da man die Passagiere ein Stück weit durchs Wasser tragen mußte, je nach dem Tiefgang des Canoes. Wir Männer setzten uns den Bootslenten dragonermäßig auf die Schultern, was ganz gut von statten ging. Pferde mit Wagen, also Fiaker oder Droschken gab es keine, sondern man mußte das Gepäck durch Lastträger ins Hotel spedieren lassen. Am Landungsplatz war ein schlanker, schön gewachsener junger Mann erschienen, der mir seiner wachsweißen Gesichtsfarbe wegen auffiel. Da derselbe gut englisch sprach, so machte ich die Bemerkung zu ihm: „Ich habe mich bisdahin zur weißen Menschenrasse gezählt, aber seit ich Sie vor mir sehe, muß ich glauben, daß ich mich geirrt habe und zu der kupferfarbigen gehöre und Sie zu den Weißen.“ Der junge, feine Mann sah mich eine Weile an und antwortete mir dann einiges auf englisch, so daß ich mich veranlaßt fand, ihn zu fragen, ob er denn nicht hier geboren sei? „Nein, ich bin ein Nordamerikaner und habe, ehe ich hieher kam, auch, wie Sie, fleischfarbig ausgesehen, allein die 6 Monate meines Hierseins haben mich zum weißen Mann gemacht. So würde es auch Ihnen gehen, wenn Sie hier blieben und viel am Schatten wären, denn hier ist's sehr ungesund.“ — Das war ein Dämpfer auf meine Begeisterung für weiße Männer und die Herrlichkeit der Natur. Ich logierte im Hotel American ungefähr in der Mitte der Stadt und mein erstes Geschäft war die Besorgung von Maultieren für die Reise nach Cruzes, etwa 24 Meilen von Panama entfernt, von wo man die Fahrt auf dem Chagresflusse per Canoe etwa 60 Meilen weit zu machen hatte. Da es zu spät wurde, bis alles besorgt war, um die Reise am gleichen

Tage noch anzutreten, so bestellte man die Maultiertreiber auf den andern Morgen früh. Es wurde aber über 10 Uhr bis wir, unser sieben an der Zahl, endlich auf unsern Tieren saßen. Für meinen Koffer nahm ich einen sehr hohen, starken Maulesel, der über alle andern weit emporragte, zum Reiten für mich selbst aber ein mittelgroßes, kräftiges, gut zugerittenes Tier. Als Treiber nahmen wir vier Mozas (Diener) und bald hatten wir die Stadt hinter uns und kamen auf eine etwas erhöhte Savanna oder Prairie mit prachtvoller Aussicht auf die Bay von Panama, die uns das Wasser wie flüssiges Silber erscheinen ließ. Wir mochten etwa drei Meilen geritten sein, als wir am Anfang des Urwaldes waren.

Ein tropischer Urwald! Ein vielsagendes Wort, das Herrlichkeiten in sich schließt, die keine Feder richtig schildern kann. Um alles würdigen zu können, muß man es mit eigenen Augen angesehen haben und quasi Botaniker von Gottes Gnaden sein. Was mich anbetrifft, konnte ich nur staunen über die Fülle und Mannigfaltigkeit dieser ungläublichen Üppigkeit in der Vegetation und Tierwelt. Und dennoch — ich muß es zur Schande sogenannter gebildeter Menschen sagen — gab es etliche unter uns, die nicht das geringste Interesse an dieser Pracht und Herrlichkeit hatten. Je weiter wir ritten, desto üppiger wurde der Pflanzenwuchs, desto undurchdringlicher der Wald. Ein einziger breitastiger Baum stellt oft beinahe einen ganzen botanischen Garten vor. Schmarotzerpflanzen von der Flechte und den kleinsten Moosarten bis zum buschartigen, großen Blütenträger dessen Namen ich nicht kenne, Schlingpflanzen vom zarten, dünnen Faden bis zum armsdicken Kletterer, der schließlich seinen Ernährer erwürgt und auf der Baumleiche stolz und schön und duftend ein wonnevolles Leben führt im Schutze weit überragender Baumkronen von Veteranen, die schon mehrere Jahrhunderte gelebt haben und noch nicht aussehen, als ob sie je dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen würden. Und dieses wunderfame Gewebe von Lianen und Schlingpflanzen aller Art bildet die Wohnungen und Schlupfwinkel zahlloser Geschöpfe aller Reiche und Gruppen der

Landtiere. Während oben in den Wipfeln der Bäume die Kolibri wie glänzende Sternchen und Lichtfunken blitzschnell von Zweig zu Zweig huschen, erheben die buntfarbigen, größeren, besiederten Genossen ein Gekreisch und Geschrei, daß man beinahe das Gehör verliert und das ganze Nervensystem erzittert. An Amphibien beherbergt der Urwald eine unheimliche Fülle jeglicher Art, Kröten, Frösche in prächtigen Farben, Schlangen, Eidechsen und wie alles das freundliche und unfreundliche Getier heißt. Im oberen Stockwerk dieses Pflanzengebäudes und Säulenlabyrinthes tummeln sich ganze Kolonien von affenartigen Vierfüßern, besser gesagt Vierhändlern, die ihre komischen, akrobatischen Übungen zum besten geben. Von der kleinen, munteren, huschigen Eidechse bis zur gespaltenen und stacheligen, unheimlichen Rieseneidechse und dem Chamäleon, welches seine Farbe jeden Augenblick ändern kann, um seine Beute oder seine Verfolger zu täuschen, gibt es mannigfaltige Zwischenglieder. Jrgend ein Frosch sucht einer dünnen, langen, grasgrünen Schlange durch rasche, hohe Sprünge zu entfliehen; aber diese schießt ihm mit großer Schnelligkeit nach und ermüdet denselben bald derart, daß es ihr leicht gelingt, ihn zu verschlingen. Ein derartiges Schauspiel kam vor unseren Augen zur Aufführung. Ein Frosch wagte sich an seinem feuchten Schlupfwinkel hervor und wurde von einer Schlange beobachtet, welche ihn sofort verfolgte. So schnell der Frosch entfliehen wollte, so schnell verfolgte die Schlange ihn. Der erstere blähte sich in unbegreiflicher Weise bis auf die dreis- bis vierfache Dicke auf, damit die Schlange ihn nicht mehr zu verschlingen imstande sei, aber sie gab die Verfolgung nicht auf, und ohne unsere Intervention wäre der Frosch eine Beute der Schlange geworden; einer unserer Mazos nahm einen schweren Stein und warf ihn auf diese, so daß sie behindert wurde, ihr Opfer zu verschlingen und dieses in mächtigen Sätzen davoneilen konnte.

An einigen Stellen kamen wir vorüber, wo eine lange Reihe von großen dickköpfigen Ameisen sich auf einem ziemlich sauberen, selbstgebahnten Fußweg von 6 bis 8 Zoll Breite hin- und herbewegte und zwar in staunenswerter Ordnung, so nämlich, daß

die einen, mit einem Strohhalme oder etwas ähnlichem in der Mundzange (Fresszange) beladenen, auf der einen Seite gingen, und die andern, unbeladenen, auf der andern Seite zurückkehrten. Saullenzer beobachtete ich keine dabei.

Wir trafen hie und da Überreste von einer alten spanischen gepflasterten Straße, aber so schlecht erhalten, daß man sie an wenigen Stellen benutzen konnte, also auf dem schmalen, schlechten, kaum ordentlich gebahnten Maultierpfad vorwärts kommen mußte. An einigen Orten ist dieser so tief eingeschnitten oder eingetreten, daß unsere Mazos an solchen Stellen laut schreien und riefen, damit auf der andern Seite niemand entgegenkomme, weil eine Kreuzung mit beladenen Tieren unmöglich gewesen wäre. Als ein heftiger Platzregen uns überraschte, rauschte und wälzte sich eine schwarze, kotige, beinahe zwei Fuß hohe Wassermasse durch das Bett, so daß wir abwarten mußten, bis die Hauptströmung vorüber war. Solche Regengüsse kommen oft unerwartet, wie aus heiterm Himmel, daß man sich nicht versehen kann. Oft sind dieselben mit Blitz und Donner begleitet.

Der Weg ging selten in gerader Richtung, sondern meistens in Schlangenwindungen, so daß man nie den ganzen Zug übersehen konnte. Da ich der letzte Reitende war und die Parktiere vor den Reitern hergetrieben wurden, so wollte ich mich doch einmal überzeugen, ob mein Tier mit dem Gepäck noch gut imstande sei, doch es ging lange, bis mir dies gelang. Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich dasselbe vermistete. Sofort frug ich, ob man denn nichts von demselben gesehen habe, allein weder meine Reisefameraden, noch die Mazos wollten etwas davon wissen. Schnell hatte ich mein Reittier gewendet und ritt jetzt, so eilig als es mir möglich war, zurück, überall rechts und links in das üppige Laubwerk hineinforschend. In etwa fünf Minuten mußte ich die Stelle erreicht haben, wo ich daran dachte, nach meinem Gepäck zu sehen und war eben im Begriff, in einen jener tiefen und quer durchbrochenen Einschnitte hineinzureiten, als ich rechts am Wege auf einer höher gelegenen Stelle das Tier ruhig stehen sah, mit dem Kopf gegen den

Weg gewendet, Koffer und anderes Gepäck alles noch in Ordnung.

Wie es kam, daß dies Tier allein und gerade das mit meinem Gold beladene hier zurückblieb, konnte ich mir nicht erklären und die Vermutung lag sehr nahe, daß es absichtlich auf die Seite, abwegs getrieben worden sei, denn das Gewicht meines Koffers fiel allen auf, die mit demselben hantieren mußten, und ich kam ja aus dem Goldland. — Ich beeilte mich, den andern wieder nachzukommen und traf sie noch am gleichen Ort, wo man auf mich gewartet hatte. Von der Zeit an bewunderte ich die Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Urwaldes immer nur kürzere Zeit, um mein Gepäck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Es war abends spät, nur kurze Zeit vor der Dämmerung, als wir mitten im Urwald eine Hütte erreichten, die wegen ihrer Form und Bedachung mit Bambusblättern einem Heuschaber glich und auf einer etwas erhöhten, lichten Stelle stand. Zu unserer zwar keineswegs angenehmen Überraschung sagten unsere Mazos, daß wir hier übernachten müßten. Niemand von uns hatte an so etwas gedacht, also hatten wir uns auch nicht mit genügend Proviant versehen.

Die Eigentümerin dieses Palastes war eine alte, zusammengeschrumpfte Negerin; ihre Mitgenossen oder Hausbewohner ein Hahn, einige Hühner und eine Truthenne, sowie ein mittelgroßer Hund und eine Katze. Alle zusammen besaßen nicht so viel Fleisch und Fett an sich, als der Hund allein hätte haben sollen, also war für uns nicht Aussicht auf eine reichliche Mahlzeit, wenn wir im Notfall auch auf den Hund oder die Katze zum Abschachten gerechnet hätten. Ich versuchte jetzt von der alten Madre einige Hennen oder den Hahn zu kaufen, allein sie grunzte nur einige spanische Worte hervor, die ich für eine abschlägige Antwort hielt. Ich offerirte ihr für die Truthenne one Peso, allein sie wollte davon nichts wissen. Scherzweise fragte ich sie, ob sie uns den sehr fetten Hund — el Perro muy gordo — verkaufen wolle, allein sie wollte auch dieses nicht. Nun offerierte

ich ihr für den Haushahn und eine Henne einen Peso per Stück, aber ihre Antwort war wieder: „No, Sennor, no quiero“ (nein, Herr, ich will nicht). „Aber, buena madre, sehen Sie, wir sind alle so hungrig, wir müssen etwas zu essen haben, wir bezahlen Ihnen ja einen solchen Preis, daß Sie nachher viel mehr dafür kaufen können.“ Auch dies Anerbieten erweichte das steinerne Herz der schwarzen Einsiedlerin nicht. Unsere Mazos hielten es nun an der Zeit, sich für uns zu verwenden und brachten es schließlich dahin, daß sie uns den Perro überlassen wollte, was ich selbstverständlich zurückwies, dagegen ihr für die Truthenne dos Pesos anerbote, was sie nach langem Zaudern endlich acceptierte.

Eine magere Truthenne für sieben hungrige Männer als Abendessen und Frühstück! Wahrlich, eine sehr bescheidene Bejcherung, aber es war doch besser, als gar nichts. Die Henne war schnell gerupft, gepuht und in zwei Teile geteilt und ein alter Kochfessel war auch da; da kein Salz vorhanden war, so nahm man einige Knoblauchzinnen, welche zufällig vorhanden waren, dazu, und nach etwas mehr als einer Stunde hatten wir eine eßbare Suppe, auf welche die Hälfte der Henne folgte, von der jedem ein siebentel zugeteilt wurde. Die andere Hälfte war für das Frühstück bestimmt.

Die Nacht war drückend schwül, trotz der offen gelassenen Hütte. Es war ein nasses, unangenehmes Nachtlager, aber schließlich kam doch der Morgen. Nachdem wir die zweite Hälfte unserer Henne rasch verspeist und die Tiere aufgefattet hatten, setzten wir unsere Reise fort über Stock und Stein, wie man zu sagen pflegt, aber hier besser sagen würde, durch Morast und Pfützen, abwechselnd mit Regenschauern und brennendem Sonnenschein, wie dies das tropische Klima mit sich bringt, sobald die Regenzeit eintritt. Meine Augenweide waren die herrlichen Palmen aller Art, die man hier in großer Menge traf und einen eigenartigen Eindruck machten die Schlingpflanzenneze, zwischen denen der Stamm, der einst die Stütze gebildet hatte, vermodert und zusammengebrochen war, ebenso die abgestorbenen Bäume, die von tausend und tausend Lianenfäden umspinnen schienen, verbunden

mit armdicken Schlingpflanzen in reichem Blüten Schmuck. Circa um 1 Uhr mittags traten wir endlich, durchnäßt und beschmußt, aus dem dunkeln Wald auf offenes, grasiges Terrain hinaus und vor uns erschien Cruzes am Chagresflusse. Hier war es zufällig sehr belebt, weil fast zu gleicher Zeit mit uns sämtliche Passagiere, die der Dampfer „Crescent City“ nach Chagres gebracht hatte, angekommen waren. Nach kaum einstündiger Mittagspause verließen wir Cruzes und stiegen in die reisebereiten Canoes, die uns flußabwärts nach Chagres bringen sollten. Die Reise auf drei Canoes ging unter Bescherung von Regengüssen und stechendem Sonnenschein rasch vor sich und am Abend machten wir bei einigen Hütten am linken Flußufer Halt und beschloßen, da zu übernachten. Es war nun die Frage, ob wir in den Hütten oder in den Canoes schlafen sollten. Für mich war letzteres eine ausgemachte Sache, namentlich da ein Canoe mit einer Chopa (ein aus Rindshäuten verfertigtes Dach) vorhanden war. Einige blieben in den Hütten. Leider störten uns mehrere Mosquiten am Schlaf und die Luft war für eine erquickende Nachtruhe zu schwül. Obwohl wir keine Ahnung von einem nächtlichen Besuche hatten, entdeckten wir am Morgen im Sande ganz frische Spuren von einem Jaguar. — Singend, oder brüllend wie echte Bullen, ruderten uns die Bootsleute flußabwärts und Scharen von Papageien begleiteten sie mit ihrem schrecklichen Gefreische. Auf einer Sandbank glaubten wir ein Stück angeschwemmtes Holz zu sehen, allein bei näherer Betrachtung erwies es sich als ein Alligator. Zwischen dem hohen Gras und Schilf des Ufers wurde es auf einmal lebendig und es kam der Kopf einer großen Squana, einer Rieseneidechse, zum Vorschein, die uns wie verwundert nachschaute. Die niedrigen Uferbänke sind dicht mit dickem Bambusrohr und verschiedenen Cactusarten überwachsen. Palmen mit herrlichen Kronen und traubenähnlichen Früchten trafen wir in Menge, sowie auch Cocospalmen mit riesigen Früchten. Die hier reichlich vorhandenen Brodfruchtbäume bilden die Hauptnahrung des dortigen Volkes und der Ertrag per Acre soll nach Humboldt so groß sein, als von einem Kartoffelfeld von 48 Acres.

Wer zum erstenmal eine gute, reife Banane kostet, findet sie gewöhnlich gut, sie schmeckt wie Mehl mit Zucker und Gewürzen.

Wir erreichten Chagres etwas nach 1 Uhr nachmittags und da gerade der vorerwähnte Dampfer „Crescent City“ von New-York dorthin zurückkehren wollte, so brachten wir das Gepäck auf denselben. „Lord“ und ich nahmen wieder ein Zimmerchen zusammen und waren froh, daß wir uns unserer nassen Kleider entledigen konnten.

Beinahe jeder von uns sieben hatte auf der Landreise ein kleines Abenteuer erlebt, so kam z. B. ein junger, reicher Amerikaner ohne Schuhe aufs Verdeck, weil er diese im Schlamm verloren hatte, als er vom Maultier stürzte. Alle Passagiere, mit Ausnahme eines mitgereisten jungen Capitains, waren gesund, nur dieser hustete mehr als vorher. Das allgemein sehr gefürchtete Chagresfieber schien sich bei niemand zu zeigen, freilich hatte sich auch niemand länger auf dem Land aufgehalten, als die größte Notwendigkeit es verlangte. Am zweiten Tag, als die Post auf das Schiff gebracht war, wurden die Anker gelichtet und wir dampften Kingston auf der Insel Jamaika entgegen. Ich wurde bald so sekrank, daß ich mich für die kränkste Person auf dem Schiff hielt und mich in die Kajüte zurückzog, wo der mitreisende junge Capitain auch war und öfters hustete. Ich fragte mich ernstlich, wer von uns wohl bald sterben werde, so elend fühlte ich mich. Dies sollte ich bald erfahren, denn Tags darauf wurde die Schiffsglocke zum Begräbnis des Capitains geläutet, als wir am Mittagessen waren. Der in Segeltuch eingewickelte tote Körper wurde auf ein Brett gebunden, welches mit Steinen beschwert war und etwa drei Fuß über die Brüstung hinausreichte. Das Gebet enthielt eine Stelle, welche lautete: „Und sie ließen ihn in die Tiefe“, bei welchen Worten das Brett von mehreren Matrosen auf der inneren Seite gehoben und über die Brüstung hinausgestoßen wurde, so daß der Leichnam ins Wasser plumpste und in der Tiefe des Caraibischen Meeres versank. Der Verstorbene hatte eben nicht, wie ich, an der Seeskrankheit gelitten, sondern starb an der Auszehrung. Am vierten

Tage landeten wir in Kingston, um verschiedene Früchte zu kaufen, hielten uns aber nicht länger auf.

Auf der Weiterreise hatten wir das größte Gaudium an mehreren Papageien, welche alles nachsprachen, was sie hörten und namentlich das Gelächter, das sie bei uns verursachten, jedesmal wieder nachahmten und dadurch immer wieder aufs neue zum Lachen reizten, so daß man schließlich auf dem Verdeck nichts mehr als lachen hörte. Es entstand ein wahrer akuter Lachkrampf, der nicht mehr enden zu wollen schien.

Je weiter wir nordwärts fuhren, desto schöner wurden die leicht sichtbaren Ufer und endlich kam ein Schooner auf uns zu, der nicht weit von uns anhielt und von welchem bald ein Ruderboot abstieg, das drei Insassen an unsere Seite brachte. Unser Schiff hatte bereits angehalten und ein Tau hinunter gelassen, an dem das Boot festhielt. Einer der drei Insassen kletterte dann an der Strickleiter hinauf auf unser Verdeck. Es war der Pilot, der uns in den Hafen von New-York bugsieren mußte.

Da der Gesundheitszustand unserer sämtlichen Passagiere nichts zu wünschen übrig ließ, so wurden wir fast gar nicht aufgehalten und der Dampfer legte bald an einer der Landungsbrücken der Metropole an, mitten in dem ungeheuern Lichtmeer all der unzähligen Beleuchtungskörper des Leuchthauses und des Castle Gardens. Einige Passagiere begaben sich sofort ans Land, um einem im Castle-Garden gegebenen Konzert beizuwohnen; die meisten aber blieben bis am Morgen auf dem Dampfer, denn erst folgenden Tages mußte man ihn verlassen und das Reisegepäck mitnehmen, nachdem es von den Zollbeamten untersucht war. Schon früh wurde es lebendig auf dem Schiff, denn jeder wollte der Erste sein. Eine Anzahl Kutscher stellte sich auf dem Verdeck ein und fingen an, die Passagiere zu beschäftigen, indem sie diese Schritt für Schritt verfolgten, um sie zu den verschiedenen Hotels führen zu dürfen.

Schon früher hatte es gerüchtweise geheißsen, daß die Schiffskassiere von jedem Passagier einen Prozent von dem Gold abverlangen dürften, das der Betreffende über 2000 Dollars mit

sich führe. Das schien uns allen sehr unbillig, da von der Schiffsgesellschaft keinerlei Sicherheit für die Beförderung der Goldwerte garantirt wurde. Die meisten hatten nicht an dieses Gerücht glauben wollen, allein nun sollten sie innewerden, daß doch etwas an der Sache sei. Daß ich dann aber zum einzigen Gerupften wurde, kam daher, daß ich mich erst energisch auflehnte, als die Tage schon bezahlt war. Die meisten Passagiere hatten ihre Gelder so oder anders zu verbergen gesucht, um nicht mehr als 2000 Dollars vorweisen zu müssen. Auch ich that daselbe, indem ich versuchte, einige Goldsäcke theils in die Stiefelrohre, theils in den Hosentaschen und in der dünnen Panama-blouse zu verstecken; allein ich fühlte mich in meinen Bewegungen so sehr beengt und gehemmt, daß mir schon in kurzer Zeit der Schweiß aus allen Poren drang und ich große Mattigkeit empfand. Ich hatte vielleicht 6000 Dollars dieserart versteckt, aber nur so, daß man leicht sehen konnte, daß ich irgend welche schwere Gegenstände auf meinem Körper trug, was mir ein unheimliches Gefühl verursachte, so sehr ich auch innerlich über das Unrecht empört war. Ich legte daher all mein Geld wieder in den Koffer zurück und trug denselben auf das Verdeck, um ihn durch den Zollbeamten untersuchen zu lassen. Dieser fragte jeden, wie viel Gold er habe und die meisten gaben die Summe von 2000 Dollars an, um nichts versteuern zu müssen; aber die Beamten untersuchten den Inhalt ziemlich genau, so daß ich nicht gewagt hätte, bloß diese Summe zu nennen. Die Reihe war nun an mich gekommen und meine Geldsäcke kamen nicht nur den Beamten, sondern auch den aufslauernden spitzbübischen Kassieren und einigen nahestehenden Mitreisenden zu Gesicht. „Wie viel Geld haben Sie bei sich?“ fragte der Zollbeamte. Ich gab zur Antwort, daß ich dies nicht genau wisse, so vielleicht zwischen 8000 und 10000 Dollars. Der Clerk nahm hievon Notiz und ich wußte, daß man mich jetzt um 60 bis 80 Dollars beschwindeln werde. Im Bewußtsein dieses Unrechtes begehrte ich auf und erklärte, höheren Ortes Beschwerde hierüber zu führen, bezahlte aber die 60 Dollars. Der Zollbeamte meinte,

es werde wohl nicht viel sein, was man mir abverlangen werde und ging etwas bei Seite. Als ich ihm aber die Summe, also einen Prozent nannte, so sahen sich die beiden Beamten lächelnd an und gingen miteinander weg, um leise miteinander zu sprechen und kamen dann wieder zu meinem Koffer, wo sie die Gegenstände ein bisschen aufhoben und dann wieder fallen ließen, indem sie sagten, ich könne den Koffer schließen. Der Nächstfolgende wurde jetzt nur oberflächlich untersucht und nicht mehr nach dem Wert des Goldes gefragt, er hatte übrigens nur etwa 2000 Dollars vorgezeigt und dann noch auf einen Blechkessel voll Orangen hingewiesen, unter denen noch eine schöne Summe Gold lag, was die Beamten lächelnd auch zu vermuten schienen. Mein Zimmerkollege, der auch viel Gold bei sich hatte, verfertigte schnell einen Golddrangen, den er um den Leib schnallte, als er von dieser Kontribution hörte, hatte aber zwecklose Arbeit, da niemand mehr belästigt wurde, nachdem ich mit einer Beschwerde gedroht hatte.

Während ich mich noch mit dem Schiffs-Clerk herumzankte und ihm die 60 Dollars ausbezahlte, waren die übrigen Passagiere bereits mit ihrem Gepäck vom Dampfer fort. Mein Kutscher stand in der Nähe des auf die Werfte führenden Steges; ich hatte ihn hinter mir, währenddem ich dem schuftigen Clerk die 60 Dollars auszahlte; aber als ich mich umkehrte, sah ich ihn nicht mehr, auch war zu meinem Schrecken mein Koffer weg. Auf der Werfte neben dem Steg stand ein etwa 16 Jahr altes Mädchen und ich fragte schnell, ob sie nicht jemand mit meinem Koffer habe weggehen sehen. „Dort geht er gerade fort,“ antwortete daselbe, auf den Betreffenden zeigend. Ich kam nun in dem Augenblick zu dem Manne, als er im Begriffe war, den Koffer hinten auf einer Kutsche abzustellen. „Halt,“ rief ich ihm zu, „wer hat Sie geheißsen, meinen Koffer fortzutragen?“ „Ach niemand, ich habe aber erwartet, Sie nach dem Hotel zu fahren und da ich gefunden, daß Sie fertig wären, so habe ich ihn hieher getragen.“ Auf meine weitere Bemerkung hin, daß er wohl ohne mich mit dem Koffer fortgefahren wäre, geberdete

sich der Mann verlegt und that sehr unschuldig. Da ich mir alle Kutscher als Diebe und Schelmen dachte, so suchte ich keinen andern und befahl ihm, daß er mich nach dem Franklin-House fahren solle, wofür er einen Dollar bekomme, den ich gleich bezahlte. Als ein anderer Kutscher, welcher mich ebenfalls hatte fahren wollen, gesehen, daß ich in die Kutsche gestiegen war, kam er neben meinen Kutschenschlag und meinte, es sei nicht recht, daß ich ihn nun nicht genommen habe und ich gab ihm auch einen Dollar, damit er nun getröstet sei und mir keine Vorwürfe machen könne. Nun kam noch das beste, indem der „Kofferndieb“ wie es schien, nicht der Besitzer des Fiakers war, in welchem mein Koffer war, denn er gab einem jüngern nebenanstehenden Burschen die Weisung, wohin er mich führen solle. Ich hatte zwar nicht verstanden, was er zu ihm gesagt hatte, der junge Kerl hieb jetzt mit seiner Peitsche auf die Säule ein und ich hoffte nun bald im Hotel am lebhaften Broadway, wo mehrere Mitreisende bereits abgestiegen sein mußten, anzulangen, was aber keineswegs der Fall war, sondern er führte mich kreuz und quer zu einem hohen Backsteinhaus, wo er mit der Peitsche knallte. Ein Herr kam und ließ mich aussteigen, aber die Sache schien mir nicht sauber und ich fragte: „Ist dies das Franklin-House?“ „Yes, Sir,“ war die Antwort der beiden! „Ist dies denn Broadway?“ „Yes, Sir, that's Broadway!“ „Dies ist weder Franklin-House, noch ist hier Broadway,“ sagte ich, ich verlange nach Franklin-House am Broadway gebracht zu werden und das sogleich. Der betreffende Hotelier oder was er war, wollte mir allerlei vorschwatzen, aber ich verlangte vom Kutscher, daß er mich sofort ins Franklin-House am Broadway führen solle. Der Bursche weigerte sich aber, indem sein Bosß ihm ausdrücklich gesagt habe, er solle mich hieher führen und wenn ich ihm nun etwas anderes befehle, so müsse ich ihm einen Dollar bezahlen. Ich bezeichnete ihm das ganze Gebahren als Spitzbüberei, aber bezahlte ihm den Dollar, unter Androhung der Anzeige an die Polizei, wenn er mich nicht an den gewünschten Ort führe. Der Kerl hieb wieder auf die Pferde los und ich

kam bald nach dem Hotel, in welchem meine Reisegefährten mich längst erwartet hatten. Für eine gleiche Distanz zu fahren habe ich später 50 Cents bezahlt. Da ich wahrscheinlich noch etwas grün und unerfahren ausah und mein schwerer Koffer Aufsehen erregt hatte, so hatte man gehofft, mich auf diese Weise in eine Räuberhöhle zu bringen, wo ich ohne Zweifel für immer verschollen wäre. Meinen Körper hätte man vielleicht ein paar Tage später im Hudson gefunden, während man in Californien wohl gedacht hätte, ich sei als Betrüger durchgebrannt. Um die 60 Dollars wieder zu ersetzen, die ich von den 616 Dollars nehmen mußte, die der Frau Weinmann gehörten, so mußte ich etwas Gold verkaufen, was mir gelang, ohne geprellt zu werden.

Nachdem ich in New-York der Frau Weinmann den Brief von ihrem Mann und die 616 Dollars übergeben hatte, machte ich noch einen Besuch in Philadelphia und trat dann meine Reise nach Europa an.

Anmerkung des Herausgebers. Da die nun folgenden Mitteilungen des Autors über die Reise nach der Schweiz und Rückreise mit der Familie Sutter wenig allgemeines Interesse haben, so lasse ich diese Partie der Erzählung weg und setze diese bei der Ankunft Lienhards mit der Familie Sutter in Californien wieder fort.

XXIII.

Ankunft mit der Familie Sutter in San Francisco. Fahrt nach Sacramento. Veränderte Verhältnisse seit acht Monaten. Sutter kann mich nicht bezahlen.

Am 21. Januar 1850 mit Tagesanbruch befanden wir uns vor der Einfahrt in die große Bay von San Francisco. Unser Schiff „Panama“ hatte fast mitten in derselben, zwischen der Herba buona-Insel und der Stadt, ihre Anker fallen lassen und bald genug war der Dampfer von einer Anzahl Boote umschwärmt, welche die Passagiere gegen sehr gute Bezahlung ans Land rudern sollten. Da es mir gelang, mit einem der ersten Boote das Land zu erreichen, so war es mir möglich, in einem der besten damaligen Hotels Zimmer für uns zu sichern; eines für Frau Sutter und Tochter, eines für Herrn und Frau Kramer und ein drittes für die beiden Söhne Sutters und für mich. Alle waren sehr einfach, denn damals mußte man sich mit Bauten behelfen, welche eher den Namen Bretterbuden, als Hotels verdienen. San Francisco war während meiner Abwesenheit abgebrannt und nun wieder im Aufbau begriffen, aber von Häusern, wie man sie an andern Orten fand, war keine Rede. Obwohl unser Hotel das erste der ganzen Stadt war, das Grahamhouse, welches zufälligerweise sich außerhalb der letzten Brandstätte befand, so war es nur ein Holzhaus. Die Scheidewände in demselben bestanden aus gewöhnlichem farbigem Baumwollstoff, also glichen sie mehr bloßen gut gespannten Vorhängen, als Zwischenwänden. War die Einrichtung indessen noch so einfach, so waren dafür die Preise für diese primitive Bequemlichkeit desto höher; denn wir befanden uns jetzt wieder in Californien und in einem Hotel ersten Ranges. In der Stadt war überall reges Leben

und eifriges Schaffen, weil alles, was der Brand verzehrt hatte, wieder möglichst bald hergestellt werden sollte.

Während ich Logements suchte, war ein strömender Regen gefallen und ich mußte mich überzeugen, daß es für die Frauen eine Unmöglichkeit gewesen wäre, das Hotel zu Fuß zu erreichen, denn die damaligen Straßen waren schlimmer als die Passage über den Isthmus und Urwald von Panama. Ich konnte mit großer Not ein gedecktes Wägelchen bekommen, mit dem ich zum Landungsplatz zurückfuhr. Meine Reisegesellschaft, nämlich nebst Familie Sutter auch noch Verwandte oder intime Bekannte derselben, Herr und Frau Kramer vom Hotel Adler in Arth, hatten den Dampfer bereits verlassen, also mußte nur noch das Gepäck per Boot ans Land geschafft werden, wo es auf die gedeckten Maultierkarren verladen wurde, auf welchen auch die drei Frauen Platz finden mußten, und dann schleppten zwei Maultiere die Familie und das Gepäck des vermeintlich reichsten Menschen auf der ganzen Welt — daher nur Goldsutter genannt — auf einem armseligen Vehikel in das primitive Hotel ersten Ranges von San Francisco, was nur mit großer Mühe möglich war, und wir befanden uns endlich doch so viel als am Ziel unserer Reise. —

Ich erkundigte mich jetzt, ob wohl Capitain Sutter oder sein Sohn August vielleicht zufällig in der Stadt anwesend seien, erfuhr aber, daß ersterer vor etlichen Tagen da gewesen, aber wieder nach Sacramento zurückgekehrt sei. Vielleicht wäre es nun am besten gewesen, wenn wir sofort alle die Reise dorthin angetreten hätten, aber ich besorgte, es würde der Eitelkeit der Familie Abbruch thun, wenn ich Sutter seine Familie nicht in San Francisco empfangen ließe. Dieses Bedenken veranlaßte mich, mit der ersten Gelegenheit allein dorthin zu reisen und es traf sich zu meiner angenehmen Überraschung, daß auch Herr und Frau Foster, die Schwester von dem — uns längst bekannten — Nye und nun auch Verwandte von Cleaveland, den wir als Bewerber um die schöne Mary und vorzüglichlichen Wahrsager bereits kennen, nach Sacramento reisen wollten. Durch diese erfuhr ich

dann das eben Gesagte, daß nämlich Cleaveland nun, in Bewahrung jenes Kartenorakelspruches bei Cordua, glücklicher Gatte der schönen Mary geworden und nicht bloß bereits eine halbe Million Dollars Wert zu Eigentum besitze, sondern auch jetzt noch sehr viel erwerben werde.

Unsere Fahrt nach Sacramento war eine langweilige, denn die „Eldorada“ war gar nicht für die Bequemlichkeit der Passagiere eingerichtet und zudem überfüllt.

Mit Erstaunen nahm ich wahr, wie die Ufer des Sacramentoflusses überflutet waren, so daß man von den vielgenannten Slongs, die ich zwei Jahre früher durchwaten oder auf Baum- und Astbrücken überklettern mußte, gar nichts mehr sehen konnte, indem sie großen Seen glichen. Auch höher gelegene Ufer waren ganz überschwemmt.

Der Dampfer machte zwar einen Spektakel, daß man hätte meinen können, wir befänden uns auf einem großen Mississippi-Dampfer, aber wir kamen nur langsam vorwärts. Es hieß, der Fluß habe die Stadt so überflutet, daß keine Fuhrwerke mehr die Straßen passieren könnten und der Geschäftsverkehr durch Boote und Canoes vermittelt werden müsse.

Der Gedanke, was soll ich nun wieder beginnen, sobald ich die Familie Sutter an Ort und Stelle gebracht, beschäftigte mich fast immer, wenn ich für mich allein war, und ich kam schließlich auf den Gedanken, wo möglich Land von Sutter zu kaufen. Ich hatte noch keine Ahnung davon, daß während meiner Abwesenheit die Preise so ungeheuer gestiegen sein könnten.

Als wir endlich in Sacramento anlangten, waren die Straßen stellenweise wieder vom Wasser frei, aber die Passage mußte durch Bretter ermöglicht werden, oder man war gezwungen durch knietiefen Schlamm zu waten, wobei man nicht selten die Schuhe verlor.

Ich konnte erfahren, daß Capitain Sutter im City Hotel zu treffen sei. Dies war damals das erste Hotel von Sacramento und zwar das nämliche Gebäude, welches Sutter ein paar Jahre vorher acht Meilen weiter oben am American-River als Getreide-

mühle hatte bauen lassen, welches dann aber der Goldentdeckung wegen nie als Mühle benutzt wurde.

In einem der Zimmer fand ich Sutter nebst sechs andern Schweizern an einem Tisch versammelt und zwar zu keinem andern Zweck, als einen Kauf über das von mir zur Erwerbung in Aussicht genommene Land abzuschließen. Unter den Käufern befanden sich zwei meiner früheren Reisegefährten, nämlich Rippstein und Thomann.

Auf meine Frage, ob sie mich nicht als Teilhaber aufnehmen wollten, erhielt ich eine ablehnende Antwort, wodurch meine Pläne durchkreuzt wurden.

An diesem Abend schliefen Sutter und ich im sogenannten Warenhaus, wo wir in Gesellschaft vieler Ratten eine ziemlich schlaflose Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen begaben wir uns rechtzeitig auf die „Eldorada“, die wieder nach San Francisco zurückkehrte. Da August Sutter auf der Headfarm war, so hatte ich ihn nicht gesehen. Ich hätte vielleicht an ihn schreiben sollen, aber ich war damals nicht dazu disponiert.

Flugabwärts machte der Dampfer schon bessere Fortschritte und wir kamen schon nachmittags in San Francisco an, wo wir unverweilt den Weg nach dem Grahamhouse einschlugen. Selbstverständlich zog ich mich zurück, als sich die Familie Sutter gegenseitig begrüßte; aber mit meinen Gedanken war ich doch bei diesem Akt, wozu es an Veranlassung ja nicht fehlte.

Während der folgenden Tage, die wir noch in San Francisco zubrachten, hatte ich Gelegenheit, mir die Veränderungen in der Stadt anzusehen und alte Bekannte aufzusuchen. Den Hannoveraner, den ich im Walde von Sacramento, wo er sich als Deserteur — zum zweitenmal — versteckt hatte, so gastfreundlich aufnahm und zur Weiterreise mit seinem Freund Nixy ihn noch mit Lebensmitteln versah und ihm den Weg zeigte, damit er nicht in die Hände der ihn verfolgenden Häfcher falle, fand ich hier als Eigentümer eines ziemlich guten Hauses und als Schenkwirt. Obschon der sogenannte Drink irgend eines Getränkes damals immer noch einen halben Dollar kostete, so hätte ich doch

ohne irgend welche Bezahlung beliebig bei ihm trinken können. — Einer meiner ersten Besuche galt dem Herrn Hoen, von dem ich nahe der Ecke von Pacific und Dupont einen Teil eines Bauflozes, 30 × 60 Fuß, um 3000 Dollars gekauft hatte, ehe ich nach der Schweiz abreiste. Der Wert für diese Baufloze war natürlich während meiner siebenmonatlichen Abwesenheit sehr im Preise gestiegen, was ich schon unterwegs erfahren hatte. Mr. Hoen machte mir das naive Anerbieten, das Baufloz zu behalten und mir einen großen Zins für das Geld zu bezahlen, also für den bereits bezahlten Kaufpreis. Selbstverständlich wollte ich hievon nichts wissen und Hr. Hoen mußte mir einen Kaufstittel zustellen, was er ohne Widerrede sofort that. Es war natürlich eine Thorheit, daß ich dies nicht schon bei meiner Abreise von San Francisco verlangt hatte, denn die 3000 Dollars wären sicher verloren gewesen, wenn ich in der Zwischenzeit gestorben wäre.

Von Hoen vernahm ich einiges über die Gouverneurwahl. Er erzählte mir, daß Sutter während der Kandidatur viel Geld darauf verwendet habe, um die Wähler für sich zu gewinnen. „Aber,“ meinte er, „wie kann ein vernünftiger Mann sich einbilden, daß rechtliche Männer für einen Mann stimmen würden, der mehr als die halbe Zeit sich in betrunkenem Zustande befindet.“ —

Eines Tages, da Capitain Sutter, Alphonse, sein jüngerer Sohn und ich zwischen den Ruinen der abgebrannten Häuser wandelten, drückte Alphonse den Wunsch aus, daß er später auch gerne Offizier werden möchte. Der alte Haudegen von Grenoble meinte, daß seines Sohnes Wunsch bald in Erfüllung gehen werde, „denn,“ sagte er, „ich werde nächstens zum Gouverneur des Staates Californien ernannt werden, dann sollst du schon ein Offizierspatent erhalten.“ — Zwar glaube ich wirklich, daß Alphonse es später zum Capitain gebracht hat, denn ich las einmal in der New-Yorker Staatszeitung, als ich in Madison, Wisconsin, war, daß der Filibuster-General Walker zwei Offiziere, von denen der eine Alphonse Sutter hieß, von Nicaragua aus als Abgesandte nach San José, Costa Rica, geschickt habe, um mit der Regierung

jenes Staates irgend eine Vereinbarung zu treffen. Welchen Erfolg diese Gesandtschaft hatte, weiß ich nicht.

Bei den riesigen Hotelpreisen von damals hielt man sich nicht gern lange zwecklos auf und obschon es einen kleinen Dampfer gab, der Capitaine Sutter hieß, so zogen wir doch vor, auf einem andern, dem „Senator“, die Fahrt nach Sacramento zu machen. Das Wetter war wundervoll, die Reisegesellschaft sehr unterhaltend, das Schiff prächtig und bequem eingerichtet, und wir landeten am folgenden Morgen früh in Sacramento=City, wo wir aber nicht im Hotel City abstiegen, sondern in einem ganz frisch eröffneten Gasthaus, welches wenig Bequemlichkeit bot. Die Zwischenwände der Schlafzimmer waren nur sehr notdürftig mittelst Baumwollen-Mousseline hergestellt. Wir befanden uns aber ja, wie Sutter zu sagen pflegte, wenn er nicht bezahlen konnte, in einem neuen Lande, wo man nicht alles haben konnte, wie man es wünschte, aber doch unverschämt zu fordern verstand. Am nächsten Tag wollten wir nach Heackfarm, wohin man bei meiner Abreise nach Europa noch per Canoe fahren mußte; wir benutzten hiezu ein kleines flachbodiges Dampfschiff, das nun zwischen Sacramento und Marysville den Verkehr vermittelte. Da das Boot so überfüllt war, daß man das Gepäck nicht mehr mitnehmen konnte, so zog ich vor, in Sacramento zurückzubleiben und dann mit einem andern Boot nach Heackfarm zu fahren.

Das Wasser hatte sich bereits so weit zurückgezogen, daß die Straßen nur noch mit Schlamm bedeckt waren, aber dieser war so tief und konsistent, daß man fast nicht durchkommen konnte. Mein größtes Interesse war die Besichtigung der von Sutter an Zahlungsstatt erhaltenen und vor der Abreise gekauften Bauplätze, auf denen ich zu meiner höchst unangenehmen Überraschung zwei Zelte fand, deren Insassen auf die Lose selbst Anspruch machten, nämlich als Squatters, und beide schwuren, daß sie bessere Rechte auf die Plätze hätten, als ich selbst, da sie behaupteten, Sutter könne keine rechtsgültigen Titel für Land geben, das nicht ihm gehöre. Um nicht selber mit diesen frechen Ansprüchern streiten zu müssen, verkaufte ich diese beiden Bauplätze

unter Wegbedingung der Nachwährschaft und überließ es also den neuen Käufern, unter Nachlaß einer kleinen Summe, den Streit mit den beiden Squatters anzufechten.

Eine meiner Erkundigungen über meine früheren Beziehungen betraf das Befinden meines alten Freundes Huggenberger, den ich vor meiner Abreise so angelegentlich warnte, nicht in die Minen zu gehen. Das Resultat bestätigte meine damalige Besorgnis, denn er sei den Entbehrungen daselbst bald erlegen und seine irdische Hülle liege nicht einmal in einem Grabe, sondern man habe ihn nur mit Steinen zugedeckt, weil der Platz zum Graben eines richtigen Grabes zu schwierig gewesen sei. Wahrscheinlich sei sein etwa 5000 Dollars betragendes Vermögen nicht einmal in den Besitz seiner Erben gekommen. Wer weiß, ob die Flaschen voll Gold, die er einmal ohne Zeugen im Gebüsch verborgen hatte, je gefunden wurden, oder erst in Jahrzehnten oder Jahrhunderten als Schatz ans Tageslicht befördert werden. Mein Freund Thomann erzählte mir sogar nachträglich, daß ein Freund von Huggenberger in Verdacht gekommen sei, er habe das von jenem verborgene Gold sich angeeignet und dieser Freund war es ja gerade, der absolut nicht dabei sein wollte, als Huggenberger das Geld vergrub.

Hier mußte ich auch vernehmen, daß ich den treuesten aller meiner Freunde nicht mehr sehen sollte, nämlich meinen Tiger, den August Sutter zur Pflege nach Heackfarm mitgenommen hatte, als ich abreiste. Man habe ihn in die Minen mitgenommen, wo er umgekommen sei. Ich konnte das treue Tier nur schwer vergessen. Nach ein paar Tagen fand ich Gelegenheit, mein Gepäck auf einem kleinen Flugdampfer nach Heackfarm zu bringen. Bei meiner Fahrt dahin konnte ich erst recht beobachten, wie viel Schaden das Hochwasser angerichtet hatte. Wir waren noch nicht weit gefahren, so zeigten sich zwischen den Gabeln verschiedener Bäume die Kadaver von vielem Vieh und Pferden, die da hängen geblieben waren. Auf einem Hügel lagen über 30 Stück Vieh, das sich wahrscheinlich dorthin geflüchtet und dann auf dieser Insel zu wenig Gras gefunden hatte und deshalb

verhungerte. Je weiter hinauf wir kamen, desto mehr war das Wasser zurückgegangen, aber überall konnte man noch sehen, wie hoch dasselbe gestanden. Endlich war Heackfarm in Sicht und bald legte das Boot am Landungsplatz an. Hier wurde mir eine große Überraschung zu teil, die mich empörte und mir heute noch unerklärlich ist, nämlich der höchst unfreundliche Empfang von Seite des Sohnes Sutter. Vielleicht hatte er erwartet, daß ich ihn zu gleicher Zeit, wie seinen Vater, von der Ankunft der Familie hätte benachrichtigen sollen, was ich unterließ, weil ich voraussetzte, daß dieser ihn gewiß davon in Kenntnis setzen würde. Er grüßte mich nicht einmal, noch reichte er mir zum Empfang die Hand. Ein offener Verweis hätte mir hundert mal weniger weh gethan. Hier wäre ich keine Stunde geblieben, wenn nicht Frau Sutter mich dringend gebeten hätte, mich als zur Familie gehörig zu betrachten, bis meine Pläne mich wegrufen würden.

Am nächsten Morgen erhielt ich von Herrn August Sutter das mir noch zu gut kommende Geld und ich war nun vollständig frei, zu gehen, wohin ich wollte. Die Familie Sutter drang aber in mich, noch einige Zeit zu bleiben, was ich auch that.

Zu Ehren der Fräulein Eliza Sutter wurde vier Meilen oberhalb Heackfarm am linken Ufer des Federflusses, da wo derselbe eine große Biegung macht und früher die Ortschaft der Sifum-Indianer lag, eine Stadt angelegt, welche Eliza-City genannt wurde, aber diese prosperierte nicht, wie wir sehen werden.

Als Anerkennung für die gewissenhafte Lösung der mir übertragene Mission anerbote mir Sutter mehrere Baulose in Sacramento als Geschenk, aber ich glaubte aus Bescheidenheit sie nicht annehmen zu dürfen, weil es mir damals schien, das Geschenk würde ja den Lohn übersteigen. Ich antwortete ihm, daß ich vielleicht später in bescheidenem Maße von seiner Güte Gebrauch machen würde, aber so viel dürfte ich nicht annehmen. Als Sutter dann später gegen Männer, die gar keine Verdienste um ihn oder seine Familie hatten, so freigebig im Verschenken von

Baupläzen war, so erinnerte ich ihn dann doch an sein Auerbieten und ich konnte an der Verlosung teilnehmen und erhielt einen Anteil. Ein mir gehörendes unvollendetes Holzhaus ließ ich auf einem flachbodigen Dampfboot nach Eliza-City bringen, wo ich es aufstellen ließ, zwar vorläufig noch ohne Zwischenwände; dieses Haus nannte ich Eliza-Hotel. Ich unterließ nun nicht, mir auch sofort einen Titel ausstellen zu lassen

Eliza war also auf dem Papier bereits eine Stadt. Ein Schweizer Lithograph, Herr Fährndrich von Laufenburg, Kanton Aargau, hatte bald eine schöne Karte über die herrliche Stadt Eliza-City angefertigt. Ich entdeckte indessen bald, aber bereits zu spät, daß verschiedene Hindernisse das schnelle Aufblühen zu einer großen Stadt vereiteln würden. Als das größte derselben betrachtete ich die Thatsache, daß die vermöglichsten Gründer (Shareholders) bereits ziemlich viel Stadtlose in dem nur etwa zwei Meilen entfernten Marysville besaßen. Es war nun leicht begreiflich, daß nicht zwei so nahe bei einander gelegene Städte zu gleicher Zeit emporkommen konnten und Marysville hatte schon einen bedeutenden Vorsprung, da dort bereits eine Dampfbootstation war und die Lose, wie gesagt, in reichen Händen lagen. Die Lage von Eliza-City hielt ich für günstiger, als die von Marysville. Die Spekulanten, welche viele Stadtlose in Marysville hatten, konnten nun nichts Besseres und Klügeres thun, als möglichst viele Shares in Eliza-City zu kaufen und so lange in fester Hand zu behalten, ohne zu bauen, bis sie in Marysville ihr mehrfach größeres Benefice erzielt hatten. Lieber in Eliza-City 1000 Dollars verlieren und dann dafür in Marysville das Zehnfache verdienen, dachten sie mit Recht. Zum Schein machten diese Gründerschwindler doch oft Besuche in Eliza-City und suchten ihrer dortigen Lose unter Vorgabe guter Aussichten für die Zukunft los zu werden. Um Leute herbeizulocken, machte die kleine Bevölkerung ein paar neuerbauter Häuschen wegen einen möglichst großen Lärm durch Klopfen, Hämmern, Rufen und Lamentieren, aber auch dies machte wenig Eindruck. Auf einmal vernahm ich das Gerücht, daß eine Share Hausplätze in Eliza-

City schon 3000 Dollars gelte und die Preise sehr im Steigen seien. Mit dem Hintergedanken, daß ich so wie so Californien bald für immer verlassen werde, stimmte ich in den Jubel dieser Neuigkeit, an die ich nicht glaubte, ein und erklärte einem gewissen Capitain Galston, einem alten, geliebten Spekulanten, daß ich ihm jetzt Gelegenheit geben wolle, viel Geld zu verdienen, indem ich ihm meine Shares und das Hotel Eliza=City und die Lose in San Francisco zusammen für 15,000 Dollars verkaufe, weil ich von Californien fort wolle. Galston that, als ob er das sehr billig finde, aber augenblicklich zu wenig Geld zur Disposition habe, mir aber bald einen andern Käufer zuwenden wolle, was dann auch wirklich der Fall war, denn schon Tags darauf kam August Sutter im Galopp dahergesprengt und stieg in meinem Hotel ohne Scheidewände, wie es schien, etwas angeheitert, ab. Selbstverständlich kamen wir bald auf die Baupläge zc. zu sprechen und er schien auch von dem raschen Steigen der Baulose in Eliza=City gehört zu haben und sich darüber zu freuen, denn er war ja auch Shareholder geworden.

Ich sagte unter anderm: „Gestern ist der alte Spekulant Galston hier gewesen und ich habe ihm mein ganzes Grundeigentum hier und in San Francisco für 15,000 Dollars angetragen, denn ich will aus diesem Lande fort. Ist das nicht billig?“

Sutter erwiderte, daß er diesen Preis auch bezahle, wenn die Bezahlung nicht auf einmal zu leisten sei und die Termine ihm paßten.

Auf meine Frage, wie er die Bezahlung am liebsten ordnen würde, schlug er mir vor, an bar 1000 Dollars zu bezahlen und mir das übrige mit 5000 Dollars in einer Note per $1\frac{1}{2}$ Monate, 5000 dito in $2\frac{1}{2}$ Monaten und den Rest von 4000 Dollars in $3\frac{1}{2}$ Monaten zu entrichten.

Ich erklärte mich einverstanden und Sutter wollte nur noch die Baupläge ansehen, während ich allein im Hotel blieb. — Überrascht sah ich einen mir bekannt scheinenden, gutgekleideten Herrn auf das Haus zuschreiten. Es war der Kellner vom Dampfer „Panama“, Mr. Weinmann, an dessen Frau in New=

Nork ich bei meiner Heimreise 610 Dollars mitnahm und abgab. In unserm Gespräch kamen wir selbstverständlich auf alles mögliche und so sagte ich ihm, daß ich vor ein paar Minuten mein gesamtes Grundeigentum, also das Hotel in Eliza=City nebst 24 Baulosen daselbst und einem Bauplatz in San Francisco für 15,000 Dollars an den jungen Sutter verkauft habe.

Es fehlte wenig, so hätte mich Hr. Weinmann einen Narren geheißt. Er behauptete, daß diese Objekte 20,000 Dollars wert seien, um welchen Preis er sie genommen und in 20 Tagen ausbezahlt hätte.

Diese Erklärung schien für mich recht kränkend, aber obschon mit Sutter noch nichts Schriftliches gemacht war, so wollte ich selbstverständlich doch mein Wort halten.

Sutter kam bald zurück und schien sehr zufrieden, besonders als dann noch Hr. Weinmann ihm den Vorschlag machte, daß er ihm sofort einen schönen Profit offeriere, wovon Sutter anfänglich nichts hören wollte. Als Mr. Weinmann mit dem Angebot von 20,000 Dollars ausrückte, so fragte Sutter ihn, ob es ihm eigentlich ernst sei mit diesem Angebot.

Weinmann hielt ihm die Hand entgegen mit den Worten: „Hier ist meine Hand, Herr Sutter, wollen Sie nicht einschlagen?“

Sutter schaute fest in das Antlitz des neuen Käufers, schlug dann kräftig ein und sagte: „Es soll ein Handel sein! Wie haben wir es mit dem Bezahlen?“

Weinmann antwortete, daß er am nächsten Morgen mit uns nach Sacramento reisen und dann nach San Francisco gehen wolle, um den Bauplatz anzusehen und sogleich mit 10.000 Doll. Anzahlung zurückkehren werde. Die zweite Hälfte werde er in 20 Tagen bezahlen.

Ich fragte nun Herrn Sutter, ob er unter diesen Umständen mir mit der Bezahlung der Kaufsumme nicht prompter entgegenkommen könnte, wovon er aber nichts wissen wollte. Dagegen legte er sein Zartgefühl dadurch an den Tag, daß er mir wiederholt von dem so schnell und leicht gemachten Profit vorschwahte und damit vielleicht auch sein Spekulations=Genie beurfunden wollte. Er mutete

mir dann sogar zu, daß ich den Kaufbrief für alles Eigentum direkt auf Weinmann ausfertigen lassen sollte, was ich aber nicht einging, da ja Sutter mein Käufer war und nicht Weinmann; denn ob dieser etwas besaß, wußte ich ja nicht und die Zahlungsweise war zudem eine ganz andere.

Ich erhielt also von Sutter die 1000 Dollars bar und die ferneren Zahlungen glaubte ich ebenso pünktlich in Empfang nehmen zu können, so daß ich glücklich nach Eliza=City zurückkehrte. — Von Weinmann vernahm ich nachträglich nur so viel, daß aus dem Handel mit Sutter nichts geworden sei.

Anstatt hier wieder ein so teures Kostgeld zu bezahlen, richtete ich mein Junggesellenleben wieder ein. Ein Zelt hatte ich schon längst wieder gekauft und ich schaffte mir nun einen ordentlichen Vorrat von Lebensmitteln an, Sardinen, Einlagen für Suppen, Würstchen, Erbsen, chinesische Lebkuchen, Chokolade, eingemachte Früchte und frische Südfrüchte, Zucker und eine ganze Kiste chinesischen Thee. Kochgeschirre hatte ich auch und so schwelgte ich schon in der tröstlichen Hoffnung, dieses Land des Glücks und der Mordthaten und des Sammelplatzes aller Laster in drei Monaten verlassen zu können.

Nachdem ich, durch die Verhältnisse gezwungen, so viel von meiner Person erzählen mußte, so mag es am Platze sein, auch noch einiges zur Illustration des Geschäftslebens beizufügen, da ich den Schauplatz nicht verlassen konnte, ehe Sutter mir mein Guthaben ausbezahlt, also noch Zeit hatte, meine Beobachtungen zu machen.

XXVI.

fideles Leben in Eliza-City. — Entführung eines Mädchens.

Ein schon erwähnter Dr. Botes war auch Eigentümer einer Share, also eines Landkomplexes in Eliza-City, der für 24 Bauplätze berechnet war. Er hatte ganz in der Nähe meines nunmehr verkauften Hauses oder Hotels ein großes altes Zelt aufgerichtet, worin es sich ganz gut hätte wohnen lassen, wenn das Wetter schön und trocken war, oder wenn daselbe auf einer etwas erhöhten Stelle gestanden hätte, was eben leider nicht der Fall war. Da Dr. Botes nicht immer selber in Eliza-City anwesend sein konnte, so blieb doch ein jüngerer Bruder von ihm da, um des Doktors Interesse allfällig zu wahren.

Eines Tages sagte mir der Clerk (Kassier) des kleinen Dampfbootes „Linde“, welches den Verkehr auf dem Sacramento vermittelte: „Haben Sie die jungen Leute, welche als Passagiere mit diesem Boot gekommen und ans Land gegangen sind, nicht beobachtet? Passen Sie auf, der jüngste der Knaben, oder wenigstens als solcher gekleidet, ist ein Mädchen, welches im Anzug ihrer Mutter, einer verhältnismäßig jungen, respektablen Dame, in San Francisco von den sie begleitenden jungen Männern, meistens Spielern und Taugenichtsen, entführt worden ist. Sie sind irgendwo am Ufer spazieren gegangen und müssen, wenn sie mit nach Marysville wollen, bald wieder zurückkehren.“

Der Clerk beschrieb mir die Kleider des Mädchens und ihr Aussehen, aber während er dies that, war die Gesellschaft bis in die Nähe des Bootes gekommen und zwar begleitet vom Bruder des Dr. Botes, und da sie alle einander kannten, beschlossen sie, bei ihrem Freund und Bekannten einstweilen abzustiegen.

Botes bot seinen Freunden freie Aufnahme in seinem großen Zelte an und dadurch erhielten wir dann bald genug Gelegenheit, die verschiedenen Persönlichkeiten etwas näher kennen zu lernen.

Das als Knabe verkleidete Mädchen war, wie sie selbst sagte, erst 14 Jahre alt und das einzige Kind einer schönen, noch jungen und wohlhabenden Witwe, welche nur kurze Zeit vorher von Boston nach San Francisco gekommen war. Sie hieß Willock und die Tochter Dilia Willock. Kurz vor ihrer Abreise von Boston soll die schöne Dilia noch eine Töchtertschule besucht haben. Ihre Entführer, bezw. Verführer hatten sich mit der nur zu willigen Dilia bereits heimlich verständigt, wie und wann die Wegnahme erfolgen sollte. Man habe die Abfahrt des Dampfers „Senator“ abgewartet und kurze Zeit darauf sei bei dem Hause der Mrs. Willock ein junger Mann erschienen, welcher der Dame gesagt habe, er sei von gut befreundeten Personen hergeschickt worden, sie zu ersuchen, augenblicklich dorthin zu kommen, da einer ihrer Freunde plötzlich erkrankt sei und daher dringend bitte, daß sie schnell hinkommen möchte, weil er ihr noch etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Frau Willock habe zuerst Mißtrauen gehabt, aber dann doch gedacht, es könnte etwas Wahres an der Sache sein und sei schnell hingegangen; das Haus habe sie von außen geschlossen, weil sie stets besorgt gewesen sei, man stelle dem schönen Mädchen nach. Sie habe dann sofort entdeckt, daß man sie nur vom Hause weggelockt habe, um irgend etwas Verdächtiges auszuführen und sei wieder zu ihrer Wohnung zurückgeeilt. Hier habe sie das Mädchen nicht mehr getroffen und wahrgenommen, daß das ungeratene Töchterchen entronnen sei Ohne sich lange zu befinden, sei sie nach dem Landungsplatz geeilt und eben daselbst angekommen, als der Dampfer die Brücke verlassen hatte. Trotz all ihrem Rufen habe das Schiff aber nicht mehr gelandet, obgleich sie das in Herrenkleider gesteckte Kind noch gesehen habe. Während die Frau den angeblich erkrankten Herrn besuchen wollte, hatten die Entführer die kurze Zeit ihrer Abwesenheit benutzt, um dem Mädchen die Kleider zuzustellen und

mit ihm auf das Dampfboot „Senator“ zu eilen. Man kann sich denken, was die Mutter empfunden haben mag. Sie that nun sofort die ihr nötig scheinenden Schritte, während welcher Zeit die Entführer mit ihrem leichtsinnigen Opfer sich in Eliza-City aufhielten. Ihr alter Bekannter Henry Botes, wie es schien, ein Mitverschworener oder Helfershelfer, nahm Alle in sein geräumiges Zelt auf.

Nun wurde es in unserer Nachbarschaft lebendig und fidel, denn die Entführer waren ohne Ausnahme schöne, joviale Bursche, welche, dem Aussehen nach zu urtheilen, aus besseren Kreisen zu stammen und die ganze Geschichte mehr als einen Akt der Romantik als für eine schlechte That anzusehen schienen und dem Leben die möglichst leichteste Seite abgewinnen wollten. Einer derselben spielte die Violine ganz leidlich gut und kannte alle damals beliebten Melodien und Tänze. Man hörte fortwährend nur Fröhlichkeit und Jubel, was sich im Singen, Musizieren, Spielen und Lachen kundgab. Die fidele Bande erhielt bald eine San Francisco-Zeitung, worin die Entführung geschildert und die Tochter zur Rückkehr aufgefordert wurde, aber man nahm wenig Notiz von dieser Aufforderung. Die Mutter hatte, wie es schien, den Aufenthaltsort der Entronnenen bald erfahren und einen Vertrauensmann gebeten, ihr das Kind wieder zuzuführen, allein das selbständige Töchterchen erklärte rundweg, daß es nicht mehr zu der lieben Mama zurückkehren werde. Der alte, respectable Capitain Galston hatte von der Geschichte erfahren und kam expreß nach Eliza-City, um das leichtsinnige junge Mädchen zu warnen, jedoch mit dem nämlichen Resultat. Der alte Herr kam zu mir und bat mich, ihn in die Nachbarschaft zu begleiten, was ich auch that, und wir machten das Mädchen auf das Unschickliche ihres Anzuges und auf die Folgen ihrer Handlungsweise aufmerksam, wenn sie nicht sofort wieder zu ihrer Mutter zurückkehre; allein unsere ernstesten und wohlgemeinten Ermahnungen schienen gar keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben und sie schien jedes kindlichen, zärtlichen Gefühls gegen ihre Mutter bar zu sein. Sie war für die Mutter und die anständige Gesellschaft bereits unrettbar verloren.

So lange wir sonniges Wetter hatten, konnte die lustige Gesellschaft es in dem Zelte schon aushalten; als es aber einmal während der ganzen Nacht regnete und die Sippchaft samt und sonders im Wasser lag, da war der Jubel weniger lebhaft und ich ahnte, daß ich vielleicht bald im Eliza-Hotel Gäste erhalten könnte, die mir nicht die allerliebsten sein würden. Schon am Vormittag kam der schöne Knabe, wie wir Miß Dilia oft nannten, um sich zu erkundigen, ob in meinem — verkauften — Hause ein vor Regen und Wind sicheres Unterkommen zu haben wäre und dann kam der Hauptmann der Gesellschaft selbst mit der direkten Anfrage, ob ich sie gegen Bezahlung in eines der beiden großen Zimmer einziehen lassen würde. Ich erlaubte natürlich, daß sie das obere Zimmer so lange bewohnen dürfen, als der Regen anhalte, wofür ich keine Bezahlung beanspruche. Dadurch wurde das Eliza-Hotel doch etwas belebter, denn nun fehlte es nicht an Musik, Gesang, Tanz und andern Fröhlichkeiten. Diese unbestreitbar zweideutige Gesellschaft trieb es dann so weit, daß sie einen Ball veranstaltete, zu dem sie die Notablen von Eliza-City, den Friedensrichter, den Ingenieur, meine zwei bekannten Landsleute Fähndrich, den Lithographen und Papierstädtegründer, und Herrn Faller von Rorschach einluden. Als Hausbesitzer durfte auch ich natürlich nicht fehlen. Da keine Mädchen aufzutreiben waren, so legte der schöne Knabe seine Herrenkleider „in den Schrein“ und erschien als alleinige Balldame in einem feinen, eleganten Mädchenkleid. Sie erwies mir die Ehre, mich zur Eröffnung des Balles als ihren Kavalier einzuladen, allein ich lehnte unter dem Vorgeben, daß es mir sehr leicht schwindlig werde und ich ohnehin kein guter Tänzer sei, die zweifelhafte Ehre ab. Mein Nachfolger war der Herr Friedensrichter, der wohl am liebsten den ganzen Abend allein mit ihr getanzt hätte, wenn die Herren Beschützer nichts dagegen gehabt hätten. Ich muß übrigens gestehen, daß die Musik gar nicht schlecht war, da Herr Fähndrich die Violine mit der Flöte begleitete. Das Benehmen der ganzen Gesellschaft war übrigens, gegen mein Erwarten, ein ganz anständiges, weder rohes, noch sonst ausgelassenes. Ob die Nüchtern-

heit bloß daher rührte, weil in Eliza-City nicht leicht starke Getränke, am wenigsten in meinem sogenannten Hotel, zu bekommen waren, lasse ich dahingestellt, denn bei Anlaß eines Ausfluges nach Marysville, an welchem auch der Friedensrichter und der Doktor Botes teilnahmen, kamen alle samt und sonders, auch der schöne Knabe, recht angeheitert heim. Es wurden übrigens bald nach diesem Abend Anstalten getroffen, nach Marysville hinüber zu siedeln, wo mehr Gelegenheit zu den Lieblingsbeschäftigungen war. Vorher vollzog aber der Friedensrichter noch die Civiltrauung des Anführers, Herrn Bob, mit Miß Willock, damit die Frau Mama kein Recht mehr auf ihr Kind habe. Es wäre zwar eine Heirat mit einem 14 Jahre alten Mädchen, ohne Einwilligung der Eltern, gesetzlich ungültig gewesen, aber der Friedensrichter setzte sich, wie jeder klar Sehende beobachten konnte, aus egoistischen Gründen und Hoffnungen über diese Gesetzesverletzung hinweg. Ich bedaure, nicht mehr vernommen zu haben, wie diese, milde gesagt, romantische Geschichte ihr Ende nahm.

Da ich keine eigentliche Beschäftigung mehr hatte, sondern mehr aufs Faulenzen angewiesen war, bis ich mein Geld von August Sutter bekommen würde, so blieb ich bald da, bald dort, machte auch einigemal längere Jagdzüge zu Pferd. Am meisten hielt ich mich in Heackfarm auf, wenn ich mich nicht in Eliza-City befand.

Ich mußte mich unwillkürlich viel mit der Zukunft der Familie Sutter beschäftigen, wenn ich so an alles dachte, was ich in jeder Richtung während meines Verkehrs mit Sutter in Californien und auf der Reise mit der Familie Sutter wahrzunehmen Gelegenheit hatte und, ohne es zu wollen, immer die Thatfache in Anschlag bringen mußte, daß der californische Fürst in der höchsten Glanzperiode nie daran dachte, seine alten Gläubiger in der Heimat zu befriedigen, worüber ich während meines Aufenthaltes in der Schweiz sehr harte Urteile zu hören und mich quasi für ihn zu schämen hatte.

Als wir einmal eine mehrtägige Jagdpartie gemacht hatten und nach Heackfarm heimkamen, war ein Landsmann, namens

David Engler von St. Gallen, da, der dem Schweizer Offiziersstand angehörte und dies auch durch seine Militärmütze bekundete, die er stets trug. Sutter hatte ihn angestellt, damit er dem Sohn Alphonse Unterricht im Piano erteile. Das Piano stand schon vor der Ankunft der Familie da, aber den Lehrer sah ich an diesem Tag zum erstenmal. Dieses Instrument war wohl das erste, welches sich nach dem Sacramentothal verirrt hatte. Alphonse schien weder besondere Lust, noch besondere Anlagen zum Klavierspielen zu haben, aber er nahm doch regelmäßig seine Stunden. Bald warf Engler ein Auge auf Fräulein Eliza, die 23 Jahre zählte, oder sie auf ihn und es kam zu einem Liebesverhältnis.

Da der ehrgeizige Papa längst der Ansicht war, daß in Philadelphia hunderte die Hände nach seiner Tochter ausstrecken würden, so war ihm dieses Liebesverhältnis ein Gräuel und er erhob energisch Protest gegen eine Verbindung, die er so sehr unter seiner Würde fand.

Herr Engler schmiedete Pläne zur Entführung seiner Geliebten, welche letztere mich mit ihrem Geheimnis betraute und um meine Ansicht bat. Ich riet entschieden von einem solchen Schritt ab, da Fräulein Eliza ihr Geld dem Bruder August geliehen hatte und weder Fräulein Eliza, noch ihr Geliebter nach meiner Ansicht zu denen gehörten, auf die das Wort gepaßt hätte: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“

Ich hatte auch schon auf der Reise nach Amerika mit der Familie Sutter Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Fräulein Eliza niemals aus Liebesgram sterben würde. Es genügte daher, den Herrn Engler abzuklopfen und zu entfernen, und ein junger Maler, den Sutter angestellt hatte, um die ganze Familie zu porträtieren, soll es dann verstanden haben, das Liebesfeuer der Fräulein Eliza vollständig zu dämpfen. Wie ich später hörte, soll sich bald ein ähnliches Verhältnis zwischen Eliza und dem Maler gebildet haben, und zu guter Letzt sei dann Fräulein Eliza doch die Frau Englers geworden. Böse Zungen wollten über diese Metamorphosen mehr wissen, als was ich hier sage.

Über Alphonse weiß ich aus eigener Erfahrung in Californien sehr wenig, als daß er gerne und gut ritt.

Emil, der jüngste Sohn, schien nicht der Bevorzugteste der Familie zu sein und sein schlechtes Gehör, das ihn mürrisch und unzufrieden machte, ließ ihn noch ungünstiger erscheinen, als er war. Leider hatte er auch die Gewohnheit, zu lügen.

Als Gegensatz zu den nicht glänzenden pekuniären Verhältnissen der Familie Sutter hätte ich lieber ein recht günstiges Bild über die persönlichen Verhältnisse derselben entworfen, aber leider würde ein solches nicht der Wahrheit entsprechen.

Während meines Aufenthaltes in Heackfarm erhielt ich einen schmeichelhaften Besuch von dem Bruder des Indianerhäuptlings Bummel, dem früher oft erwähnten Seye oder Syey, der nur mit einem alten, beschmutzten Hemd bekleidet war. Dies war zwar gegen seinem früheren Anzug noch sehr viel, denn ehemals erschien er gewöhnlich so, wie Gott die Menschen erschaffen hat. Als er eintrat, lächelte und nickte er mir freundlich zu und sagte — auf indianisch natürlich — so gut ich ihn verstehen konnte, ungefähr folgendes:

„Da bist du also wieder, du Freund; ich hatte auf einmal nichts mehr von dir gesehen und gehört und wußte nicht, was aus dir geworden war. Endlich hörte ich, daß du eine große Reise nach einem sehr weiten Land gemacht habest, um dem Häuptling (Tschakä) seine Frau und Kinder zu holen, und kürzlich vernahm ich, daß du mit denselben gekommen seiest, und noch später, daß du hier ein großes Haus gebaut habest. So habe ich gedacht, ich wolle doch einmal kommen, um zu sehen, ob das alles wahr sei; ich sehe, es ist ja so und hier bin ich und nun wünsche ich, daß du mir etwas zu essen gibst und für meine Frau möchte ich ein Hemd haben.“

Als ich diesen Vortrag meinen anwesenden Freunden übersetzte, brachen diese in lautes Gelächter aus und auch mein Indianerfreund lachte eben so laut mit. Als ich ihm dann eines meiner neuen, schön bedruckten Hemden brachte, befahl er dasselbe

auf allen Seiten mit bedenklich ernsthaftem Gesicht und sagte: „Es ist sehr klein, es reicht nicht weit genug hinab.“

Ich hatte einen runden holländischen Käse, von dem ich bereits einen Teil gegessen hatte und der ganz gut schmeckte. Der Indianer führte ihn an seine Nase und legte ihn dann weit bei Seite, da ihm der Geruch ekelhaft vorkam. „Den mag ich nicht, er stinkt, was ist es denn eigentlich?“

„Dieser ist aus Milch von Kühen gemacht und wir weißen Leute essen sehr viel davon.“

Das war meinem Freund schon genug, denn vor der Kuhmilch hatten die Indianer großen Ekel und obschon ich mir ein Stück abschnitt und selbst aß, war er nicht zu bereden, meinem Beispiel zu folgen. Auch Zwieback, den ich ihm anbot, liebte er nicht besonders, sondern hätte lieber Fleisch gehabt, was ich nicht zur Hand hatte.

Als er nichts für ihn Passendes mehr fand, ging er seiner Heimat Minal zu. Dies war der letzte Besuch von einem Naturmenschen, mit welchen ich so viel verkehrt hatte und bei tausend Exemplaren bei richtiger Behandlung weniger Böses fand, als bei nur hundert Weissen.

Was beim Essen die Idee und die Gewohnheit nicht ausmacht! Dem Indianer sind Raupen von Eichblättern und geröstete Heuschrecken ein Leckerbissen, und wir verspüren schon Brechreiz, wenn wir nur an so etwas denken, und mit der Milch ist gerade das Umgekehrte der Fall. Gibt es in dieser Richtung wohl auch einen richtigen Mittelweg?

Wenn man je veranlaßt wird über die Wandelbarkeit der menschlichen Verhältnisse und Zustände nachzudenken, so war das zu jener Zeit in Californien der Fall. Ich verließ acht Monate vor dieser Zeit hier Arme, welche ich bei meiner Rückkehr reich, sogar enorm reich fand, und Reiche, welche in dieser kurzen Spanne Zeit arm wurden. Der alte Johnson den wir von der unflugen Heirat mit der schönen Mary her kennen, besaß bei meiner Abreise von Californien so viel Grundeigentum, daß er jetzt sehr reich hätte sein können, aber er lebte wieder in ganz

ärmlichen Verhältnissen mit seinen beiden Indianerfrauen auf seiner Farm am Bear-Creek. Smiths, der frühere Partner von Mr. Nye mit dem halben Anteil an drei Leguas Land, 500 bis 600 Stück Vieh und 150—200 Pferden, war jetzt noch Eigentümer eines alten Wagens und eines Joches Ochsen, mit welchen er, um sein Leben zu fristen, nach den Minen fuhrwerkte. Perry Mc Kune, der früher am Cosumna allein 2—3 Leguas Land und mehrere hundert Stück Vieh und Pferde sein eigen nannte, war so heruntergekommen, daß er sich auf Headfarm uneingeladen an die Tafel setzte, um seinen Hunger zu stillen. Der uns bekannte Mr. Cordua war der frühere Eigentümer von dem Land, auf welchem jetzt Marysville steht, besaß drei Leguas des besten Landes am Nuba und Federflusse, nebst 2000 Stück Rindvieh und 800 Pferden; derselbe, der so spottbillig die Hälfte an seine Schwäger Nye und Foster verkaufte, besuchte mich einmal in Elizaville. Sein vernachlässigtes Äußere ließ mich vermuten, daß er sich dem Trunke ergeben habe und sehr heruntergekommen sei. Seine Kleider hingen beschmutzt und nachlässig am schwammigen Körper, seine Strümpfe waren auf die Schuhe herabgesunken, seine Haare schienen seit langer Zeit der Bekanntschaft mit einem Kamm zu entbehren, sein Gesicht war in jeder Richtung reparaturbedürftig und litt längst an Wassermangel und Trockenheit. Der gute Alte dauerte mich aufrichtig, als er in solch wahrlostem Zustande vor mir stand. Man versicherte mir aber, daß er immerhin noch einiges Vermögen besitze; also war es nicht so schlimm, wie es schien, aber doch schlimm genug.

Der superfluge, aufgeblasene Deutsche, Charles Röder, den wir auch bereits kennen, war mit aller seiner Weisheit nichts als ein Windbeutel geworden. Mit dem glücklichen Cleaveland, den wir bereits als Wahrsager und Ehemann der schönen Mary kennen, kam ich leider wenig zusammen. Ich traf ihn nur schnell einmal in Sacramento, so daß wir nur Zeit hatten, uns zu grüßen. Nachher gab es aber doch Gelegenheit, daß wir unsere Gedanken austauschen konnten. Ich hatte mir ihn als den glücklichen Besitzer einer der schönsten Frauen Californiens und eines

Vermögens von wenigstens einer halben Million Dollars, natürlich sehr vergnügt, vorgestellt, mit guter Gesichtsfarbe und fein gekleidet, und war nicht wenig erstaunt, das Gehoffte nicht zu finden. Sein Gesicht war blaß und schon etwas runzelig und seine Kleider kaum so gut, als sie früher waren. Wir freuten uns gegenseitig, einander wieder zu sehen und ich sagte ihm, daß ich bereits von seiner Schwägerin Foster erfahren habe, ihre schöne Schwester sei nun wirklich seine Frau geworden und er besitze bereits eine halbe Million Dollars an Eigentum, was von ihm bestätigt wurde.

„Und dennoch siehst du gar nicht aus, als ob du glücklich wärest, wie kommt das? Erinnerst du dich nicht, wie du, Huggenberger und ich vor etwa zwei Jahren dort an der Einmündung des American=flusses in den Sacramento spazieren gingen und du sagtest, daß du in Californien bleiben werdest, bis du 10,000 Dollars erworben habest, dann nach Bordeaux zurückkehren und ein schönes Mädchen heiraten werdest, um der Glücklichsste aller Glücklichen zu werden? Nun, jetzt hast du dir ja ein schönes Mädchen zur Frau genommen und anstatt 10,000 Dollars hast du eine halbe Million und doch siehst du angegriffen und mißmutig aus. Woher kommt das und warum verläßt du dieses Land nicht und gehst nach deinem schönen Vaterland?“

„Jetzt dieses Land verlassen? Jetzt, wo ich erst recht Geld erwerbe, wo denkst du hin?“

„Ich dachte, wenn du damals glaubtest, mit 10,000 Dollars ganz glücklich und zufrieden mit einer Frau in deinem Vaterland leben zu können, du mit einer halben Million gewiß noch viel zufriedener sein könntest und ich kann daher nicht begreifen, daß du noch länger in einem Lande bleibst, wo du dein Glück nicht genießen kannst, denn etwas scheint dich hier zu quälen, sonst würdest du zufriedener aussehen.“

„Ich will dir sagen, was mich quält. Ich besitze viel Eigentum und zwei kleine Dampfboote, wie du vielleicht schon wissen wirst; nun kann ich nicht überall alles beaufsichtigen, muß also andere Leute dazu anstellen, und da ich mich überzeugt habe, daß

fast jeder nur darauf bedacht ist, sich auf meine Unkosten zu bereichern und mich allerwärts zu bestehlen und zu beschwindeln, so ärgert mich dies so, daß ich beinahe krank werde. Dies ist die Ursache, daß ich nicht so gut aussehe, wie ich eigentlich sollte.“

Nachdem wir unser philosophisches Zwiegespräch noch einige Zeit fortgesetzt hatten, ohne daß einer den andern zu belehren imstande war, so trennten wir uns unter gegenseitigen herzlichen Glückwünschen.

Seit jener Zeit habe ich allerdings mitunter gedacht, ich sei zu genügsam in meinen Wünschen und also auch in meinen Bestrebungen gewesen. Damals hatte ich die Idee, 20 — 23,000 Dollars seien ein schönes Vermögen, mit dem man bei redlichem Streben glücklich sein könnte; nachher aber sah ich ein, daß das Wort „Lebensbedürfnisse“ ein sehr relativer Begriff ist.

Anlässlich dieser Zufriedenheitsbetrachtungen muß ich noch etwas einschalten, was des tragischen Ausgangs wegen von Interesse ist.

Ein gewisser Baumeister Bader aus Baselland wollte mich dazu bestimmen, dem Capitain Sutter ein großes Stück Land abzukaufen, wovon er dann einen Teil für sich nehmen wollte, damit wir Nachbarn würden. Er sei im Begriff, seine Frau kommen zu lassen und dann wolle er ein Haus bauen und ähnliches mehr. Ich warnte ihn davor, seine Frau nur so aufs Ungewisse hin kommen zu lassen, denn er wisse noch nicht, was hier in Californien alles möglich sei, wenn man zu viel traue. Jede weiße Frau bedürfe hier eines besonderen Schutzes. Herr Bader meinte, ich sei zu ängstlich, denn so gar schlimm sei es denn doch nicht und er ließ seine Frau kommen, ehe ich wieder in Californien war. Sie wohnten am Federflusse unterhalb Heackfarm. — Als ich in Kilchberg am Zürichsee wohnte, las ich in einer californischen Zeitung ungefähr folgendes: „Auf der Farm wohnte ein Schweizer, namens Bader, mit seiner Frau in der Nähe einer sogenannten Slonghs, wo Frau Bader die Kleider zu waschen pflegte und wo einige Eichen schönen Schatten verbreiteten. Eines Abends kam ein Mann des Weges daher und bat, man möchte

ihm für die Nacht Herberge geben. Obschon der Mann ganz fremd war, gewährte man seine Bitte und gab ihm Abendessen, Bett und Frühstück. Am andern Morgen hatte Bader Geschäfte in Heackfarm und, von dem Fremden nichts Böses fürchtend, sattelte er eines seiner im nahen Coral befindlichen Pferde und wollte nach der Farm reiten. Der Fremde, der vorgab, ein Schwede zu sein und sich Jackson nannte, hatte das Satteln und die Vorbereitungen Baders beobachtet, worauf er gefragt habe: „Wollen Sie ausreiten?“ — Bader habe geantwortet: „Ja, ich muß geschwind nach Suttersfarm, werde aber bald wieder zurückkehren.“ — Der Fremde habe hierauf erwidert: „Ja dann will ich hier warten, bis Sie zurück sind.“ — Der vertrauensvolle Bader habe, anstatt dem Fremden zu bedeuten, es sei nicht nötig, daß er warte, gegen seine Proposition nichts eingewendet und sei fortgeritten, sowie auch bald wieder zurückgekehrt. Unterwegs seien ihm zwei Männer zu Pferd begegnet, die er gefragt habe, ob sie nichts Unrechtes beobachtet hätten, was diese verneinten. Rasch habe er seine Heimat erreicht, aber anstatt wie seine Frau ihm sonst entgegenzukommen pflegte, sei sie diesmal nicht zu sehen gewesen und auf sein Rufen habe er auch keine Antwort erhalten. Bader sei schnell vom Pferd gestiegen und da er gewußt habe, daß seine Frau an diesem Tag waschen wollte, gegen die Slungh gegangen, von wo ihm der Fremde entgegengekommen sei und den er sofort gefragt habe, ob er wisse, wo sich seine Frau befinde. Jackson habe einen Revolver gezogen und dabei geantwortet: „Ja, das weiß ich, und ich will dich auch zu ihr schicken.“ Bader sei in das Haus gesprungen, um seine Doppelflinte zu holen, aber beide Läufe habe er frisch abgeschossen gefunden. Das Schlimmste ahnend, sei er aus dem Haus hinausgesprungen, indem er rasch zu Pferd die Nachbarn habe zu Hülfe rufen wollen, aber Jackson habe sich gerade auf demselben entfernt. Da er noch mehrere Pferde im Coral hatte, bediente er sich schnell eines andern und ritt zu seinen Nachbarn, die ihm dann geholfen hatten, den Übelthäter zu verfolgen und auch einzufangen. In seinem Besitz war Baders Revolver, mit welchem

er zweimal auf ihn losgedrückt, seine Uhr und einige Dollars Geld. Frau Bader schien Anstalten zum Waschen getroffen zu haben, denn sie befand sich in der Nähe der Slough. Der Mörder hatte ihr beide Flintenladungen durch den Leib geschossen, sie dann an der Gurgel gewürgt und noch andere Gewaltthaten an ihr verübt. Man habe den Thäter zur Leiche gebracht und ihm den Kopf auf diese gedrückt, sowie ihn gefragt, ob er noch etwas zu seiner Verteidigung zu sagen habe. „Ich weiß nichts zu sagen,“ habe der Mörder geantwortet.

Ehe man eine Jury habe zusammenberufen können, seien die Nachbarn zusammengetreten, hätten einen Lasso um seinen Hals gelegt und ihn an einen Ast der Eiche aufgehängt. Bader sei dann kurze Zeit nachher in seine Heimat zurückgekehrt, wo er melancholisch geworden und bald gestorben sei.“

An einem schönen Frühlingstag machte ich dem uns bekannten Dürr, meinem gewesenen Mitanteilhhaber an der Schafherde, einen Besuch und vernahm von ihm, daß einige Tage nach meiner Abreise aus den Minen zwölf weiße Männer gekommen seien und ihn gefragt hätten, was das für Indianer seien, die er da habe. Darauf habe er geantwortet, es seien theils Berg-Indianer, theils solche vom Sacramento. Die Männer hätten dann eine längere Beratung gehabt und seien darauf fortgeritten. Nachher habe er vernommen, daß der Zweck ihres Besuches kein anderer gewesen sei, als die Indianer zu töten und dies nur deshalb unterlassen hätten, weil ich ihm Sutters Indianer, die sie nicht zu töten wagten, noch gelassen habe. Dann theilte mir Dürr noch mit, daß sich meine Prophezeiungen betreffend seiner Frau und ihrem Landsmann bald nach meiner Abreise als richtig erwiesen hätten und letzterer laut Urteil einer Jury die Gegend habe verlassen müssen, nachdem er vorher 24 Hiebe auf den nackten Rücken erhalten habe, die er (Dürr) ihm habe aufmessen dürfen. Das Benehmen dieses Indianers, also des Freundes und Landsmanns von Dürres Frau, sei die Ursache gewesen, daß die zwölf weißen Männer einen Mordstreifzug auf die Indianer gemacht hätten.

Wie ich später vernommen habe, erfuhr auch Dürr die Wandelbarkeit des Glücks. Er soll mit 8000 Dollars aus Californien abgereist sein, die ihm auf der Reise gestohlen wurden, so daß er aus Armut sein väterliches Erbe aus seiner Heimat habe verlangen müssen. Es schien ein wahrer Fluch auf dem so leicht erworbenen Gold zu liegen, so daß mir oft bangte, wenn ich von solchen Schicksalsschlägen hörte. Wenn man die Fälle aber etwas näher verfolgt, so findet man meistens ein Häklein am unrichtigen Ort, an dem das Glück hängen geblieben ist.

In dieser freien Zeit besuchte ich auch meinen Freund Thomann, den der freundliche Leser längst kennt. Er hatte sich Niklaus als Wohnsitz ausgewählt und lebte da in ganz guten Verhältnissen. Auch kam es mir vor, die Leute seien daselbst besser als in Marysville und Heackfarm, bis ich zu meinem Bedauern folgende Schandthat erzählen hörte.

Als das Schiff „Governor Dana“ einst in Niklaus landete, kam ein schöner Knabe von circa 14 Jahren an das Land und weinte bitterlich. Nun vernahm man von ihm, daß sein Vater etwa 2 1/2 Meilen weiter oben in den Fluß gefallen und sofort untergesunken sei, weil er 1400 Dollars Gold auf seinem Körper getragen habe. Die Leute hatten sich die Stelle, wo er ins Wasser gefallen war, genau gemerkt und einige Männer von Niklaus nahmen ein Ruderboot und fuhren damit, von dem Knaben begleitet, nach der betreffenden Stelle. Nach einigen Stunden vergeblichen Suchens kehrte man unverrichteter Sache nach Niklaus zurück und der arme Knabe war untröstlich über den Verlust seines Vaters und all seines Geldes, das sie sich miteinander erworben hatten. Als man aber am folgenden Tag wieder auf die Stelle kam, wo der Junge nochmals nach dem Vater suchen wollte, fand man die Leiche am Land, aber das Geld war fort. Es ist also gar nichts anderes denkbar, als daß einer oder mehrere der Männer, die mit dem Knaben suchen gingen, genau die Stelle ermittelt haben mußten, wo die Leiche im Wasser lag, und bloß die Nacht abwarteten, um dieselbe herauszuheben und das Geld zu stehlen. Wir erfuhren von dem

Knaben, daß es Deutsche von New-Orleans waren, sowie auch, daß seine Mutter und mehrere Geschwister dort wohnten.

Von Niklaus ritt ich einigemal über die Prairie nach Sacramento, was ein Hochgenuß für mich war, denn eine Prairie im Frühlingschmuck ist etwas Wunderbares, Lieblich-Schönes, und auch deshalb interessant, weil man da bei hunderten weidendes Vieh trifft, das bei Ankunft eines Reiters rasch auseinander rennt, wenn nicht einige Bullen zusammentreten und ohne Worte einen Angriffsplan auf den Ruhestörer schmieden, wie ich es auf einer meiner Prairiewanderungen zu Pferd erlebt habe. Damals rettete mich bloß die Nachahmung des Gebrülls eines Grizzly-Bären, weil die Bullen die Überlegenheit derselben kennen und sich daher sehr vor ihnen fürchten.

Da Thomann eine Weinschenkubude betrieb, so trafen sich bei ihm oft die sämtlichen Schweizer und ich darf mich dessen rühmen, daß auf meine Veranlassung hin die erste Schützengabe von Schweizern an ein eidgenössisches Schützenfest beschlossen und dann auch abgesandt wurde. Als ich später am Fest selbst in Genf meinen Namen auf dem prachtvollen silbernen Gefäß, welches 2000 Franken gekostet hatte, eingraviert las, war ich fast ein bißchen stolz auf mein Verdienst, weil ich zuerst auf den Gedanken kam, eine Gabe an dieses vaterländische Fest zu spenden.

XXV.

Bekomme endlich mein Geld. — Teure Advokatenrechnung. — Ich verlasse Californien für immer.

Als die Zeit herannahete, wo ich mein Geld von August Sutter erhalten sollte, verließ ich Niklaus, um nach Sacramento zu gehen, denn ich hielt es fürs beste, nun da zu wohnen, wo mein Schuldner täglich zu sehen war.

Derselbe ließ die vereinbarten Termine herankommen und verstreichen, ohne Miene zum Bezahlen zu machen und ich war entschlossen, den jungen Herrn im Notfall zum Zahlen zu zwingen, wenn gültliche Mittel nutzlos wären.

Da Herr Weinmann, als zweiter Käufer meiner Liegenschaften von Sutter, nie mehr etwas von sich hatte hören lassen und es sich seit meinem Handel mit Sutter immer mehr herausstellte, daß sich Eliza nie zu einer wirklichen Stadt erheben werde, so hatte auch die große Begeisterung zum Spekulieren beim jungen Herrn Sutter einen argen Riß bekommen. Ich hatte mehreremal nach dem Fälligwerden der ersten Note die schüchterne Frage an ihn gerichtet, ob er mir nicht wenigstens einen Teil an die 5000 Dollars zahlen könnte; aber ich erhielt zur Antwort, daß er noch kein Geld habe. Jetzt, da auch die doppelte Summe fällig wurde, würde ich mit Zahlungen von 2—3000 Dollars je nach einigen Wochen bis zur vollständigen Tilgung auch zufrieden gewesen sein. Es fiel aber dem vornehmen jungen Herrn nicht ein, mich anzufragen, ob ich ihm noch Stündigung geben wolle und so war ich endlich gezwungen, ihn zu besuchen, um zu vernehmen, ob er nun bereit sei, mir die fälligen Zahlungen zu machen.

Die Antwort lautete wie früher: „Ich habe jetzt kein Geld.“ —

Er ließ mir dabei durchblicken, daß Weinmann ihm den Handel nicht gehalten habe und er somit quasi auch das Recht habe, das Gleiche gegen mich zu thun. Dann machte er mir folgende Proposition:

„Wissen Sie was, ich habe Ihnen auf den Handel 1000 Dollars gegeben und jetzt gebe ich Ihnen noch 1000 Dollars, und Sie nehmen die ganze Prosperity zurück, oder ich will Ihnen hier in Sacramento andere Stadtlose dafür geben, wenn es Ihnen so besser gefällt.“

Auf mein Befragen, wo sich diese letzteren befinden, bezeichnete er mir Plätze, die viele Fuß unter Wasser standen. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich mich mit den Froschteichen nicht abgeben und ebensowenig seine Vorschläge zur Zurücknahme der Objekte annehmen könne. Die Berufung auf Weinmanns Wortbrüchigkeit wies ich als lächerlich zurück, da er den Profit von 5000 Dollars auch in die Tasche gesteckt hätte, ohne mir etwas davon zu geben.

Ich mußte mich also überzeugen, daß diese Angelegenheit ohne Prozeß nicht erledigt werden konnte und ich wandte mich daher an die mir empfohlenen Advokaten Johnson & Cie. Diese versprachen, die Sache an die Hand zu nehmen, sagten mir aber nicht, daß ich für den doppelten Betrag der Forderungssumme Bürgschaft zu leisten habe, wenn ich Beschlag auf Grundeigentum vom Schuldner legen wolle, was doch nötig zu sein schien, da ich vernommen hatte, Sutter wolle auf den 1. Juli Californien verlassen.

Nachdem ich die verlangte Bürgschaft geleistet hatte und alle nötigen Schritte zum Prozeß gethan waren, kam unerwartet ein gewisser Herr Wehler, wie es schien, Mitinteressierter von Sutter, zu mir und fragte mich, was ich von meiner Forderung nachlasse, wenn er mich ganz ausbezahle. Nach langem Schachern wurden wir dahin einig, daß ich 1200 Dollars nachlassen und die ergangenen Kosten übernehmen müsse. Während Wehler das Geld holte, ging ich zu meinem Advokaten, um ihm die Abmachung mitzuteilen und ihn zu ersuchen, daß er bei der Aus-

bezahlung zugegen sein möchte. Er war hiemit nicht bloß einverstanden, sondern spielte dabei sogar den Empfänger. Als ich ihn dann um die Kostenrechnung bat, verlangte er — man rate und staune — nicht weniger als 800 Dollars. Ich gab ihm zu bedenken, daß er in der Sache ja so viel als nichts zu thun gehabt habe, was aber keinen Eindruck auf ihn machte, indem er an den 800 Dollars festhielt. Ich verlangte hiefür eine Bescheinigung, um, wie ich offen erklärte, im Osten beweisen zu können, was in Californien das Prozessieren koste. — Von Sutter erhielt ich noch etwa 40 Dollars falsches Geld, aber ich klagte ihn deshalb nicht ein, denn Herr Johnson hatte mich gelehrt, daß das Prozessieren ein teurer Artikel sei.

Ich war nun vollkommen fertig für die Abreise nach Osten und ich fragte mich bloß, ob ich all mein Geld gleich mitnehmen sollte. 6000 Dollars hatte ich bereits in New-York angelegt. Ich fand schließlich, daß es wohl am sichersten sei, einen Teil wieder zum Kauf von Stadteigentum zu verwenden, einen andern Teil durch ein Speditionshaus in San Francisco befördern zu lassen und dann das übrige in einem Koffer selbst mitzunehmen. Damit risikierte ich am wenigsten, alles auf einmal zu verlieren.

Ich kaufte einen Bauplatz dem Public Square gegenüber, neben dem Wilhelm Tell-Hotel, für 4000 Dollars. Diesen mußte ich noch einzäunen, damit sich kein Squatter (Einsitzer mit Annectionsrecht) auf demselben niederlasse, was mich 100 Dollars kostete, so daß ich also 4100 Dollars angelegt hatte.

Am Tag vor meiner Abreise genoß ich mit den hier in Sacramento anwesenden Freunden und Bekannten noch einige gemütliche Stunden, natürlich ohne Zechgelage, um so mehr aber mit wohlgemeinten gegenseitigen Glücks- und Segenswünschen und am 1. Juli 1850 verließ ich, bis ans Schiff von dem treuen Freund Thomann begleitet, auf dem „Golden Gate“ die Scholle, wo ich geträumt hatte, durch unermüdliches, redliches Streben und Schaffen mir ein friedliches, glückliches Heim zu gründen, was sich auch verwirklicht hätte, wenn nicht durch die Entdeckung

des Goldes der Abgott Mammon aus dem paradiesischen Californien für Jahrzehnte eine teuflische Easterhöhle gemacht hätte.

* * *

Anmerkung des Herausgebers. Mein Freund reiste dann nach der Heimat zurück, verheiratete sich, kaufte ein Landgut in Kilchberg bei Zürich und kehrte nach ein paar Jahren wieder nach Nordamerika zurück, wo er sich bleibend in der ehemaligen Mormonenstadt Nauvoo niederließ und heute noch als 76jähriger Greis dort lebt.



